Im Glauben leben

Hilfen zur katholischen Lebensgestaltung

Im Glauben leben

Hilfen zur katholischen Lebensgestaltung

19. Theologische Sommerakademie in Augsburg 2011
Veranstalter: Initiativkreis katholischer Laien und Priester
in der Diözese Augsburg e. V.
Hrsg.: Gerhard Stumpf, Landsberg,
Eigenverlag: Initiativkreis, 1. Aufl. November 2011
ISBN 978-3-9814138-0-9

Copyright © 2011 Initiativkreis
katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e. V.
Alle Rechte vorbehalten unter Berücksichtigung der
Autorenrechte.
Satz und Layout: Gerhard Stumpf

Druck: LÚC, Kozicova 2, 841 10 Bratislava 46

Umschlaggestaltung mit dem goldenen Kreuz am
Sternenhimmel in der Kuppel des Mausoleums
der Galla Placidia in Ravenna; in den Ecken die Symbole
der Evangelisten

Inhaltsverzeichnis

Vorwort
Gerhard Stumpf 5

Wie katholisch ist Deutschland
Andreas Püttmann 7

Ich habe dich beim Namen gerufen (Jes 43,1) –
Die geistliche Bedeutung der christlichen Namensgebung
Karl Josef Wallner OCist 41

Kirchliche Festtage – verharmlost, sinnentleert, umgedeutet
Georg Alois Oblinger 65

Segnen und gesegnet werden: Die Sakramentalien der Kirche
Anton Ziegenaus 79

Zeugnisse
Warum katholisch werden?
Peter Kemmether 91

Mein Weg zum Glauben
Jenö Zeltner 103

Konversion und literarisches Werk:
Gertrud von Le Fort (1876-1971)
Monika Born 115

Zur Spiritualität der Ehe
Christoph Casetti 135

Die Liebe und Barmherzigkeit Jesu: Geschenk und Auftrag
Margaritha Valappila SJSM 155

Den Schutz der Mutter suchen: Die Weihe an Maria
Markus Hofmann 173

Als christliche Familie gegen den Strom schwimmen
Christina und Hans Augustin 195

Beten mit den Kindern
Silvia Cichon-Brandmaier 211

Was Deutschland an seinen Katholiken hat
Andreas Püttmann 223

Predigten

„Niemand kann sagen ‚Herr Jesus' außer im Heiligen Geist" (1 Kor 12,3)
Anton Ziegenaus 265

Die lebensempfangende und lebensspendende Quelle
Anton Ziegenaus 269

Die Gegenwart des Heiligen Geistes im Wort Gottes
Peter Kemmether 271

„Selig, die du geglaubt hast" (Lk1,45)
Anton Ziegenaus 277

Referenten 281

Vorwort

Kaum eine Religionsgemeinschaft steht so sehr im Brennpunkt der deutschen Öffentlichkeit wie die katholische Kirche. Oft sind es einzelne Bischöfe, die mediales Interesse wecken. Dabei versucht man diejenigen, die sich dem Erwartungsdruck des Zeitgeistes gegenüber ambivalent verhalten, gegen die auszuspielen, die nicht bereit sind, Kompromisse anzudenken, wenn es um Kernfragen des Glaubens geht.
Im Vorfeld des Papstbesuchs in Deutschland formulierten Politiker, Angehörige des Zentralkomitees der Katholiken, Angehörige evangelischer kirchlicher Gemeinschaften Erwartungen an den Papst, die sie aus den Befindlichkeiten des eigenen Lebens oder eines hohen prozentualen Anteils der Bevölkerung entnahmen. Wollte man damit dem Papst Themen aufzwingen, die er zu beantworten habe? Wollte man mit dem Maß., wie er die an ihn herangetragenen Erwartungen erfüllte, den Erfolg seines Staatsbesuchs und seiner Pastoralreise messen? Doch schon im Voraus wie auch im Nachhinein hatten alle die Möglichkeit, sich darüber zu informieren, was die katholische Kirche ist und welche Bedeutung dem Papst darin zukommt.
Die katholische Kirche ist eben keine demokratisch verfasste Gesellschaft. Sie ist selbst Sakrament. In ihr ist Christus gegenwärtig. Sie ist der Leib Christi. Über diese Kirche kann kein Mensch verfügen. Ihr zu dienen ist die Berufung eines jeden Getauften und zwar nach der Maßgabe seiner Berufung durch Christus und die von ihm eingesetzten Bischöfe. Die Kirche ist also seit ihrer Gründung durch Christus selbst der Kontinuität verpflichtet. Christus selbst ist der Maßstab für jedes Handeln in der Kirche und für das Handeln der Gläubigen in der Gesellschaft. Er ist die Wahrheit, die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit einschließt.
Wenn es also um die katholische Kirche geht, werden die Katholiken sich immer wieder auf Christus zurückbesinnen müssen und die Werte überprüfen, die sie vertreten.
Da Gott in Christus selbst Mensch geworden ist, hat er die Menschen-

natur der Verfügbarkeit des Menschen enthoben. Am umfassenden Lebensschutz des Menschen von der Zeugung bis zum Tod kann nicht gerüttelt werden. Christus selbst hat die Ehe zum Sakrament erhoben: „Was Gott verbunden hat, kann der Mensch nicht trennen.“ Der Apostel Paulus hat die Ehe in die untrennbare Einheit Christi mit seiner Kirche eingebunden. Der in der Eheschließung gegebene Eid und das sich Einlassen in die Einheit Christi mit seiner Kirche können nicht rückgängig gemacht werden.

Ist das von den evangelischen Gemeinschaften gefeierte Abendmahl dasselbe wie die Eucharistiefeier der katholischen Kirche? In der katholischen Kirche feiert der Priester in persona Christi die Eucharistie. Nur so vollzieht er mit den Worten Jesu die Wandlung. Zugleich ist die Eucharistie wirkmächtiges Zeichen der innersten Vereinigung Christi mit seiner ganzen Kirche, zu der auch der Nachfolger Petri gehört. Voraussetzung zum Empfang der Kommunion ist die Vergebung im Bußsakrament und die Einheit mit der ganzen Kirche.

Die 19. Theologische Sommerakademie setzte sich das Thema „Im Glauben leben“ und wollte damit Hilfen zur katholischen Lebensgestaltung geben. Ausgehend von der Frage „Haben die Katholiken noch eine Bedeutung für Deutschland?“ wurden für Katholiken wichtige Themen der Lebensgestaltung angesprochen, die verloren zu gehen drohen: Namensgebung, Feiertage, Gebetserziehung, Marienweihe, aus dem Glauben gestaltete Ehe. Persönlichen Zeugnissen wurde ein erheblicher Raum gegeben.

135 Jahre nach ihrer Geburt und 40 Jahre nach ihrem Tode sollte auch der Konvertitin Gertrud von Le Fort gedacht werden, die mit ihrer Dichtung der katholischen Kirche über ihre Zeit hinaus diente.

Die Predigten, die im Rahmen der Liturgie der Tagung gehalten wurden, entfalten biblische Worte in ihrer Bedeutung für das Leben im Glauben.

Am Rosenkranzfest Oktober 2011 *Gerhard Stumpf*

Wie katholisch ist Deutschland

Andreas Püttmann

Um Missverständnissen vorzubeugen: Als ich das Thema im August 2010 annahm, ging es mir, biographisch gesehen, eigentlich „gegen den Strich“: Gerade hatte ich, auf Initiative evangelischer Freunde, mein Buch „Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands“ veröffentlicht – in einem evangelischen Verlag und natürlich in überkonfessioneller Perspektive, denn in dieser Hinsicht sitzen Katholiken und Protestanten in einem Boot, oder, um im medizinischen Bild zu bleiben: Auf der Intensivstation liegend, macht es wenig Sinn, gegenseitige Schadenfreude oder Spekulationen zu verbreiten, wem es wohl besser ginge und wer hilfreicher für Deutschland sei. Zudem stand ich kurz vor der Aufnahme in den ökumenischen Tempelritterorden „Ordo Militiae Crucis Templi“ (OMCT), der vom Erzbistum Freiburg als „privater kirchlicher Verein“ anerkannt ist. In so einem Moment fühlt man sich weder prädestiniert noch prädisponiert, Vorzüge des Katholizismus in die Welt zu posaunen.

Andererseits hat sich die konfessionelle Stimmungslage in Deutschland inzwischen so verändert, dass es mir heute einmal an der Zeit zu sein scheint, ein begründetes Lob auf den Katholizismus anzustimmen. Nicht aus Gründen theologischer Wahrheit, für die ich als Sozialwissenschaftler nicht kompetent bin, allenfalls als christlicher Laie qua „sensus fidelium“ und Glaubensdisziplin mitverantwortlich. Ebenso wenig aus subjektiv-religiöser Befindlichkeit, weil ich etwa, wie jeder Rheinländer, laut Konrad Beikircher sogar der evangelische, „chromosomonal katholisch“ fühlte und dächte. Noch weniger deshalb, weil ich den organisierten deutschen Katholizismus – in Laiengremien wie

Bischofskollegium – sonderlich bewunderungswürdig fände. Im Gegenteil: Es ist mehr seine Schwäche, die mich motiviert, weil ich eine wichtige Berufung des Publizisten darin sehe, „antizyklisch“ zu wirken: „Neigt sich das Boot auf die rechte Seite, wird man mich auf der linken finden; und neigt es sich auf die linke Seite, rücke ich auf die rechte“, das scheint mir eine kluge Lebensdevise zu sein. Konfessionell ist unübersehbar: Das Meinungsklima in Deutschland neigt sich deutlich gegen die katholische Seite. Also rücke ich schon deshalb – vor allem aber mit guten sachlichen Gründen – dorthin.

Wie katholisch ist Deutschland?

1. „Kognitiv minoritär“: Die katholische Konfession in der Defensive

Der ehemalige Dominikaner und „Stern“-Journalist Hans Conrad Zander schrieb schon 1997 über seine katholische Kirche: „In der Hackordnung der öffentlichen Wertschätzung stehen wir inzwischen, in den Medien täglich erfahrbar, so tief, dass unter uns niemand mehr kommt außer Hare Krishna und Scientology. ... Ob es uns passt oder nicht, wir sind ‚kognitiv minoritär‘ geworden. So komisch sind wir wie zuvor die Juden. Mehrheiten sind nämlich dumm. Die kognitive Majorität ist genauso dumm, wie wir es waren, als wir, damals im Mittelalter, die kognitive Majorität waren. Aber sie merkt das nicht. Wir haben das damals auch nicht gemerkt. Es kennzeichnet ja die Mehrheit – und es macht sie dumm –, dass sie sich selber nicht in Frage stellt. Weil sie die kognitive Macht hat, ist sie zugleich dumm und selbstbewusst. An ihren eigenen Begriffen misst sie, souverän und selbstverständlich, die kognitiven Minoritäten, zum Beispiel heute die katholische Kirche.“ Teile der Realität, die nicht ins etablierte Schema der Mehrheit passen, werden durch die meist unbewussten Vermeidungsstrategien der „kognitiven Dissonanz“[1] tendenziell ausgeblendet; was bestätigt, wird eher zur Kenntnis genommen und

verfestigt das eigene (Vor-)Urteil. Motto: „Wenn meine Ideen nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen – Pech für die Wirklichkeit.“ So kann sich allmählich ein Realitätsverlust einschleichen, der aber unvermeidlich irgendwann von der Realität eingeholt wird und in einer Bruchlandung auf dem harten Boden der unverrückbaren Tatsachen endet.

Die Versuchung der Minderheit sieht Zander darin, sich zunehmend selber „angstvoll und verkrampft, nicht an den eigenen Maßstäben, sondern an den Maßstäben der Majorität“ zu messen. „So unterliegt sie, fremdbetrachtet, fremdbewertet, den Gesetzen des Zerrspiegels und wirkt, auch auf sich selber, notwendig komisch. ... Je tiefer wir absinken in die kognitive Minorität, desto mehr gerät unsere Kirche in eine spastische Bewegung. Angstvoll starrend auf das, was die Welt, was die kognitive Mehrheit von ihr hält, versucht sie abwechselnd, sich in ihre abseitig und komisch gewordene Identität trotzig einzubunkern, dann wieder versucht sie, ihrer Komik zu entfliehen, indem sie sich, mit enormem theologischem Wortgeklingel, ‚liberalisiert‘.“ So habe das Erste Vatikanische Konzil beschlossen, „diesen ganzen komisch gewordenen katholischen Hokuspokus im kulturellen Ghetto integral zu restaurieren“, während das Zweite den Ausweg im „aggiornamento“ gesucht habe: ... Wie eine Eidechse auf der Flucht vor einem Mächtigeren plötzlich ihren Schwanz fallen lässt, so ließen wir jetzt alle jene Teile unseres komisch gewordenen Erscheinungsbildes, die uns zuvor unentbehrlich schienen, plötzlich fallen: Latein? Komisch, weg damit. Der Teufel? Komisch, weg damit. Weihrauch? Komisch, weg damit. Beichtstuhl? Komisch, weg damit. Rosenkranz? Komisch, weg damit. Kreuzweg? Komisch, weg damit. Thomas von Aquin? Komisch, weg damit. Kutten und Soutanen? Alles komisch, weg damit. Die Gregorianik? Ganz, ganz komisch, sofort weg damit. Und nachdem wir so viel Komik so übereilig abgeschafft haben, wundern wir uns maßlos darüber, dass die Welt uns nicht nur unverändert komisch findet, sondern sogar, eindeutig, noch komischer als zuvor. Woran könnte das liegen? Nur an einem: Noch haben wir das Allerkomischste nicht abgeschafft. Noch haben wir den Zölibat. Den müssen wir

abschaffen. Ganz, ganz schnell. Dann, ja dann, sind wir endgültig raus aus unserer unerträglichen Komik“[2].
Kein Wunder, dass eine Art „aggressiven Mitleids“ mit zölibatären Priestern derzeit, in einer Situation gebrochenen Selbstbewusstseins, wieder Konjunktur hat, wie Matthias Matussek in seinem Bekenntnis zum „katholischen Abenteuer“ konstatiert: „Statt diesen antibürgerlichen Frömmigkeitsartisten und Entsagungskünstlern Respekt entgegenzubringen, möchte sie das Saalpublikum unserer Spaßgesellschaft mit rhythmischem Klatschen zum Beischlaf treiben, denn die regelmäßige und möglichst sofortige Triebabfuhr ist einer der heiligsten Glaubenssätze der Gegenwart.“[3] Diese Zölibats-Fixation verwundert angesichts der Befunde einer aktuellen österreichischen Studie,[4] wonach 80 Prozent der katholischen Geistlichen bei einer Aufhebung des Zölibats „sicher“ (47%) oder „wahrscheinlich“ (33%) weiter ehelos leben würden und eine Zweidrittelmehrheit (69%) ihr eheloses Leben bisher als „recht glücklich“ betrachtet. „Pfarrer leben in einem dichten Netzwerk von Beziehungen, das sie trägt. Ehelos leben erleben viele Pfarrer daher auch nicht als vereinsamend.“

2. 1990: statt „Deutschland, protestantisch Vaterland“ eine „katholische Machtergreifung“

Deutschland werde nun wieder „protestantischer, nördlicher und östlicher ausgerichtet sein“[5], hatte unter anderem der damalige CDU-Generalsekretär Volker Rühe vor der Wiedervereinigung im Frühjahr 1990 prognostiziert. Rudolf Augstein erklärte, die Achse Europas verlaufe nun nicht mehr am Rhein, sondern verschiebe sich nach Osten; das vereinte Deutschland werde „mehr protestantisch als katholisch dominiert sein“. Erst wenige Jahre zuvor waren die Katholiken in der Bundesrepublik zur Mehrheitskonfession geworden, in jenem Staat also, den der Präsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Martin Niemöller 1949 geschmäht hatte als „ein Kind, das in Rom gezeugt und in Washington geboren“ wurde; Westdeutschland sei ein „letztlich ... katholischer

Staat“, im Bundeskabinett säßen zu viele Katholiken.[6] Das kann man übrigens über das heutige Kabinett Merkel nicht mehr sagen: Acht evangelischen stehen sechs katholische Kabinettsmitglieder (und zwei ohne Angabe der Konfession) gegenüber, aus der Partei der Kanzlerin sechs Protestanten und zwei Katholiken. Auch Merkels Generalsekretär Gröhe und Fraktionschef Kauder sind evangelisch. In den einflussreichsten politischen Ämtern auf Bundesebene hat die CDU also 80 Prozent Protestanten und 20 Prozent Katholiken. Ein bemerkenswerter Befund für eine Partei, deren Mitgliederbasis zur Hälfte katholisch, zu einem Drittel evangelisch ist[7] (ursprünglich zu einem Fünftel) und deren aktuelle Bundestagsfraktion zusammen mit der CSU aus 135 Katholiken und 88 Protestanten besteht (einer ist konfessionslos, 15 ohne Angabe).

Abgesehen von einer gewissen Protestantisierung der CDU unter Angela Merkel spürte man entgegen den Prognosen lange nichts von einer Verschiebung der konfessionellen Gewichte in Deutschland durch die Vereinigung mit den Stammlanden der Reformation. Das lag zunächst daran, dass die Zahl der ostdeutschen Protestanten in der „Wendezeit“ immer weiter nach unten korrigiert werden musste: Aus den ursprünglich 80 Prozent protestantischen Bevölkerungsanteils in der DDR waren 1990 nicht, wie noch im Dezember 1989 angenommen, 31, sondern 21 Prozent geworden.[8] Und dann litt die evangelische Kirche auch noch stark unter der Austrittswelle nach Einführung der Kirchensteuer.

Mit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik kam es zu einer zweiten Phase protestantischer Desillusionierung: Bei den Wahlen und der Besetzung öffentlicher Ämter in den neuen Bundesländern erlangten katholische Christen, die „Minderheit in der Minderheit“, eine weit überproportionale politische Präsenz. Die „Kinder der doppelten Diaspora“ wurden aus der inneren Emigration an die Schalthebel der Macht katapultiert, zum Beispiel in Sachsen: Fast jeder dritte Abgeordnete im Landtag war Katholik. Ministerpräsident und Landtagspräsident: katholisch. Herbert Wagner, Sprecher einer Gruppe katholischer Akademiker

seiner Diözese und Diakonatshelfer, wurde Bürgermeister der Landeshauptstadt Dresden. Sein Chemnitzer Kollege war lange Jahre Vorsitzender des Pfarrgemeinderats gewesen. Auch die Ministerpräsidenten von Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen, Gomolka und Duchac: katholisch. Als im Sommer 1991 nach dem Rücktritt des Protestanten Gerd Gies mit Finanzminister Werner Münch auch noch ein Katholik zum Ministerpräsidenten des Landes Sachsen-Anhalt gewählt wurde, während in Sachsen eine Diskussion über den konfessionellen Proporz in den Rundfunkräten entbrannte, waren dies offenbar die Tropfen, die das Fass zum Überlaufen brachten.

„Wir haben die SED entmachtet, und nun übernehmen die Katholiken die Macht“, beschwerten sich medienwirksam evangelische Kirchenvertreter. Am schärfsten ging Ehrhart Neubert, Referent für Gemeindesoziologie in der Theologischen Studienabteilung beim DDR-Kirchenbund in Berlin und Mitbegründer des „Demokratischen Aufbruchs“ (1992-95 „Bündnis 90“, seit 1996 CDU) mit den Katholiken ins Gericht. Diese störten den konfessionellen Frieden durch „eine Legendenbildung, die die Rolle der Protestanten in der DDR verdächtigt und schmälert und die der katholischen Kirche aufwertet“. Die evangelischen Kirchen seien aber „die entscheidenden Träger der Veränderung der DDR“ gewesen, indem sie einer Gleichschaltung in das Gesellschaftssystem widerstanden, als Anwalt der Bevölkerung gedient und als Wortführer der Wende ein Schutzdach für die Gruppen der Opposition gestellt hätten – „mehr noch, das gesamte Phänomen kann geradezu als protestantische Revolution bezeichnet werden“. Dieser „überragende Anteil der Evangelischen an der Wende“ sei „in einem Land mit protestantischer Geschichte und Prägung eigentlich folgerichtig. Das ist mit der Rolle der katholischen Kirche in Polen vergleichbar“[9]. Im Unterschied dazu habe die katholische Kirche in der DDR zu gesellschaftlichen Fragen weitgehend geschwiegen. „Erst sehr spät, als die Revolution praktisch vollzogen war, im Dezember 1989, haben die Bischöfe die Katholiken zur politischen Mitarbeit aufgerufen.

Da aber galt es schon, Machtpositionen für die neue Ordnung zu erringen.“ So werde nun, ausgehend von den vier katholischen Ministerpräsidenten und einer Mehrzahl katholischer Minister, „die Personalpolitik in den neuen Ländern in katholischem Interesse betrieben. Wo die Personaldecke der Katholiken reicht, setzt sich dieses auch in untere politische Ebenen bis in die Landratsämter und Kommunen fort. Auch bei der Neugründung sozialer Einrichtungen streben die Katholiken in einer Art Verdrängungsstrategie an, möglichst überall präsent zu sein, auch wenn schon evangelische Anstalten vorhanden sind“[10].

Die massive Katholizismuskritik aus vornehmlich linksorientierten protestantischen Kreisen beschränkte sich nicht auf den deutschen Wiedervereinigungsprozess, sondern fand ein Pendant auch im Westen: Das „Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt“, von der EKD damals jährlich mit Millionen subventioniert, führte im Herbst 1990 unter dem Titel „Das Kreuz sucht wieder den Adler“ einen scharfen Angriff gegen „die konfessionelle Eigensucht der römisch-katholischen Weltkirche“. Nach der rhetorischen Eingangsfrage, ob es wohl die Gottesdienstübertragungen von Radio Vatikan gewesen seien, die Osteuropa vom real existierenden Sozialismus befreit hätten, ging das Blatt mit dem „triumphalismusanfälligen Katholizismus römisch-wojtylanischer Herkunft“ ins Gericht. Rom reklamiere unter Berufung auf die Bedeutung der Papstwahl von 1978 die Urheberschaft für die Befreiung des Ostens vom Kommunismus für sich und beraube durch diese Fehldeutung der Geschichte die Demokratiebewegungen Osteuropas moralisch ihres Sieges. Hierbei habe sich Bischof Sterzinsky als „Bauchredner des Papstes“ hervorgetan.

Dazu nur soviel: Michael Gorbatschow, als Bauchredner des Papstes sicher unverdächtig, vertrat damals in einem Interview der römischen Tageszeitung „La Stampa“, das von etwa hundert Zeitungen weltweit übernommen wurde, durchaus die Meinung: „Was in Osteuropa in den letzten Jahren geschehen ist, wäre nicht möglich gewesen ohne diesen Papst, ohne die große weltpolitische Rolle, die Johannes Paul II. im Weltgeschehen gespielt hat. Ich

bleibe überzeugt von der Wichtigkeit des Handelns Papst Johannes Pauls II. in diesen Jahren. Wir stehen vor einer außergewöhnlichen Persönlichkeit. Ich möchte nicht übertreiben, aber ich habe einen besonderen Eindruck empfunden, als ob von diesem Mann eine Energie ausgehe, dank der man ein tiefes Gefühl des Vertrauens gegenüber diesem Mann empfindet."

Für das Sonntagsblatt der deutschen Protestanten war dies jedoch Legendenbildung. Die von Rom postulierte Neuevangelisierung Europas sei, wie der Tübinger Theologe Jürgen Moltmann dargelegt habe, „eine schlechte Idee", weil sich dahinter die Absicht einer Rekatholisierung verberge. Das Gefährlichste an der „Verpäpstlichung der Befreiung Osteuropas" und der „römisch-katholischen Kriegsgewinnlerei" sei indes, dass sie einhergehe mit „einer neuen Schwärmerei für das Abendland. Schon in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg war solche Schwärmerei einmal in katholischen Kreisen Mode. Doch jenes Abendland ist nicht nur fromm-romantisch, sondern antidemokratisch, antijüdisch, antiliberal und antiaufklärerisch gewesen"[11].

Anlässlich des Katholikentags 1992 in Karlsruhe ätzte dieselbe evangelische Zeitung unter Bezug auf das Motto des Katholikentreffens: „Christen auf dem Weg nach Europa": „Also auf dem Weg sind wir ja alle schon lange. Aber dass die Katholiken wieder einmal für alle Christen sprechen wollen, das geht doch zu weit." Mit Genugtuung und Häme frohlockte der Autor, die Dänen hätten mit ihrem Nein zu den EG-Beschlüssen von Maastricht „die zentralkomitee-katholische Europa-Euphorie ins Wanken gebracht"[12]. Wenig später erschien in der „Süddeutschen Zeitung" ein Artikel über protestantische Vorbehalte gegen die europäische Integration; laut Hermann Goltz, Religionshistoriker und Mitarbeiter beim Ökumenischen Kirchenrat in Genf, sähen „manche Protestanten, vielleicht, ohne es zu wissen, in Brüssel ein neues Rom"[13]. Von offen bekundeter „Angst vor einem katholischen Europa" war auch in der Berichterstattung über die EKD-Synode 1991 in Bad Wildungen zu lesen: In der zur Union strebenden Zwölfergemeinschaft stellten die Katholiken 62

Prozent der Bevölkerung. In dieser Lage, sagte EKD-Ratspräsident Martin Kruse, sei „die Zersplitterung der Kräfte und Stimmen im evangelischen Lager auf keinen Fall hilfreich“[14]. Der rheinische Präses Beyer bekannte auf einer Synode seiner Landeskirche 1992, dass ihm „das protestantische Hemd in Europa näher ist als der ökumenische Rock“; es sei höchste Zeit, dass sich die Protestanten schützend vor die vielen protestantischen Minderheitenkirchen stellten, „die schlichtweg Angst haben, dass sie im vereinigten Europa noch mehr an den Rand gedrängt werden“[15].

3. Die Hauptstadtentscheidung für Berlin

Solche protestantischen Sorgen fanden eigentlich nur in einem Punkt ein Pendant auf katholischer Seite, nämlich bei der Entscheidung für die neue Bundeshauptstadt Berlin. Die Diskussion darüber wurde mit unverkennbar konfessionellem Unterton geführt. Während der evangelische Bundespräsident von Weizsäcker frühzeitig und forsch die vollen Hauptstadtfunktionen für Berlin forderte, witterten Berlinbefürworter bei Bundeskanzler Kohl eine heimliche Bonnpräferenz. Die Anhänger der rheinischen Bundeshauptstadt konnten es gar nicht glauben, dass der „Enkel“ Konrad Adenauers schließlich nach langer Zurückhaltung „Verrat“ beging und sich für Berlin aussprach. Als die Entscheidung für die alte Reichshauptstadt gefallen war, betrachteten viele Katholiken die verlorene Schlacht als ein Cannae des katholischen Deutschlands. Nun also doch die heidnische Stadt, über die der Zentrumspolitiker Peter Reichensperger gesagt hatte: „Wer ein oder zwei Semester an der Universität Berlin studiert hat, kann nicht mehr katholisch sein.“[16] Der Kölner Erzbischof und frühere Oberhirte von Berlin, Joachim Kardinal Meisner, erinnerte daran, dass die Katholiken mit Berlin „nicht die besten Erfahrungen“[17] gemacht hätten und äußerte die Befürchtung, nach Verlegung des Regierungssitzes von Bonn nach Berlin werde der christliche Einfluss auf Regierungsstil und Inhalte der Politik merklich zurückgehen. In einem Interview hatte er schon im November 1990, auf die „kleindeutsche“

Reichsgründung von 1871 anspielend, gewarnt: „Das Elend mit der deutschen Nation ging doch los, als uns gleichsam der südliche Lungenflügel amputiert wurde. Dann wurden wir kurzatmig und sind von einer Katastrophe in die andere gestürzt.“[18]
Die katholische Bundestagspräsidentin und Bonnbefürworterin Rita Süßmuth widersprach am Morgen nach der Hauptstadtentscheidung der Auffassung, dass sich durch das Votum für Berlin nichts Wesentliches geändert habe: „Im Gegenteil, hier ist nichts mehr, wie es vorher war.“[19] Bei der Analyse des Abstimmungsergebnisses forderte sie die Journalisten auf, auch auf die Konfessionszugehörigkeit der Abgeordneten zu schauen. Von den 218 katholischen Bundestagsabgeordneten hatte eine Zweidrittelmehrheit für Bonn gestimmt, von den 248 evangelischen Abgeordneten nur 36 Prozent. Betrachtet man nur die alten Bundesländer, so stimmten sogar 73 Prozent der katholischen Abgeordneten für Bonn, aber selbst von den westdeutschen protestantischen Abgeordneten 58 Prozent für die Stadt im Osten.[20]
Das katholische Unbehagen angesichts der Entscheidung für Berlin konnte aber nur kurz die dominante Konfliktlage überdecken: Besorgnis und Verärgerung der Protestanten über die katholische Dynamik in der Politik. Der im Vorfeld der Wiedervereinigung als zukünftiger konfessioneller „Underdog“ geltende Katholizismus äußerte deutlich weniger Beunruhigung und antiprotestantische Affekte als dies umgekehrt die geradezu mit Erbitterung vorgetragene Kritik evangelischer Kreise an der katholischen Kirche erkennen ließ. Dieses Ungleichgewicht spiegelte sich wider in einer gemeinsamen ökumenischen Erklärung der Kirchenleitungen Sachsen-Anhalts. Der katholische Bischof Nowak und Kirchenpräsident Natho sowie Bischof Demke von evangelischer Seite versuchten die Gemüter in einem Schreiben an die kirchlichen Mitarbeiter zu besänftigen. Unter den sieben konfessionellen „Ängsten, Verdächtigungen und Pauschalurteilen“, die sie erwähnten, gab es nur zwei Kritikpunkte an der evangelischen Kirche, nämlich politisch links zu sein

und als beherrschende Kirche der Reformation die katholische Kirche nicht als Partnerin zu betrachten. Die meisten zitierten Vorwürfe richteten sich gegen die katholische Kirche, nämlich CDU-Verbundenheit, unverhältnismäßig starke Vertretung in politischen Gremien, Einleitung einer Art Gegenreformation, Steuerung der Aktivitäten katholischer Politiker von Rom aus.[21] Letzteres war auch immer eine beliebte Diffamierungsmethode der kommunistischen Machthaber gewesen; nun machten evangelische Christen sie sich zu eigen.

4. Klarstellungen: Protestantische Selbstentmachtung durch historische Kompromittierung und sozialethische Desorientierung

Viel entscheidender für den „katholischen Frühling" in den neuen Ländern als konfessionelle Einflussstrategien war zunächst die schlichte Tatsache, dass die katholischen Christen nach dem Ende des SED-Regimes weniger kompromittiert erschienen. Die von etwa einer Zweidrittelmehrheit[22] des evangelischen Kirchenestablishments getragene Kompromissformel „Kirche im Sozialismus" erwies sich nun als Kompromittierungsformel. Der Berliner Erzbischof Sterzinsky hingegen konnte sich im April 1991 erfreut zeigen über die hohe Achtung, welche die katholische Kirche in den neuen Bundesländern genieße. Wenn katholisch zu sein heute bedeute vertrauenswürdig zu sein, dann hänge das nur damit zusammen, dass die Katholiken „nicht sonderlich anfällig" gewesen seien für das Regime.[23]
Darauf weisen auch Umfragen hin: „Nie an den sozialistischen Staat geglaubt" zu haben, erklärte 1992 etwa jeder zweite ostdeutsche Katholik, aber nur jeder dritte Protestant und jeder fünfte Konfessionslose.[24] Doppelt so häufig wie Protestanten berichteten Katholiken, dass sie selbst oder ihre Familie wegen ihrer religiösen Haltung benachteiligt wurden (35:17%); 42 Prozent der katholischen und 53 Prozent der evangelischen Christen würden „eigentlich nicht sagen", dass sie „damals unter dem System gelitten", sich „bedrängt oder benachteiligt gefühlt haben"[25].

Die Katholiken in der DDR waren 1990 nicht nur unbelasteter, sondern auch selbstbewusster und optimistischer. Der Aussage: „Ich merke häufiger, dass sich andere nach mir richten“, stimmten in einer Allensbach-Umfrage nach den ersten freien Wahlen zur Volkskammer 34 Prozent der Katholiken zu, aber nur 28 Prozent der kirchennahen und 21 Prozent der kirchenfernen Protestanten; unter den jüngeren Christen (<40 Jahre) war die konfessionelle Differenz noch ausgeprägter (36:20%). Bei der Selbstbeschreibung: „Ich bin selten unsicher, wie ich mich verhalten soll“, tat sich unter ihnen eine Differenz von 39 (kath.) zu 29 Prozent (ev.) auf. „Wenn die Regierung ein ungerechtes Gesetz erlassen hat, kann ich überhaupt nichts dagegen tun“, meinten 54 Prozent der evangelischen, aber nur 36 Prozent der katholischen „Kinder der DDR“. Die Katholiken fühlten sich also weniger ohnmächtig, hatten ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein in der Umbruchphase der DDR und verlangten auch stärker als die Protestanten Meinungsfreiheit und Mitsprache, während diese auf einer Prioritätenskala politischer Ziele mehr die „Ordnung im Lande“ aufrechterhalten oder „die Preissteigerung bekämpfen“ wollten, also politische Ziele, die in der Sozialforschung eher als materialistische Werte bezeichnet werden, aber nicht demokratietypische Werte sind. In der westlichen Bundesrepublik war eine konfessionelle Differenz in dieser Hinsicht nicht feststellbar oder eher umgekehrt ausgeprägt.[26]

Angesichts der Rede von einer „protestantischen Revolution“ überraschen auch Allensbacher Daten zur Beteiligung an Protesten und Willenskundgebungen des Volkes. Sich an einer Demonstration beteiligt zu haben, erklärten 57 Prozent der kirchennahen Katholiken, aber nur 41 Prozent der kirchennahen Protestanten, an Unterschriftensammlungen 67 Prozent der Katholiken und 53 Prozent der Protestanten.[27] Die Katholiken gingen demnach prozentual gesehen häufiger auf die Straße und fielen als kleinere Konfession nur weniger ins Gewicht. Zu zehn Prozent häufiger als die Protestanten zählten sie sich zu den Menschen, „denen Freiheit über alles geht“[28]. Von einer „zupackenderen“ Einstellung der

Katholiken in der Stunde der Befreiung zeugt auch ihre häufigere Zustimmung zu der (für Ämterbesetzungen relevanten) Aussage: „Ich übernehme gern Verantwortung.“ In der Bundesrepublik machten sich dies 57 Prozent der Protestanten und 48 Prozent der Katholiken zu eigen, in der DDR der Wendezeit jedoch umgekehrt 63 Prozent der Katholiken und 47 Prozent der Protestanten.[29]

Die katholischen Bischöfe unterstützten diese Haltung und hatten die Gläubigen schon in einer Erklärung vom 7.11.1989 – also nicht, wie Neubert behauptete, „erst sehr spät, als die Revolution praktisch vollzogen war, im Dezember 1989“ – ermuntert, „die Pflicht zur politischen Verantwortung wahrzunehmen ... durch Mitwirkung in frei gewählten Volksvertretungen, durch Ausübung von Macht, die demokratisch zu kontrollieren ist“[30]. In einem Hirtenwort zum Jahreswechsel hieß es dann: „Bisher war es vor allem an uns Bischöfen, uns zu den Lebensfragen des Volkes zu äußern ... Nun aber sind wir alle aufgefordert, im Rahmen der neu gewonnenen Möglichkeiten unsere Verantwortung für unser Volk wahrzunehmen.“[31]

Auf die Frage nach der Rolle, welche die Kirchen in der Gesellschaft übernehmen sollten, etwa durch die Einrichtung von Krankenhäusern und Altenheimen, durch Jugendarbeit und Religionsunterricht in den Schulen, wissenschaftliche Arbeit in Hochschulen und Akademien, kircheneigene Zeitschriften und Interessenvertretungen in Rundfunk und Fernsehen sowie politisch ausgerichtete kirchennahe Vereinigungen und Verbände – also Möglichkeiten, in die Gesellschaft hineinzuwirken –, antworteten katholische Christen weit zustimmender; die durchschnittliche Differenz zur evangelischen Unterstützung solcher Aktivitäten lag bei 23 Prozentpunkten.[32] Es herrschte also eine ganz andere Stimmung des Aufbruchs und der Gestaltungsfreude im ostdeutschen Katholizismus als im protestantischen Milieu.

Hinzu kam, dass die Fiktion des „dritten Weges“ zwischen Kapitalismus und Sozialismus weit mehr Anhänger im evangelischen Bereich fand. Die Protestanten engagierten sich meistens im „Neuen Forum“, im „Demokratischen Aufbruch“,

in der Sozialdemokratischen Partei oder in weiter links stehenden Gruppierungen, etwa der „Vereinigten Linken“, welche sämtlich bei den Wahlen ein Debakel erleben sollten. Die Katholiken wandten sich fast geschlossen der CDU zu und rückten natürlich mit deren Wahlerfolgen auch stärker in die politischen Ämter ein.
Neben dieser politischen Positionierung, die katholischerseits eindeutig auf den Abschied vom Sozialismus gerichtet war, standen in der Frage der nationalen Einheit den Protestanten ihre „Anschluss“-Aversionen selbstbehindernd im Wege. Die Idee, die DDR als einen Ort „gerechteren Zusammenlebens“[33] zu erhalten und nicht nach Artikel 23 Grundgesetz „angeschlossen“ zu werden an die Grundordnung der Bundesrepublik kam unter den Katholiken praktisch gar nicht auf. Indes zeigte sich Konsistorialpräsident Manfred Stolpe noch am 7. November 1989 überzeugt, dass „der größte Teil der DDR-Bürger fest entschlossen“ sei, „die DDR als antifaschistische, sozialistische und rechtsstaatliche Republik zu erhalten“[34]. Sogar Protestanten im Westen forderten, wie ein Aufruf der westdeutschen Evangelischen Studentengemeinde am 21. November 1989, das Brandenburger Tor müsse geschlossen bleiben und die DDR sich demokratisch und sozialistisch erneuern, statt „zu einem Spekulationsobjekt bundesdeutscher Kapital- und Wirtschaftsinteressen“ zu werden.[35] Von solchen ideologischen Verirrungen lässt sich aus der katholischen Kirche nicht berichten. Insgesamt könnte man also zugespitzt sagen: Die evangelischen Kirchen in der „gewendeten“ DDR und den neuen Ländern beraubten sich durch einen falsch geeichten sozialethischen Kompass in der neuen Lage selbst ihrer gesellschaftlichen und politischen Einflusschancen, riefen dann aber laut: „Haltet den Dieb!“ hinter den Katholiken her.

5. Das wahre konfessionelle „Wendejahr“ 2009: „Wir waren Papst“

Während in den neuen Ländern mit der wachsenden Unzufriedenheit über angeblich zu langsame Wohlstandszuwächse die Dominanz der

CDU schwand und zunehmend linke Parteien in Regierungsmacht gelangten, in denen fast keine Katholiken engagiert waren, zerfiel im Westen 1998 nach 16 Jahren das „System Kohl“, und unter dessen evangelischen Nachfolgern im Parteivorsitz, Schäuble und Merkel, begann sich die Partei zu ändern. In den politischen Eliten der Republik schwand allmählich das Gewicht des christlichen und speziell des katholischen Deutschland. Nur am Tropf des verpönten Rom konnte der deutsche Katholizismus im Jahr der „päpstlichen Ereignisse“ 2005 mit dem eindrucksvollen Sterben Johannes Pauls II., der Wahl eines deutschen Nachfolgers und seinen triumphalen Besuchen beim Weltjugendtag in Köln und beim Heimatbesuch in Bayern eine vorübergehend aufflackernde Vitalität erleben.[36]

Mit dem Piusbrüder-Skandal Anfang 2009 fielen dann aber alle publizistischen Beißhemmungen gegenüber „unserem Joseph Ratzinger“ (BILD). In die Allianz der Empörung stimmten neben militanten Atheisten, verletzten Juden, eifersüchtigen Protestanten und antirömischen Deutschkatholiken sogar so besonnene Leute wie Peter Hahne oder Michael Wolffsohn ein. Wichtige Leitmedien etwa des Springer-Verlags und in gewissem Umfang auch die FAZ schwenkten auf einen antirömischen und teilweise antikatholischen Kurs ein.[37]

Schon vor dem Missbrauchskandal, im Oktober 2009, stellte eine an die Öffentlichkeit gelangte EKD-kirchenamtsinterne Expertise von Oberkirchenrat Thies Gundlach die eben noch so starke katholische Kirche nun als schwankenden, „angeschlagenen Boxer“ dar, während „die intellektuelle und positionelle Präsenz in gesellschaftlich relevanten und politisch heiklen Fragen“ neuerdings „deutlich von der evangelischen Kirche dominiert und geprägt“ werde. Vom neuen Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, dem Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch, gehe keine orientierende und prägende Kraft aus. Der katholische Ökumene-Bischof Gerhard Ludwig Müller nannte diese hämisch-abfälligen Bemerkungen „plumpen Nonsens“. Die Bischofskonferenz sagte die halbjährliche Plenarsitzung des katholisch-evangelischen Kontaktkreises ab.

Kaum war der durch die peinliche Indiskretion angerichtete Schaden durch Entschuldigungen von höchster Stelle begrenzt, nährte mediale „Begleitmusik“ der Wahl Margot Käßmanns zur neuen EKD-Ratsvorsitzenden erneut Zweifel an den Zukunftsaussichten ökumenischer Eintracht. In seinem Leitkommentar: „Weiblich und streitbar“ der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 9. Oktober hielt es der evangelische Redakteur und Theologe Reinhard Bingener für angebracht, sich und den Lesern auszumalen, wie „orthodoxe Patriarchen und manche römisch-katholischen Würdenträger ob der Wahl Margot Käßmanns verstört an ihren Gewändern nesteln“ – ein abfälliger, hämischer Ton. Man kann ja „die Wahl einer geschiedenen Frau“ zur höchsten Kirchenrepräsentantin prima finden und als „ökumenisches Signal“ dafür preisen, dass man „Streit in Kauf nimmt“ und Schluss mache mit dem „ökumenischen Stillhalten“. Das ist geistig-geistliche Geschmacksache. Aber muss man dafür die Repräsentanten anderer Kirchen – und eines anderen Verständnisses von Kirche – herabsetzen und als verlegene Trottel in (komischen?) Gewändern karikieren, welche diese Wahl kalt erwischt hat? Und muss man, wie die schon bald ehemalige Bischöfin beim 2. Ökumenischen Kirchentag in München im Mai 2010, als evangelischer Gast in einer katholischen Bischofskirche die Anti-Baby-Pille als ein „Geschenk Gottes“ preisen?[38]

Bingener sah die Huber-Nachfolgerin schon deshalb gegenüber „männlichen Nachfolgeaspiranten“ im Vorteil, weil sie „die Einzige“ sei, die neben Huber „öffentlich wahrgenommen“ wurde. Sie habe „den Zusammenhang von Religion und Mediengesellschaft verstanden“. Heißt das nicht praktisch: Eine weitgehend kirchenfremde, entchristlichte Öffentlichkeit und ihre „gatekeeper“ („Schleusenwärter“) im überdurchschnittlich säkularisierten journalistischen Berufsstand[39] bestimmen darüber (mit), wen die Kirche an ihrer Spitze für geeignet hält? So funktioniert Anpassung, Selbstsäkularisierung. Und genau so kommt wesentlich die wachsende „positionelle Präsenz“ der evangelischen und das „Schwanken“ der katholischen

Kirche in einer sich entchristlichenden Gesellschaft zustande: Die dem Zeitgeist (noch leicht) widerstrebendere Konfession verliert zwar nicht mehr Mitglieder, aber mehr Akzeptanz in der Gesamtgesellschaft und bei den sie repräsentierenden politisch Mächtigen.

6. Das Fanal: Berlin maßregelt den deutschen Papst

So konnte auch die evangelische Kanzlerin leichter auf der antipäpstlichen Welle im Frühjahr zu reiten versucht sein. Ausgerechnet auf einer Pressekonferenz mit dem muslimischen Autokraten Nursultan Nasabarjew (Kasachstan) maßregelte sie den deutschen Papst Benedikt XVI. wegen seiner Aufhebung der Exkommunikation von vier Bischöfen der Piusbruderschaft, unter denen sich ein Holocaustleugner befand. Zu einer entsprechenden Frage hatten Merkels „spin doctors“ vom Bundespresseamt Journalisten vorab angeregt, wie die „Süddeutsche Zeitung“ später enthüllte.[40] Eine solche schon unter rein diplomatischen Gesichtspunkten ungehörige Aktion – „gleichsam im Vorbeigehen“ zwischen der Begrüßung eines Staatsgastes und dem nächsten Krisengespräch – „das schafften nur Deutsche, wunderten sich manche im Vatikan“[41].
Merkel, über deren Beeinflussung durch Friede Springer in dieser Sache gemunkelt wird, glaubte vielleicht auch, mit dem emotionalisierten Thema von ihrer zu diesem Zeitpunkt schlechten Presse ablenken und Führungsstärke demonstrieren zu können, in-dem sie sich an die Spitze der Bewegung setzte: „Dort geht mein Volk, ich muss ihm nach, ich bin sein Führer“ (Talleyrand). Der Berliner „Tagesspiegel“ (4.2.09) spottete jedoch über die Pseudo-Courage der Kanzlerin: „Angela Merkel will endlich Klarheit. Dass sie die Neunundneunzigste ist, die dem Papst in Rom die Stirn bietet, dass Hans Küng vor ihr sogar den Rücktritt des Papstes gefordert hatte, zeigt ihren Mut: Merkel fordert gern Klarheit, wenn alles klar ist.“ Dass die bloße Aufhebung einer Exkommunikation „die deutsche Staatsräson“ tangiert, nur weil

ein beteiligter „britischer Kryptobischof aus der argentinischen Pampa im schwedischen Fernsehen“ den Holocaust relativiert hatte – wie Heinz-Joachim Fischer das absurde Theater in der FAZ (3.3.09) kommentierte –, mochten selbst Gegner des päpstlichen Gnadenakts nicht nachvollziehen. Parteimitglieder traten in großer Zahl – die Rede war von Tausenden – aus der CDU aus, darunter mit großem Medienecho erstmals überhaupt ein früherer CDU-Ministerpräsident (von Sachsen-Anhalt): Professor Werner Münch. Doch in der Parteiführung regte sich kein offener Widerspruch; einige, wie CDU-Vize Christian Wulff, stellten sich sogar ausdrücklich hinter Merkels Papstschelte. Bundestagspräsident Norbert Lammert wagte nur eine dezente Distanzierung vom antipäpstlichen „rhetorischen Überbietungswettbewerb, der weder gerechtfertigt noch fair noch in der Sache hilfreich ist“ – nicht ohne vorher beteuert zu haben, dass auch er Benedikts Entscheidung in der Causa Williamson „völlig unverständlich“ finde.

Jenseits aller möglichen Bewertungen in der Sache ist für unser Thema die Opportunitäts- und Machtfrage aufschlussreich: Offenkundig schätzte die Protestantin aus der Uckermark die papsttreuen Katholiken als eine quantité négligeable ein, der im Zweifel eh nichts anderes übrig bleiben werde, als die Union zu wählen. Stalins höhnische Frage nach den „Divisionen des Papstes“, die nach der Wahl Karol Wojtylas zum Pontifex 1978 wie ein Bumerang über Polen auf das Sowjetimperium zurückfiel, diese Frage scheint im Kalkül heutiger Wahlkämpfer in Deutschland wieder mehr im Sinne Stalins beantwortet zu werden: Die in Auflösung befindliche Truppe des Papstes, die zudem ihrem Feldherrn schon längst widerständiger gegenüber steht als der „Landesherrin“ in Berlin, falle selbst in der Unions-Wählerschaft nicht mehr entscheidend ins Gewicht.

Der damalige EKD-Ratsvorsitzende Bischof Wolfgang Huber, der sich in der Piusbrüder-Affäre zunächst mit Stellungnahmen zurückgehalten hatte, begründete seine spätere Einmischung in den „innerkatholischen Klärungsprozess“ allen Ernstes so: „Die Fragen sind in der Öffentlichkeit dringlicher geworden, seit sich

die Bundeskanzlerin in diesem Zusammenhang geäußert hat“ (FAZ-Interview vom 6.2.09). Im Zusammenspiel von „Landesherrin“ und Landesbischof funktionieren gewissermaßen „Thron und Altar“ wieder – wie schon in der Stammzelldebatte, als Huber sich der Kanzlerin als ethischer Legitimationshelfer andiente. Frau Käßmann deutete schon an, demnächst könnte die evangelische Kirche auch den ethischen Konsens mit der katholischen in Sachen Sterbehilfe verlassen und eine Art „terminaler Sedierung“ akzeptieren, deren Grenzen zur aktiven Sterbehilfe unscharf sind.[42] So kann man sich natürlich leicht „in politisch heiklen Fragen“ (Gundlach) dominant und prägend fühlen: Durch die geliehene Kraft eines Schulterschlusses mit der vorherrschenden Meinung. Eine Kirche, die sich unter diesen Umständen „prägend“ wähnt, merkt gar nicht, dass in Wirklichkeit sie selbst die Geprägte ist – durch jene „Welt“, der sich nicht anzugleichen Paulus seine eindringliche Warnung an die Römer (12,2) wert ist.

Dass Margot Käßmann trotz ihres peinlichen Fauxpas der Alkoholfahrt – generell ein in Umfragen scharf missbilligtes Delikt[43] – bis heute auf der Sonnenseite der öffentlichen Meinung steht, ist leicht erklärt. Auch wenn sie die intellektuelle Präsenz Hubers nicht erreicht, so ist ihr die „positionelle Präsenz“ medial und politisch auch ohne Amt sicher. Der deutsche Protestantismus verdankt seine neue gesellschaftliche „Dominanz“ nämlich keineswegs nur eloquenten Repräsentanten und schon gar nicht größerer geistlicher Vitalität, sondern seiner landläufigen Wahrnehmung als einer für die Masse der Gesellschaft akzeptableren, weil (sexual-) moralisch weniger strengen und emanzipatorisch korrekteren „Kirche light“, gleichsam als Kompromiss oder kleinster gemeinsamer Nenner zwischen dem katholischen und dem areligiösen Deutschland. Wohl auch darum kamen acht von zehn Bundespräsidenten aus der evangelischen Konfession. Sollte man sich aber solcher Art „positioneller Präsenz“ als Kirche rühmen?

7. Missbrauch mit dem Missbrauch: Katholiken als Kinderschänder

Die vorerst letzte, aber gravierendste Schwächung des Katholizismus als gesellschaftlicher Einflussgröße in Deutschland bewirkte die Enthüllung von Fällen sexuellen Missbrauchs durch eine jedoch – so der Kriminalpsychiater Professor Hans-Ludwig Kröber – „verblüffend geringe“ Zahl von Priestern und Kirchenmitarbeitern. Die aus sechs Jahrzehnten zusammenaddierten Verdachtsfälle wurden monatelang geradezu lustvoll in den Medien breitgetreten – gerade in solchen, die das Thema sexueller Kindesmissbrauch früher kaum beachtet oder gar frühere Hinweise auf die eklatanten Missstände in der Odenwaldschule abgewiegelt hatten.

Den Vogel bei den Printmedien schoss die „Frankfurter Rundschau“ ab, in deren online-Ausgabe (7.3.10) kurzzeitig die Überschrift: „Papst soll zu Odenwald Stellung beziehen“ und die Bildunterzeile: „Was wusste Papst Ratzinger von Odenwald?“ zu lesen war. Für andere Zeugnisse von Journalistenignoranz hatte Alexander Kissler bei „Cicero“-online (12.3.10) nur noch Spott übrig: „Eine Zeitung titelte: ‚Kirche in ihrer schwersten Krise‘. Ergo waren die Kirchenspaltungen von 1054 und 1517 heitere Randnotizen, ergo sorgten auch Kreuzzug und Dreißigjähriger Krieg für Kriselchen, allerhöchstens. Eine andere Zeitung forderte, überführte Priester dürften keine Priester mehr sein – als ließe sich das Weihesakrament, das eben mehr ist als ein unverbindlicher Berufseinstieg, abwaschen. Der neckischste Witz aber gelang jener Agentur, die eine Meldung mit der Zeile überschrieb: ‚»Wir sind Kirche« setzt Papst Benedikt unter Druck‘. Bekanntlich handelt es sich bei dem als ‚Basisbewegung‘ titulierten Verein um einen Seniorenlesezirkel, der sich an den Stellungnahmen seines Sprechers Christian Weisner und dessen politischer Theologie erfreut. Ähnlich ernsthaft wäre eine Schlagzeile der Art, ‚Gemeinderat von Neutraubling fordert Barack Obama zum Rücktritt auf‘.“[44]

Insgesamt vermittelte der Medientenor die Auffassung, die

Sexualdelikte seien „die naturnotwendigen Folgen eines widernatürlichen Systems“, wie es bereits der „Völkische Beobachter“ behauptet hatte. Seinerzeit wütete Joseph Goebbels in der Berliner Deutschlandhalle am 28. Mai 1937 vor 20.000 Zuhörern und mittels Live-Übertragung auf allen Rundfunksendern vor der ganzen Nation gegen „Schweinereien“, „herdenmäßige Unzucht“ und den Missbrauch von Abhängigen, die im Klerus um sich gegriffen hätten. „Natürlich übertrieb er maßlos bei den Zahlen (‚Tausende und aber Tausende Fälle‘) und schwieg sich aus über die teils höchst manipulativen Ermittlungsmethoden, wobei etwa Pfleglinge und Insassen kirchlicher Heime mit Schokolade und Zigaretten zur Bezichtigung des Personals überredet worden waren“, stellte Jan Ross in einem Artikel unter dem Titel „Kabale und Triebe“ der „Zeit“ (20/2002)[45] klar. Zwei Monate zuvor hatte Papst Pius XI. die Nationalsozialisten schwer verärgert, weil er in seiner Enzyklika „Mit brennender Sorge“ die kirchenfeindlichen Schikanen angeprangert und den ideologischen Totalitätsanspruch des Regimes bestritten hatte. Das Fazit des „Zeit“-Beitrags, der historisch weit ins 19. Jahrhundert, in die französische Aufklärung und auf Luthers Polemik gegen die „Hure Babylon“ zurückgriff: „Die Verderbtheitskritik ist über weite Strecken ein Recyclingunternehmen, in dem Beispiele, Motive und Argumente von Jahrhundert zu Jahrhundert weitergereicht werden“; jedenfalls seien „Kirchenkritik 1937 und Kirchenkritik 2002 sich im Grunde sehr ähnlich“.

Noch weiter in die Geschichte zurück griff ein FAZ-Feuilleton-Aufmacher (13.4.10) anlässlich der Forderung Geoffrey Robertsons im „Guardian“ (2.4.10), Benedikt XVI. bei dessen Visite Großbritanniens im September zu verhaften. Dabei verwies der bekannte Menschenrechtsanwalt auf die Anklage des sudanesischen Präsidenten Baschir vor dem internationalen Strafgerichtshof. Es sei, so Patrick Bahners, „ein bedeutsames Faktum in der Geschichte der Weltmeinung, dass einer der angesehensten Juristen Großbritanniens, einer der Schutzmächte der weltweiten rule of law, in der klassischen Zeitung des englischen Liberalismus die

Forderung erhebt, dem Papst solle der Prozess gemacht werden, und ihn auf eine Stufe mit einem Diktator und Völkermörder stellt“. Bahners erinnerte dieser „Akt der moralischen Aggression“ an die Absetzung Papst Gregors VII. durch Kaiser Heinrich IV. sowie den Anschlag der Ritter König Heinrichs II. auf Erzbischof Thomas Becket im Dom von Canterbury sowie an Hitlers angeblichen Plan, Papst Pius XII. zu entführen. Auch einen geschmacklosen Kommentar Christopher Hitchens – der eine Verbindung herstellte zwischen dem Bad Tölzer Missbrauchsfall aus der Münchener Amtszeit Ratzingers und seiner erzbischöflichen Weisung, dass Kinder im Jahr der Erstkommunion auch zur ersten Beichte gehen sollten („Er war sehr streng in einem Punkt der Lehre: ‚Nehmt sie euch, wenn sie noch jung sind!‘) – wusste Bahners historisch einzuordnen: „Solche pornographischen Phantasien, von denen die Nationalsozialisten in den Sittlichkeitsprozessen gegen Priester Gebrauch machten, stammen aus den antiklerikalen Flugschriften der Reformationszeit.“ In der Missbrauchsdebatte kehrten „Tonfälle der finstersten kulturkämpferischen Vergangenheit“ wieder. Die Kirche werde „als globaler Kinderschänderring hingestellt, alle pastoralen und kriminologischen Fehleinschätzungen werden aus einer römischen Verschwörung zum Schutz der Ehre des Klerus erklärt“. Erst vor dem historischen Hintergrund begreife man „das Dramatische der Lage“. Sollte die „moralische Aggression“ sich eines Tages wieder zu einer staatlich-repressiven und physischen entwickeln, kann niemand sagen, es hätte nicht frühzeitig genug klarsichtige und eindringliche publizistische Warnungen gegeben.
Wie historische Untersuchungen[46] zeigen, entsprachen die Vorwürfe der Nationalsozialisten gegen die katholische Kirche durchaus teilweise der Wahrheit, wie heute. Doch in den Proportionen steckt der Kampagnencharakter. So konnte schließlich im Juni 2010 fast jeder zweite Deutsche (47%) meinen, „dass Kindesmissbrauch unter Priestern in der katholischen Kirche weit verbreitet ist“; nur 36 Prozent vertraten die zutreffende Einschätzung, dass „nur eine kleine Minderheit“ der Priester Kinderschänder seien.[47] Die Desinformation durch Effekte von Selektion, Konsonanz

und Kumulation in der Medienberichterstattung hat gewirkt. Übrigens nicht zuletzt dadurch, dass die antirömischen Kräfte in der katholischen Kirche den Missbrauchsskandal als Hebel zur Durchsetzung ihrer alten „Reform“-Agenda zu nutzen gedachten.

8. Kirchendemoskopie: Die glaubensmüden und mürrischen deutschen „Divisionen des Papstes“

Damit ist auch der wichtigste Grund für die Schwächung der katholischen Konfession in Deutschland angesprochen: Ihre Selbstzweifel und innere Uneinigkeit, die geradezu schismatische Züge trägt, weil sie nicht nur sekundäre, sondern zentrale Fragen des katholischen Glaubens- und Kirchenverständnisses sowie der Moral betrifft. Dies zeigen aktuelle empirische Untersuchungen, insbesondere des „Trendmonitors Religiöse Kommunikation 2010“, eine Repräsentativbefragung deutscher Katholiken und der Gesamtbevölkerung durch das Allensbacher Institut für Demoskopie und „Sinus Sociovision“. Auf ihrer Basis lässt sich die Frage: „Wie katholisch ist Deutschland?“ nach unseren zeithistorisch-politischen Betrachtungen auch gleichsam aus einer „Graswurzelperspektive“ beantworten.
Zwar liegt die Zahl der deutschen Katholiken mit 24,9 Millionen etwa auf dem Niveau der 50er Jahre, doch schon deutlich unter dem Höchststand von 28,6 Millionen im Jahr 1990. Die Zahl der landes- und freikirchlichen Protestanten ist allerdings seit 1950 geradezu dramatisch von rund 43 auf 24,8 Millionen gefallen, so dass auch das wiedervereinigte Deutschland (seit 1997) konfessionell knapp mehrheitlich katholisch ist. Katholisch geprägt sind besonders das Saarland mit 63 Prozent (bei 19 Prozent Protestanten), Bayern (55:21), Rheinland-Pfalz (45:31), und Nordrhein-Westfalen (41: 27). Auch in Baden-Württemberg überwiegen die katholischen Bevölkerungsanteile leicht (36:32). Mehrheitlich evangelisch ist die Bevölkerung in Schleswig-Holstein (53:6), Niedersachsen (49: 17) und Hessen (39:24), mehrheitlich konfessionslos in den drei Stadtstaaten und allen neuen Bundesländern.[48]

Unter der Oberfläche einer im Langzeittrend vergleichsweise stabilen katholischen Kirchenmitgliedschaft – erst im letzten Jahr traten skandalbedingt mehr Katholiken als Protestanten aus ihrer Kirche aus – wird die Erosion des Katholizismus erst bei der Gottesdienstbesucherquote offenkundig, die seit 1950 von etwa 50 auf 12 Prozent dramatisch schrumpfte. Derzeit nehmen noch rund 3 Millionen Deutsche sonntags an einer katholischen Messe teil.[49] Vielleicht beschreibt diese Zahl am ehesten, wie katholisch Deutschland religiös wirklich noch ist: zu knapp vier Prozent. Denn das Sonntagsgebot gilt für katholische Christen nach wie vor – auch wenn seine Befolgung inzwischen von vielen als „optional" gehandhabt wird und ranghohe Geistliche es als „Fortschritt" preisen, „dass meine Kirche Gläubigen nicht mehr mit Sündenstrafen droht, wenn sie ihrer Sonntagspflicht nicht nachkommen"[50]. Der Katechismus der Katholischen Kirche dagegen bestimmt: „Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde" (Ziff. 2181), denn: „Die sonntägliche Feier des Tages des Herrn und seiner Eucharistie steht im Mittelpunkt des Lebens der Kirche" (2177) und die Teilnahme daran „bezeugt die Zugehörigkeit und Treue zu Christus und seiner Kirche. Die Gläubigen bestätigen damit ihre Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe" (2182).

Aus soziologischer Sicht gehören zum katholischen Deutschland allerdings auch eine Vielzahl kirchlich „randständiger", aber kulturell katholisch geprägter Menschen, die zur gesellschaftlichen Wirkungsmacht des Katholischen einen zwar geringeren, aber doch nicht ganz zu vernachlässigenden Beitrag leisten. Außerdem ging die subjektive Verbundenheit deutscher Katholiken mit ihrer Kirche nur diskret zurück: Auf einer Skala von 0 („gar nicht verbunden") bis 10 („sehr stark verbunden") lag sie 2010 bei 4.9, 1994 noch bei 5.1. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass in diesem Zeitraum fast 2 Millionen in der Regel „gar nicht mehr verbundene" Katholiken ihre Kirche verließen, womit sich der Durchschnittswert für die verbleibenden Mitglieder eigentlich etwas hätte heben müssen. Die „Wichtigkeit von Gott in ihrem

Leben“ liegt übrigens etwas höher (6.5 im Jahr 2009) als die Verbundenheit mit der Kirche. Beide Werte zeigen ein deutliches Altersgefälle: Die jüngere Generation stuft sich auf der Skala um jeweils zweieinhalb Punkte niedriger ein. Gott wie Kirche sind jungen Katholiken (16-29 J.) viel weniger wichtig als der Generation 60+.[51]

Neben der Tradierungskrise leidet der deutsche Katholizismus schon seit einiger Zeit unter einer Neigung zur Selbstprotestantisierung, welche die Vitalität der Kirche zu schwächen droht. In Ergänzung der eingangs von Zander genannten Amputationen des Katholischen beobachten konservative Katholiken mit Sorge: „Ob es sich um die Zurückdrängung des Opfergedankens in der modernen Eucharistiefeier handelt, bei der das evangelische Abendmahl ganz sicher Pate stand, die ökumenischen Fronleichnamsfeiern, die ohne Rücksicht auf den Festgedanken von einem katholischen Stadtdekan und der evangelischen Kirchentagspräsidentin angeführt wurden, um das weitgehend Verschwinden der ‚Aussetzung‘ und der eucharistischen Andachten zugunsten ökumenischer ‚Frühschichten‘ und Friedensgebete, um den Rückgang der Marienverehrung, von der es einstmals hieß: ‚de Maria nunquam satis‘: überall ist die Aufnahme reformatorischen Gedankengutes mit einer Nivellierung des katholischen Profils verbunden“ – wobei „das ökumenische Entgegenkommen sehr ungleich verteilt ist und es regelmäßig die katholische Seite ist, die sich mit ... Beflissenheit der evangelischen anempfiehlt. Das war schon bei der Augsburger gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigung so, gegen die sich eine ganze Phalanx evangelischer Theologieprofessoren wandte, während auf unserer Seite nur wenige kritische Stimmen in dem aufbrausenden ökumenischen Jubel vernehmbar waren“[52].

Ein deutschkatholisches Gefälle zum Protestantismus hin zeigt sich auch in einer Art „Hitliste“ der Unzufriedenheit „mit der offiziellen Haltung der katholischen Kirche“[53]: Vier von fünf Katholiken kritisieren den Zölibat, drei von vier „die Rolle der Frau in der Kirche“, eine Zweidrittelmehrheit „den Umgang

mit Kritikern innerhalb der katholischen Kirche“ und sogar die kirchliche Position zur Abtreibung. Noch breitere – und wachsende – Mehrheiten stören sich an der „Haltung zur Sexualität“ (79%), am „Umgang mit Homosexuellen in der Kirche“ (68%) und an der Lehre zur Empfängnisverhütung (85%). Dagegen erklären sich große Mehrheiten zufrieden mit dem konfessionell unspezifischen „karitativen Engagement, z.B. in der Alten- und Krankenpflege“, mit dem Einsatz für Frieden, Menschenrechte und humane Arbeitsbedingungen sowie mit der Haltung zu Erziehung und Wertevermittlung. Auch mit der „Rolle des Papstes“ sind deutsche Katholiken inzwischen mehrheitlich zufrieden (49 zu 41 Prozent); 2002 unter dem heute fast allerorts verehrten „Johannes Paul dem Großen“ war dies noch anders (34 zu 53 Prozent).[54]

Dass die Unzufriedenheit unter den Kirchenmitgliedern insgesamt groß ist, zeigt auch die Allensbacher Typisierung der Katholiken:[55] Nur jeder Sechste bezeichnet sich als „gläubiges Mitglied meiner Kirche“ und ihr „eng verbunden“ (17%), mehr als doppelt so viele erklären sich „der Kirche verbunden, auch wenn ich ihr in vielen Dingen kritisch gegenüberstehe“ (37%) und fast ebenso viele: „fühle mich als Christ, aber die Kirche bedeutet mir nicht viel“ (32%). Jeweils weitere etwa 5 Prozent fühlen sich „religiös, aber nicht als Christ“, „unsicher, ich weiß nicht was ich glauben soll“ oder erklären: „Ich brauche keine Religion“. Die Führung der katholischen Kirche steht also mit einer wenig loyalen Gefolgschaft einer zunehmend religionslosen oder kirchenfeindlichen Gesellschaft gegenüber. Erklären sich nur 54 Prozent der deutschen Katholiken ihrer Kirche – wenn auch meist „kritisch“ – verbunden, dann ist nicht, wie in Interviews üblicherweise erörtert, die „hohe“ Zahl von Kirchenaustritten erklärungsbedürftig, sondern im Grunde eher zu fragen, warum *so wenige* der addiert immerhin 46 Prozent „nicht Verbundenen“, „nicht christlichen“ oder ganz explizit areligiösen „Katholiken“ die Kirche dann auch verlassen. Im Protestantismus ist zwar die Schar der „gläubigen Kirchennahen“ noch geringer (12%), aber in der Masse überwiegen die „kirchlich distanzierten Christen“ (38%) gegenüber

den „kritischen Kirchenverbundenen“ (28%); in der katholischen Konfession ist dies umgekehrt. Machtpolitisch gesehen: Die Bataillone des Papstes in Deutschland sind nicht nur fußlahm, sondern auch mürrisch. Fallen dann auch noch unliebsame Entscheidungen auf Gemeinde-Ebene, droht offene Rebellion wie zuletzt etwa nach einer Personalrochade zwischen verschiedenen Pfarreien im Raum Bonn.[56]

Dass die innerkatholischen Kirchenkritiker weniger zum „Salz der Erde“ taugen als es ihr häufig erhobener – oder medial zugesprochener – „Reformer“-Anspruch erwarten ließe, zeigt sowohl ihr geringerer Gottesdienstbesuch als bei „gläubigen Kirchennahen“ als auch ihre schwächere Ausrichtung auf „ein an christlichen Werten ausgerichtetes Leben“: Dieses halten 84 Prozent der „gläubigen Kirchennahen“ für „ganz besonders wichtig“, aber nur 58 Prozent der „kritischen Kirchenverbundenen“ und 23 Prozent der „kirchlich distanzierten Christen“.[57] Nehmen 72 Prozent der „gläubigen Kirchennahen“ jeden (38%) oder fast jeden (34%) Sonntag am Gottesdienst teil, so sind es unter den „kritischen Kirchenverbundenen“ nur 31 (10/21) Prozent.[58] Zudem interessieren sich die „kritischen Kirchenverbunden“ nur zu 43 Prozent „für Themen, die die Kirche betreffen“, „gläubige Kirchennahe“ aber zu 80 Prozent[59] – und dies sowohl auf gemeindlicher als auch auf diözesaner und weltkirchlicher Ebene.[60] Unter 14 Themen, die mit Kirche und Glauben zu tun haben, zeigen sich die „Kritischen“ nur an einer einzigen Themenkategorie etwas häufiger als die gläubigen Kirchennahen (31 zu 29 Prozent) „ganz besonders interessiert“: an „Themen, die in der Kirche umstritten sind, wie Abtreibung, Zölibat, Frauenpriestertum“; viel geringer ausgeprägt ist ihr Interesse hingegen an religiösen Büchern (21: 7%), Predigt- und Bibeltexten (28:9%), aber auch daran, „welche Bedeutung die Kirche als Institution in der heutigen Gesellschaft hat“ (34:17%), „wie man in der heutigen Zeit seinen Glauben leben“ (29:18%) oder „Kindern Glaube und Kirche näher bringen kann“ (35:27%)[61].

Gegenüber dem „Trendmonitor“ 2002 sind die „gläubigen

Kirchennahen“ (damals noch 19%) um zwei Prozent geschrumpft und die „kritischen Kirchenverbundenen“ (2002 noch 35%) um zwei Prozent gewachsen[62] – ein Indiz dafür, dass der „Reformdruck“ in der Kirche – ganz abgesehen vom säkularistischen Anpassungsdruck auf die Kirche – nicht nur anhaltend stark ist, sondern allmählich wächst. Im Blick auf den Wortsinn des lateinischen „Reformatio“, das nicht nur als „Umgestaltung“ und „Erneuerung“, sondern auch als „Verbesserung“ übersetzt werden kann, geben die empirischen Daten allerdings wenig Grund, von den „kritischen Kirchenverbundenen“ kraftvolle Beiträge zur Revitalisierung christlicher Glaubenspraxis und Weltverantwortung zu erwarten. Dass alle zeitgeist-synchronen Forderungen der „kritischen Katholiken“ schon weitgehend in den evangelischen Kirchen verwirklicht sind, und dass diese trotzdem seit 1970 über 6.6 Millionen Mitglieder durch Austritt verloren – etwa 70 Prozent mehr als die römisch-katholische –, sollte endlich allseits zur Kenntnis genommen werden. Wer sich in den demoskopischen Datenfundus vertieft hat, wird danach von den thematisch vordergründigen, monotonen deutschen Mediendebatten über die Kirche und der von ihnen inspirierten innerkirchlichen Dialogseligkeit – die oft nur ein Lippenbekenntnis sehr selbstgewiss-selbstgenügsamer Machtstrategen ohne wahre Toleranz ist[63] – jedenfalls wenig erwarten. Die damit vergeudete Zeit investiere man lieber in solide Katechese, geistliche Lektüre christlicher „Klassiker“ und die praktische Anschauung herausragender Biographien historischer wie zeitgenössischer Gestalten des Glaubens.

9. Fazit

Wie katholisch ist also Deutschland? Unsere Antworten lauten:

(1.) numerisch etwa zu einem Drittel, kaum anders als im „Deutschen Reich“

(2.) religiös und die Lebenswelt prägend weit weniger als früher, was

(2a) auch für die politischen Eliten gilt und

(2b) speziell in der ehedem katholisch dominierten Union, der bis heute einzigen mehrheitlich katholischen Partei und Fraktion

(3.) regional, wie von jeher, am ausgeprägtesten im Süden und Westen

(4.) inzwischen politisch eingebettet in ein mehrheitlich katholisches EU-Europa

(5.) katholischer als es in Zukunft sein wird, wenn sich die Generationenkluft im Glauben nicht durch größere Tradierungsbemühungen schließt

(6.) auch kirchenintern weniger bewusst und selbstbewusst katholisch, stattdessen autoritätskritisch protestantisierend und sich selbst säkularisierend durch religiösen Individualismus, Eklektizismus und Indifferentismus.

Das Bild vom „angeschlagenen Boxer“ ist also gar nicht so falsch, wobei man allerdings hinzufügen muss, dass der traditionelle konfessionelle Konkurrent dem Boden in religiöser Hinsicht bereits näher ist. Die einstige deutsche Mehrheitskonfession wurde – nach einem katholischen Intermezzo in der Bonner Republik – numerisch und zunehmend auch kulturell durch die „Konfession“ der Konfessionslosen abgelöst. Ganz abgesehen davon, dass mehr als die 48 Millionen Christen in Deutschland inzwischen seine 3.5 Millionen Muslime von sich reden machen.

Anmerkungen

[1] Vgl. Andreas Püttmann: Kognitive Dissonanz. Über unsere verderbliche Neigung, die Kenntnisnahme von Wirklichkeiten zu verweigern, in: Die Politische Meinung Nr. 480 (54.Jg., November 2009), 74-76.

[2] Hans Conrad Zander: Zehn Argumente für den Zölibat. Ein Schwarzbuch, Düsseldorf, 3. Aufl. 1997, 147-150.
[3] Matthias Matussek: Das katholische Abenteuer. Vom Mut, der Moderne ein Ärgernis zu bleiben, in: Der Spiegel 18/2011, 136-138, 137f.
[4] Paul Zulehner: Wie geht's, Herr Pfarrer? Ergebnis einer kreuz&quer-Umfrage: Priester wollen Reformen, Graz 2010.
[5] Michael Inacker: Deutschland, protestantisch Vaterland?, in: Rheinischer Merkur vom 25.5.1990, 40.
[6] Interview in der New York Herald Tribune vom 14.12.1949, deutsch im Wiesbadener Kurier vom 16.12.1949, Abdruck in: Kirchliches Jahrbuch 1949 (76. Jg.), 240ff.
[7] http://de.wikipedia.org/wiki/Christlich_Demokratische_Union_Deutschlands#Mitglieder
[8] Siehe Gisela Helwig, Artikel: Kirchen, in: Werner Weidenfeld/Karl-Rudolf Korte (Hrsg.): Handwörterbuch zur deutschen Einheit, Bonn 1991, 424-431, hier: 424.
[9] Ehrhart Neubert: Die Freunde von gestern: Konkurrenzkampf und Verdrängung. In Ostdeutschland meldet sich die kleine katholische Minderheit mit großen Ansprüchen zu Wort, in: imprimatur 8/1991, 385-392, 386.
[10] Ders.: Im Wettkampf bleibt die Ökumene auf der Strecke, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt vom 6.12.1991, 3.
[11] Clemens Müller: Das Kreuz sucht wieder den Adler, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt vom 26.10.90.
[12] Norbert Sommer: Verwirrend. Wie katholisch ist Europa? Das Motto des Katholikentags gibt Rätsel auf, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt vom 19.6.1992, 4.
[13] Eric Hoesli: Das protestantische gegen das katholische Europa. Die EG ist von katholischen Werten geprägt, in: SZ vom 12.1.1993.
[14] Zit. n. Rüdiger K. Durth: Wider einen christlichen Provizialismus, in: Rheinischer Merkur vom 8.11.1991, 30.
[15] Zit. n. Rüdiger K. Durth: Kooperation statt Konkurrenz. Der rheinische Präses Beier will, dass der Protestantismus das Engagement für Europa verstärkt, in: Rheinischer Merkur vom 24.1.1992, 23.
[16] Zit. n. Günter Baadte: Diskussionsbericht, in: Anton Rauscher (Hg.), Probleme des Konfessionalismus in Deutschland seit 1800 (Beiträge zur Katholizismusforschung, Reihe B), Paderborn u.a. 1984, 167-196, 170.
[17] Zit. n. Kölner Kirchenzeitung vom 2.7.1991.
[18] Joachim Kardinal Meisner: Interview in: Rheinischer Merkur vom 24.11.1990, 3.
[19] Im Gespräch mit dem Journalistenkreis „Union Presse" am 24.6.1991 in Bonn.
[20] Vgl. Udo Wengst: Wer stimmte für Bonn, wer für Berlin? Die

Entscheidung über den Parlaments- und Regierungssitz im Bundestag am 20. Juni 1991, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 3/1991 (Sept.), 339-343, 341f.

21 Siehe KNA-Dokumentation vom 24.7.1991.

22 „Immer dieses eine Drittel!“, habe sich Bischof Albrecht Schönherr geärgert über die kirchliche Opposition gegen das Konzept der „Kirche im Sozialismus“, erinnerte sich Reinhard Steinlein, der fast 20 Jahre bis 1978 zur Leitung der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg gehörte (Fehltritte bei der Gratwanderung. Interview im Rheinischen Merkur vom 14.8.1992, 22).

23 Im KNA-Redaktionsgespräch in Bonn, zit. n. KANN vom 23.4.1991.

24 Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 5061 (März 1992).

25 Ebd., IfD-Umfrage5060 (Januar 1992).

26 Allensbacher Auszählungen (der IfD-Umfragen 2287 und 3201) für Andreas Püttmann : Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität. Konfession und Staatsgesinnung in der Demokratie des Grundgesetzes (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 9, hrsg. von Hans Maier, Heinrich Oberreuter, Otto B. Roegele und Manfred Spieker), Paderborn u.a. 1994, 356ff.

27 Ebd., 359.

28 Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 9001 (April 1990).

29 Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 359.

30 Zit. n. Gerhard Lange u.a. (Hg.): Katholische Kirche – Sozialistischer Staat DDR. Dokumente und öffentliche Äußerungen 1945-1990, Leipzig 1992, 389f.

31 Ebd., 393ff.

32 Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 361.

33 In einem gemeinsamen Brief aus Lehnin vom 15.2.1968 leisteten die evangelischen Bischöfe in der DDR einen Beitrag zur Verfassungsdebatte, der u.a. postulierte: „Als Staatsbürger eines sozialistischen Landes sehen wir uns vor die Aufgabe gestellt, den Sozialismus als eine Gestalt gerechteren Zusammenlebens zu verwirklichen“; siehe Albrecht Schönherr: Horizont und Mitte. Aufsätze, Vorträge, Reden 1953-1977, Berlin 1979, 255.

34 Zit. n. epd vom 8.11.1989, 7.

35 Siehe Andreas Siebenhüter: Wegbereiter der Wende. Die Rolle der Kirchen in der DDR im Umbruchprozess (Beiträge zur Gesellschafts- und Bildungspolitik, Nr. 164, 3/1991, hrsg. vom Institut der deutschen Wirtschaft), Köln 1991, 23.

36 Dazu Andreas Püttmann: Päpstliche Ereignisse. Papstbegräbnis – Papst-wahl – Papstbesuch, in: Die Neue Ordnung 5/2005 (59. Jg.), 335-348

37 Ders.: Wir waren Papst. Eine deutsche Massenhysterie, in: Die neue Ordnung 2/2009 (63. Jg.), 109-120.

38 http://www.welt.de/politik/deutschland/article7615440/Kaessmann-preist-Pille-im-Dom-als-Geschenk-Gottes.html

39 Zusammenfassend dazu Andreas Püttmann: Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands, Asslar 2010, S. 257-265.

40 http://blogkon.blogspot.com/2009/09/sz-merkel-plante-angriff-auf-papst-uber.html

41 http://www.faz.net/s/Rub957ADDA1948B453CA281BEEC2319ABF2/Doc~E1809B894DC724E499AA58AB63FFC48BB~ATpl~Ecommon~Scontent.html

42 Siehe http://faz-community.faz.net/blogs/biopolitik/archive/2009/10/30/sterbehilfe-leitet-kaessmann-kurswechsel-der-ekd-ein.aspx

43 „Das darf man unter keinen Umständen tun“ sagten im März 2007 zum „Auto fahren, obwohl man zuviel getrunken hat“ 76 Prozent der Bundesbürger; das war Rang 2 unter 22 Vergehen, hinter „Die Eltern verachten“ und vor Handgreiflichkeiten gegen die Polizei, Drogenkonsum und Kaufhausdiebstahl (Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 2003-2009, Bd. 12, hrsg. von Renate Köcher, Berlin/New York 2009, 186).

44 http://www.cicero.de/97.php?ress_id=9&item=4845

45 http://www.zeit.de/2002/20/Kabale_und_Triebe

46 Hans G. Hockerts: Die Sittlichkeitsprozesse gegen katholische Ordensangehörige und Priester 1936/1937, Mainz 1971.

47 Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 10056.

48 Stand 2009: http://www.kirchenaustritt.de/statistik/

49 Trendmonitor Religiöse Kommunikation 2010, 26.

50 So der Frankfurter Stadtdekan und Domkapitular Johannes zu Eltz, zit. n. Walter Hoeres: Leitkultur und Leitideen – Bekenntnisse eines Stadtdekans, in: Theologisches, Nr. 01-02/2011 (41. Jg.), 49-56, 54.

51 Trendmonitor, 33f.

52 Hoeres, Leitkultur, 53f.

53 Trendmonitor, 65.

54 Dazu Andreas Püttmann: Päpstliche Beliebtheiten. Vom Star zum Buhmann: Ein déjà-vu. Johannes Paul II., Benedikt XVI. und die deutsche öffentliche Meinung, in: Kath.net vom 16.4.2010 (http://www.kath.net/detail.php?id=26372).

55 Ebd., 39.

56 Siehe Peter Wensierski: Kardinal Meisner – Aufstand gegen den Hardliner vom Rhein, in: Spiegel online vom 4.4.2011 (http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,754956,00.html).

57 Trendmonitor, 43.

58 Ebd., 42.

59 Ebd., 72.

60 Ebd., 98.

61 Ebd., 121.

62 Ebd., 39.

[63] Vgl. Andreas Püttmann: Bitte macht nicht dicht! Die Kirche hat einen Dialogprozess ausgerufen, doch noch dominieren Denkblockaden, in: Christ und Welt 12/2011 (Beilage in „Die Zeit“), 3. Online: http://www.christundwelt.de/detail/artikel/bitte-macht-nicht-dicht/

„Ich habe dich beim Namen gerufen!“ (Jes 43,1)

Die geistliche Bedeutung der christlichen Namensgebung

Karl Josef Wallner OCist

In meiner Familie war es selbstverständlich üblich, dass die Namenstage gefeiert wurden. Nachdem alle männlichen Erstgeborenen bis auf die großelterlichen, ja sogar urgroßelterlichen Vorfahren „Josef“ getauft wurden, war der 19. März in meiner Familie immer ein Festtag. Auch ich bin ein getaufter Josef und habe dann vor 30 Jahren bei meiner Einkleidung den Namen des heiligen tridentinischen Kirchenreformers und Erzbischofs von Mailand Karl Borromäus erhalten. Ich hatte den Herrn Abt um diesen Namen gebeten, weil für meinen Glaubensweg die Wahl von Karol Wojtyla 1978 zum Papst entscheidend gewesen war. Obwohl ich also um die Bedeutung des christlichen Namens wusste, ist mir erst im Kloster ein Licht aufgegangen, worum es da eigentlich geht. Bei einem meiner ersten Besuche als Jugendlicher erklärte mir ein Mitbruder auf ziemlich drastische Weise: „Bei uns im Kloster wird nur der Namenstag gefeiert, nicht der Geburtstag. Denn geboren ist auch jedes Tier, aber einen Namen hat nur der Mensch.“ Tatsächlich halten wir es so, dass nur die allerrundesten Geburtstagsjubiläen, also ab dem 50er aufwärts gefeiert werden, jedes Jahr findet aber am Namenstag eine festliche Gratulation des Namensträgers statt. Der tiefere Sinn des Namenstages ist ja, dass wir eigentlich den Namenspatron im Himmel feiern, – und dass wir ihm danken, dass er so gut auf den irdischen Namensträger aufpasst.

Für das Thema „Christliche Namensgebung“ bin ich sehr dankbar, denn es führt in das Zentrum des christlichen Glaubens. Der

christliche Name, also der Vor- oder Taufname, ist mehr als ein Wort, hier geht es um mehr als um eine bloße Benennung.

1. „Nomen est omen“

Bevor ich spezifisch auf den Sinn des christlichen Namens eingehe, muss ich weit ausholen und beim allgemein Menschlichen beginnen. Denn es ist ja eine Grundüberzeugung unseres Denkens, dass der Name in irgendeiner Weise „das geistige Wesen“ der Dinge einfasst. Als Wesen mit Geist haben wir Menschen die Gabe der Sprache, wir können unsere Gefühle ausdrücken, Wissen und Geschichte weitergeben, Informationen mitteilen. Die Sprache ist das Instrument, wie wir geistige Wirklichkeiten einfangen, ausdrücken und vermitteln können.[1]
Daher ist die Benennung einer Sache von enormer Bedeutung, denn sie ermöglicht deren Identifizierung, gibt ein Erkanntes wieder. Es ist daher ein Zeichen „göttlicher Würde“ (Karl Barth), wenn Gott dem Menschen die Möglichkeit einräumt, alles von ihm Geschaffene zu benennen, wie es uns im Buch Genesis erzählt wird: „Gott, der Herr, formte aus dem Ackerboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu, um zu sehen, wie er sie benennen würde. Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so sollte es heißen. Der Mensch gab Namen allem Vieh, den Vögeln des Himmels und allen Tieren des Feldes. Aber eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht“ (Gen 2,19f.). Ohne näher auf die Interpretationsmöglichkeiten, die in diesem kurzen Text stecken, einzugehen, muss man beachten, dass der erste Mensch selbst zunächst nur eine Art Gattungsnamen trägt: „Adam“ kommt von *„adamah“,* Erde. Adam heißt wörtlich „Erdling“. Die „Eva“ wiederum, die Gott ihm dann hinzu schafft, heißt Leben. Mit Adam und Eva beginnt das menschliche Leben. Und siehe da: Wenig später werden uns im selben Buch Genesis endlos lange Genealogien, Stammbäume mit Hunderten von konkreten Namen geboten. Der Mensch gewinnt

durch das Benanntsein konkrete Geschichtsmächtigkeit.
Der Name unterscheidet seinen Träger nicht nur von den anderen, gibt ihm also Identität, sondern ist ein wesentlicher Bestandteil seiner Persönlichkeit. Dieses Denken wird uns etwa in dem archaischen babylonischen Weltentstehungmythos Enuma Elisch bezeugt. Dort heißt es, dass ein Mann, der keinen Namen hat, nicht existiert.[2] Namenlosigkeit (ανωνυμια) ist Wesenslosigkeit.[3] Ähnliches findet sich auch in der Bibel (Koh 6,4). Wer keinen Namen hat, ist ein bedeutungsloser Mensch (Ijob 30,8). Hingegen ist ein Mann „von Namen" eine bedeutungsvolle Persönlichkeit (Gen 6,4; Num 16,2).
Der Name ist eine Art Doppelgänger der Person, man könnte sagen ein „Realsymbol" für das Subjekt, das er bezeichnet. Schmäht man den Namen, so schmäht man die Person; hält man den Namen hoch, so hält man den Träger des Namens hoch. Weil der Name jemanden über den Tod hinaus in der Geschichte hält, gab es in der Antike den Brauch der damnatio memoriae. Die Tilgung des Namens aus Inschriften an Gebäuden und Statuen ist die Löschung aus dem subjektiven Gedächtnis. Die römischen Kaiser etwa haben solche damnationes memoriae regelmäßig über missliebige Vorgänger verhängt, wie viele herausgeschlagene Namensinschriften antiker Gebäude heute noch zeigen. Der Name fasst gleichsam eine Person in dem zusammen, was sie ist. Daher gibt es in allen Kulturen die Vorstellung, dass das Schicksal einer Person engstens mit dem Namen verbunden ist. Das geflügelte Wort „Nomen est omen! Name ist Schicksal" findet sich fast wörtlich in der Heiligen Schrift: „Denn was sein Name besagt, das ist er!" (1 Sam 25,25)[4].
Da der Name also für die Person steht, so hat sich daraus die abergläubische Vorstellung entwickelt, dass man vermittels des Namens auch des Genannten „habhaft" werden kann. Die Kenntnis des Namens soll Macht über den Namensträger verleihen, die Nennung des Namens ermöglicht Zugriff auf die Person. In der Grimmschen Erzählung vom Rumpelstilzchen ist dieser archaische Aberglaube erhalten. Wir erinnern uns: Die Königin hat einem kleinen Männchen ihr erstes Kind versprochen. Nur wenn sie

dessen Namen errät, darf sie ihr Kind behalten. Es gelingt aber das Rumpelstilzchen zu belauschen, als es singt: „Heute back' ich, morgen brau' ich, übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind; ach wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß'!" Als die Königin dem Männchen seinen Namen zusagt, – es heißt eben nicht „Hinz und Kunz", sondern „Rumpelstilzchen" – da zerreißt es sich selbst vor Wut mit dem Vorwurf: „Das hat dir der Teufel gesagt!"

Wir kennen auch die Schadensmagie, in der ein Name verwendet wird, um Böses zu sagen: Das lateinische Wort „male-dicere", wörtlich „böse-reden", wird auf Deutsch mit „verfluchen" wiedergegeben. Das Gegenteil davon ist das „bene-dicere", das „gut-reden", auf Deutsch „segnen", wenn es von Gott ausgesagt wird. Wenn Gott „bene-dicit", dann segnet er. Beachtenswert ist dabei, dass das Segnen immer „im Namen des Herrn" erfolgt. So auch unser liturgischer Segen, der ja im Namen des dreifaltigen Gottes erteilt wird. – Wenn hingegen der Mensch auf Gott hin „benedicit", dann preist er. Oft bezieht sich dieses Preisen auf den Namen Gottes: „Benedicite nomen Domini!" „Preiset den Namen des Herrn", heißt es an Dutzenden Stellen der Psalmen.

Die Kenntnis des Namens ist also ein Zeichen des Segens. Für Israel ist es etwa ein Privileg, den Namen Gottes zu kennen. Zugleich liefert die Kenntnis des Namens dem Missbrauch, dem Fluch, der Zauberei, der Magie aus. Aus der Zeit vom 2. Jahrhundert vor Christus bis zum 5. Jahrhundert nach Christus ist uns eine riesige Zahl von ägyptischen „Zauberpapyri" erhalten. Sie bezeugen, wie stark verbreitet in dieser Zeit die Namensmagie war, vor allem in den gnostischen Mysterienkulten, die sich parallel zum jungen Christentum entwickelten. Die Beschwörungen geschehen in Form von befehlsartigem Herbeirufen des genannten Gottes oder Dämons.

Übrigens wird unter Etymologen in diesem Zusammenhang die Herkunft des Zauberwortes „Abrakadabra" diskutiert, das in der Literatur erstmals um 200 n. Chr. auftaucht. Es dürfte aus dem jüdisch-gnostischen Umfeld kommen. Es hängt vermutlich mit den

ersten vier Buchstaben des Alphabetes (A-B-C-D) zusammen, dem eine magische Kraft zugemessen wurde, weil mit den Buchstaben alle Dinge der Welt ausgedrückt werden können. Vielleicht kommt Abrakadabra aber auch von den beiden hebräischen Worten „beracha“ (Segen) und „dabar“ (Wort). „Ha-B‘racha-Dab‘ra“ heißt ungefähr „Sprich den Segen“. Eine andere Erklärung weist auf die Ähnlichkeiten von „Abrakadabra“ zu „Abraxas“ hin, einem gnostischen Wort für Gott, oder vielleicht sogar zu Adonai, dem hebräischen Wort für „Herr“, „Gott“.[5]

2. Der Name Gottes

Damit sind wir bei der biblischen Namensmystik. Denn gerade für Israel hat der „Name Gottes“ eine besondere Bedeutung. Es ist uns ja im 2. Gebot des Dekalogs aufgetragen: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen“ (Ex 20,7; Dtn 5,11). Und wir Christen beten in der allerersten Bitte des Vaterunsers darum, dass der Name unseres Vaters im Himmel geheiligt werde (Mt 6,9; Lk 11,2). Auch in unseren Gebetsformeln kommt „der Name Gottes“ häufig vor: Wir bekreuzigen uns „im Namen“ des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Wir begrüßen Christus vor der Wandlung im Sanctus mit dem Zuruf: „Gesegnet sei, der kommt im Namen des Herrn.“ Wir beginnen die Liturgie mit dem Ruf: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn.“
Der Gott, der sich zuerst Israel offenbarte, hat einen Namen. Da Name schon in der allgemein-menschlichen Auffassung für Wesen steht, so konnte der Gott Israels nicht namenlos sein, denn dann wäre er auch existenzlos. Der Gott Israels aber existiert sogar zuhöchst. Er hat einen Namen, der „über allen anderen Namen“ ist. Aber sein Name ist einzigartig und unaussprechlich. Die Israeliten sehen darin, dass Gott seinen Namen kundgetan hat, das Privileg der Privilegien. In dem polytheistischen Gewimmel des Orients gab sich Gott „im Mysterium seiner Person zu erkennen“[6]. Daher empfindet es der Jude als höchste moralische Pflicht, den göttlichen Namen zu heiligen. Die Kiddusch haschem, die

Heiligung des göttlichen Namens, verpflichtet ihn sogar, eher sein Leben zu opfern, als den Namen Gottes zu entweihen.
Doch was ist der Name Gottes? Im Alten Testament gibt es verschiedene Gottesnamen. Die wichtigsten sind El, bzw. Elohim und JHWH. El ist in allen semitischen Sprachen die Bezeichnung für Gott. Daher kann Elohim in der hebräischen Bibel auch andere Götter oder „eine Vielheit von Göttern“ bezeichnen (Ex 18,11; Dtn 10,17; Ri 9,13). Der eigentliche Gottesname aber ist JHWH. Man nennt es auch „Tetragramm“, da es aus vier (tetra) Buchstaben (gramma) besteht, nämlich nur aus Konsonanten: J-H-W-H. Die Vokalisation wurde erst in späterer Zeit hinzugefügt. Im hebräischen Text der Biblia Hebraica Stuttgartensia kommt diese Namensform genau 6.828 mal vor und ist damit der häufigste Eigenname der Bibel überhaupt. Es ist der spezifische Name des wahren, sich offenbarenden Gottes, kein Gattungsbegriff wie El oder wie das deutsche „Gott“. Wir können ja problemlos auch „Allah“ mit dem Gattungsbegriff „Gott“ bezeichnen. JHWH ist aber das nomen proprium und wird nie von fremden Göttern gebraucht. JHWH steht für Singularität und Exklusivität. So tritt Gott im Dekalog mit dieser Selbstvorstellung an Israel heran: „Ich bin JHWH, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten, aus der Knechtschaft geführt hat. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“ (Ex 20,2).
In Lev 24,16 heißt es: „Wer den Namen Gottes ausspricht, soll des Todes sterben!“ Nach unserer Auffassung ist mit diesem Verbot nur das blasphemische oder magische Aussprechen des Gottesnamens gemeint, die Juden nahmen diese Stelle aber wörtlich. Spätestens seit dem 2. nachchristlichen Jahrhundert wurde der Gottesname nicht mehr ausgesprochen. Wie schon Origenes im 3. Jahrhundert berichtet, ersetzte man beim Vorlesen JHWH durch Adonai, bzw. auf Griechisch Kyrios, was auf Deutsch „Herr“ bedeutet.
Um anzuzeigen, dass statt JHWH Adonai zu lesen sei, setzte man bei der Vokalisierung unter die vier Konsonanten des Wortes JHWH die Vokale von Adonai (a, o, a): Man müsste es also eigentlich JaHoWaH aussprechen. Nun verwandelt sich aber nach den Ausspracheregeln das erste „a“, das Chateph Patach,

in ein Schwa mobile, das wie ein angehauchtes „e“ zu lesen ist: JeHoWaH. Die Rabbinen schufen das geflügelte Wort, dass Gott von sich sagen könne: „Dixit Deus: non legor, sed scribor. Scribor Jehowah et legor Adonai.“ „Gott sprach: Ich werde nicht gelesen, sondern geschrieben. Ich werde Jehowah geschrieben und Adonai gelesen.“

Erst im 15. Jahrhundert, spätestens im 17. Jahrhundert begann man dann, dieses Wort auch so zu lesen, wie es mit der falschen Vokalisation geschrieben stand: Jehowa. Ein Missverständnis, denn die Juden haben den Gottesnamen weder so gelesen noch so gemeint. Den „Zeugen Jehowas“ muss man sagen, dass es sich hier um eine absichtliche „Falschschreibung“ handelt, um nur ja zu verhindern, dass jemand versehentlich den authentischen Gottesnamen ausspricht. Der Gott Israels hat sicher nie „Jehowah“ geheißen.

Aus Ehrfurcht vor dem Gottesnamen verwendete man auch Umschreibungen: Statt Gott sagte man auch „Himmel“. Das haben wir auch in unserer Sprache, dass wir statt „Gott-sei-Dank“ auch „Dem Himmel sei Dank“ sagen können. Oder man verwendete einfach den Ausdruck „Ha-Schem“, „der Name“. „Der Name des Herrn sei gepriesen!“

Wann wurde der Gottesname ausgesprochen? Nur am großen Sühnetag im Herbst, am Iom Kippur, und nur vom Hohenpriester, der die authentische Aussprache von Generation zu Generation weitergab. Der Hohepriester vollzog die nationale Entsühnung des Volkes, indem er das Allerheiligste mit dem Blut einer geopferten Kuh betrat und die Kapporeth, die geheimnisvolle Sühneplatte, damit besprengte. Dazu rief er laut den Namen Jahwes aus, gleichsam um Gott herabzuziehen an den Ort und so den Bund zu erneuern, der durch die Sünden zerbrochen war. Der Tempel galt ja als der Ort, an dem der Name Gottes wohnt.[7] Die Menschen draußen in den Höfen des Tempels haben den Gottesnamen aber nicht hören können, denn das Ausrufen des Gottesnamens wurde durch den lauten Gesang überdeckt. Danach trat der Hohepriester vor das Allerheiligste und verkündete das Resultat dieser höchsten

Heiligung des Namens Gottes: „Shalom alekeim!“ „Der Friede sei mit Euch!“
Es ist zu beklagen, wie wenig diese kultischen Hintergründe bekannt sind, ohne die man ja auch den christlichen Erlösungsglauben nicht verstehen kann. Denn im Hebräerbrief wird Christus als der Hohepriester bezeichnet, der nicht mit dem Blut von Böcken und Stieren, sondern mit seinem eigenen Blut hineingetreten ist in das Heiligtum. Die Jom-Kippur-Sühne hielt immer nur für ein Jahr. Die von Christus gewirkte Sündenvergebung bezeichnet das Neue Testament als Ewige Erlösung. Und wenn das Johannesevangelium schildert, dass Jesus am Ostermorgen mit dem Gruß „Der Friede sei mit euch!“ vor die Jünger tritt, so ist das die Parallele zu der Vollzugsmeldung des Hohenpriesters nach dem Blutritual hinter dem Tempelvorhang. Und tatsächlich geht es im Johannesevangelium an dieser Osterstelle um die Sündenvergebung, die jetzt durch die Jünger in die Geschichte hinaus unversalisiert werden soll: „Friede sei mit Euch … Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben …“
Als der Tempel im Jahre 70 zerstört wurde, endete das Ritual. Seither wurde das Tetragramm nie mehr ausgesprochen. Die Tradition ist erloschen und es gibt keine Möglichkeit zu erfahren, wie der Gottesname nun tatsächlich ausgesprochen wurde. Freilich berichtet Theodoret von Cyrus († 460) im 5. Jahrhundert, dass damals die Samariter das Wort mit „Jabe“ ausgesprochen hätten.[8] Und neuere Schriftfunde von Israels Nachbarvölkern im Orient, die auf die Religion der Juden eingehen, überliefern den Name ihres Gottes mit „Jawe“, „Jabe“ und „Jauwe“. Die Konsonanten b und w liegen sprachlich sehr nahe beieinander. Daher sehen viele Wissenschaftler die Aussprache „Jahwe“ als historisch relativ korrekt an.
Was heißt Jahwe? Eine Ausdeutung von JHWH erfolgt in Ex 3,14, das ist die Szene mit dem brennenden Dornbusch. Die Szene ist eine ausdrückliche Erklärung, dass und warum der Gott Israels, also „Elohim“, den Namen „Jahwe“ trägt. Sie möchte veranschaulichen, dass Gott „namentlich“ bisher nicht bekannt war. Er wurde ja auch

einfach nach den Ahnen benannt, nach den Stammvätern, denen er zuerst begegnet. Dieser „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs“ (Vgl. Ex 3,6) offenbart sich mit dem Eigennamen Jahwe. Mose, der von der Stimme im Dornbusch den Auftrag empfängt, sein Volk aus Ägypten herauszuführen, fragt zurück, wer es denn sei, der ihn sende. Es genügt nicht zu sagen, dass der „Elohim der Väter“, der Gott der Väter ihn gesandt habe: „Da werden sie mich fragen: Wie heißt er? Was soll ich ihnen darauf sagen?“ Und dann erklärt Gott selbst seinen Namen mit „ehje ascher ehje“ (היהא רשא היהא)[9]. Über die Bedeutung dieses Verses wird viel diskutiert. Die Übersetzung in der Vulgata lautet: „sum qui sum“. Mose soll zu Israel sagen: „Der Ich-bin (der Ehje) hat mich zu euch geschickt.“ Die Exegeten sagen, dass in diesen Begriffen vor allem das treue Handeln Gottes für sein Volk angesprochen ist: Gott bleibt treu, steht auf Seiten des Volkes, ändert sich nicht. Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber übersetzt wohl am nähesten am Gemeinten: „Ich werde da sein, als der ich da sein werde.“ Für Buber ist der Gottesname Ausdruck des „Für-Sein“ Gottes für sein Volk,[10] eine Aussage über sein Treueverhalten. Im Namen JHWH – Ehje ascher ehje – fasst sich also die Heilsökonomie zusammen.

Das entspricht auch orientalischem Denken, das immer aktualistisch und selten ontologisch ist: Für den Hebräer ist der Name (schem) die Bezeichnung des „Wesens“ in dem Sinn, dass Wesen nicht als eine in sich stabile Substanz verstanden wird, sondern das, was jemand tut, was ihn ausmacht. „Schem“ steht für die Handlungsmacht, die hinter einem Phänomen steckt. Der Name Gottes jedenfalls ist heilig, weil sich darin seine Heilsmacht „für uns“ ausdrückt. Übrigens hat die Gottesdienstkongregation in einem Rundschreiben an die Bischofskonferenzen vom 29. Juni 2008 die Aussprache des Gottesnamens in der katholischen Liturgie verboten: „In den liturgischen Feiern, den Gesängen und Gebeten darf der Name Gottes in der Form des Tetragramms JHWH weder verwendet noch ausgesprochen werden.“

Wir nähern uns jetzt schon dem Phänomen der Taufe und damit der christlichen Namensgebung. Denn jede Taufe erfolgt ja „im

Namen“ des dreifaltigen Gottes. Und in der Apostelgeschichte wird von der Taufe „auf den Namen Jesu“ gesprochen. Schon im Alten Testament lesen wir, dass der Name Gottes, „Haschem“, ausgerufen ist über sein Volk. Hinter dem Begriff „Ausrufung des Namens“ steckt die Vorstellung, dass dadurch eine Art Besitzergreifung erfolgt.[11] Vor allem aber hat der Name Gottes eine Schutzfunktion: Wer den Namen Jahwes auf seine Hand schreibt, der bekennt sich nicht nur öffentlich zu ihm, sondern der gehört auch ihm.[12] Jeremia wird verzweifelt beten: „Du bist doch in unserer Mitte, JHWH, dein Name ist über uns ausgerufen!“ (Jer 14,9). Gott ist dort gegenwärtig – mit seiner machtvollen Hilfe –, wo sein Name ausgerufen ist. Daher ist der Name Gottes die eigentliche Stärke Israels: „Die einen sind stark durch Wagen, die andern durch Rosse, wir aber sind stark im Namen des Herrn, unsres Gottes.“[13]

3. Taufen heißt nicht Namensgebung

Beim Vornamen oder „Taufnamen“ geht es um die Heiligen, die unsere Fürsprecher sind; aber mehr noch geht es um Gott selbst, der seinen Namen über uns ausruft. Ich freue mich, dass es eine starke Renaissance der alten christlichen Namen gibt, plötzlich sind wieder Jakob und Maria, Bartholomäus und Anna, Sebastian und Benedikt usw. „in“. Für christliche Eltern soll es nicht egal sein, welchen Namen man dem Kind gibt. Nach dem Rituale Romanum von 1614 sollen die Träger des Namens durch ihren Namenspatron „zu gleicher Heiligkeit ermutigt und durch deren Fürsprache beschirmt werden“[14]. Der Kodex des kirchlichen Rechtes von 1918 fordert, dass unehrbare oder lächerliche Namen zurückgewiesen werden, bzw. dass das Fehlen eines christlichen Namens durch die Zufügung eines zweiten, christlichen Namens in den Matrikeln ergänzt wird. Daher gibt es für die Eltern die Möglichkeit, bei der Taufe ihrem Kind einen rein kirchlichen Taufnamen zu geben, der also nicht in der staatlichen Geburtsurkunde steht, wohl aber im Taufschein.

Man darf sich hier an eine Szene aus der Don-Camillo-Filmserie des italienischen Schriftstellers Guareschi erinnern, wo der kommunistische Bürgermeister Peppone von Don Camillo verlangt, seinen Sohn „Lenin“ zu taufen. Das lustige Gerangel endet dann damit, dass der Taufname Camillo beigefügt wird. Damit ist Don Camillo zufrieden, denn „ein Camillo wiegt alles andere auf“. Auch das derzeitige Kirchenrecht schreibt vor: „Die Eltern, die Paten und der Pfarrer haben dafür zu sorgen, dass kein Name gegeben wird, der christlichem Empfinden fremd ist.“[15]
Die Taufe hat also etwas mit der Namensgebung und mit dem heiligen Namenspatron zu tun; zugleich muss der Vorstellung widersprochen werden, dass das Wesen der Taufe in der Namensgebung besteht. Leider ist ja der Begriff „Taufe“ abgewandert und hat im säkularen Sinn die Bedeutung von „Einweihung“ oder „Namensverleihung“ bekommen. Daher werden Schiffe getauft und – zumindest bei uns in Österreich, in der Weinbaugegend südlich des Wienerwaldes, – gibt es den Brauch von „Weintaufen“. Hier geht es uns ähnlich wie mit der Firmung: Der mittlerweile abgeschaffte ausdeutende Ritus des Backenstreiches, der eine Ermutigung ausdrücken sollte, war für die Leute so eindrucksvoll, dass sie ihn als Synonym für die sakramentale Handlung selbst aufgefasst haben. Der Backenstreich wurde als Ohrfeige, auf österreichisch als Watsche empfunden. So kommt es, dass sich streitende Wiener noch heute gegenseitig warnen: „Wenn du nicht gleich nachgibst, dann firme ich dich!“ Ebenso wenig wie Firmung gleichzusetzen ist mit Ohrfeigen, ist Taufen gleichzusetzen mit Namensgebung. Der Vorname wird ja schon gleich bei der Geburt festgesetzt und in die standesamtlichen Akten aufgenommen.
Dass dieses Missverständnis sehr tief sitzt, beweist etwa die Anekdote, die ein Mitbruder erzählt hat, der an einem Nachmittag mehrere Kinder hintereinander zu taufen hatte. Bei der dritten Taufe war es mit der Konzentration vorbei und er taufte das kleine Mädchen unter einem falschen Namen. Darauf die Reaktion der Eltern: „Bitte, Herr Pfarrer, taufen Sie noch einmal, denn das war der falsche Namen.“ Erst mit einigem Humor konnte er die

peinliche Situation meistern und die Eltern davon überzeugen, dass das Kind sowohl gültig getauft ist als auch der richtige Name gilt, den die Eltern ihm gegeben haben.
Taufen hat also etwas mit Namensgebung zu tun, ist aber nicht damit deckungsgleich. Diese falsche Identifizierung entstand aus einer langen und komplizierten historischen Entwicklung, an deren Anfang die urkirchliche Taufpraxis steht: Die frühe Kirche taufte fast nur Erwachsene, die Kindertaufe entwickelte sich erst nach der Christenverfolgung, nach der konstantinischen Wende. Die Erwachsenen meldeten sich zum Katechumenat, also zur Taufvorbereitung an, und dazu war die Einschreibung des Namens erforderlich. Man nannte diese Namenseinschreibung, die beim Bischof erfolgte, „inscriptio“ oder „nomendatio“. „Nomendatio“ kommt von „nomen“ und „dare“, es handelt sich also um das Hergeben des Namens. Die Katechumenen wurden in einer eigenen Liste, die öffentlich der Gemeinde bekannt war, aufgenommen. Sie gehörten ja schon ein Stück weit zur Kirche. Diese „nomendatio“ war ein liturgischer „ritualisierter Akt“[16], der an einem bestimmten Sonntag der Quadragesima gefeiert wurde. Mit der Fastenzeit begann nämlich die heiße Phase der Vorbereitung auf die Taufe, die ja immer nur in der Osternacht abgehalten wurde. Daher predigt der heilige Ambrosius etwa: „Du hast Deinen Namen hergegeben, um mit Christus das Leiden zu teilen; du hast Dich eingeschrieben, um die Dornenkrone zu empfangen.“[17] Die Einschreibung erfolgte während eines feierlichen Gottesdienstes nach Befürwortung durch die Paten und nach Prüfung durch den Bischof. In dieser unmittelbaren Zeit vor der Taufe wurden die Katechumenen schon „Photizomenoi“ genannt, also „die zu Erleuchtenden“. Im Westen wurden sie später „Illuminati“, „Electi“, meist aber „Competentes“ genannt. Der Bischof legte anlässlich der „nomendatio“ die Hände auf und betete über sie „dass sie des Bades der Wiedergeburt zur Kindesannahme in Christus für würdig gehalten wurden“. Dann ließ er sie in das Taufregister eintragen, „damit ihr Name in das Buch der Lebenden eingetragen werde“[18].
Man beachte also: Ursprünglich liegt die „nomendatio“ darin,

dass man seinen schon vorhandenen Namen hergibt. Wir haben eindrückliche Zeugnisse bei Ambrosius und Augustinus. Der große Ambrosius klagt Ende des 4. Jahrhunderts, dass er die ganze Nacht umsonst gefischt habe, aber es habe bisher noch kein Fisch angebissen.[19] Das soll heißen: Er hat kräftig Werbung für die Taufe gemacht, aber es hat sich niemand für die Taufe angemeldet. Er habe gerufen: „Da nomen!“[20] „Gib Deinen Namen, lass Dich eintragen.“ Auch Augustinus überliefert uns die Formel: „Da nomen ad baptismum!“[21] „Gib deinen Namen für die Taufe“. Der Grund für diesen Rückgang der Einschreibungen liegt natürlich darin, dass sich sofort nach der konstantinischen Wende die Kindertaufe im großen Stil verbreitet und bald zur selbstverständlichen Form der christlichen Initiation wird.

Wir feiern nächstes Jahr übrigens das 1.700 Jahr-Jubiläum der konstantinischen Wende, die durch die Kreuzesvision des großen Konstantin vor der Schlacht an der Milvischen Brücke ausgelöst wurde. Am 28. Oktober 312 sah Konstantin das Zeichen des Kreuzes mit den Worten „In hoc signo vinces“, wie uns sein Biograph Eusebius überliefert. Ich hoffe, dass wir dieses Ereignis gebührlich feiern, denn es hat nicht nur zur Beendigung der Christenverfolgung durch das Imperium Romanum geführt, sondern zu einer Christianisierungswelle von ungeheurer Dynamik. In Heiligenkreuz werden wir eine Tagung zu „In hoc signo“ machen, denn die Wende erfolgte in der Vision des heiligen Kreuzes.

Binnen weniger Jahrzehnte ist das Römische Imperium christianisiert. Das Imperium, das Christus ans Kreuz brachte, wird jetzt zur gesellschaftlichen und kulturellen Trägerin des christlichen Glaubens, sodass wir uns ja heute noch mit gewissem Stolz nicht bloß „katholisch“, sondern „römisch-katholisch“ nennen dürfen. Das „römisch“ ist keine konfessionelle Begrenzung, sondern verweist auf die wunderbare Entgrenzung, die Gott der Verkündigung seines Evangeliums durch die Christianisierung Roms gegeben hat.

Als man nach der konstantinischen Wende bald fast nur noch

Kinder tauft, bleibt das Einschreiben der Namen der Täuflinge als Reminiszenz an den alten Ritus erhalten, wird aber mehr oder weniger ein Verwaltungsakt. An die alte „nomendatio“ erinnert auch die Frage des Taufritus: „Quo nomine vocaris“?[22] „Mit welchem Namen wirst du gerufen?“ Natürlich fielen Namensgebung und Taufe immer mehr zusammen, weil man ja die Kinder fast unmittelbar nach der Geburt zur Taufe brachte. Damals lief das ziemlich unkompliziert ab. Nach der Sonntagsmesse trat der Pfarrer einfach an den Taufbrunnen, mit den Eltern, die ihr Neugeborenes brachten, und begann den Ritus mit dem „Quo vocaris“, das man salopp mit „Wie heißt das Kind denn?“ übersetzen könnte.

Ab dem Spätmittelalter beginnt man, Register zu führen, sogenannte „Matrikelbücher“. Es wird Aufgabe des Taufspenders, mit der Eintragung der Taufe in die Matrikel zugleich die Geburt zu dokumentieren, und damit natürlich auch den Namen des Kindes.[23] Auch jetzt bestand, wie in der Urkirche, das erste Element des Ritus in der Einschreibung der Namen der Täuflinge, ihrer Eltern und Paten.[24]

Das ist bis heute so geblieben: Auch heute werden vorher schon die Namen in die Taufbücher aufgenommen. Und im Taufritus selbst erfragt der Taufspender ganz am Anfang von den Eltern den Namen des Kindes: „Welchen Namen habt ihr eurem Kind gegeben?“ Man sieht daraus jedenfalls: Nicht die Taufe verleiht den Namen, sondern die Eltern, die ihren Kindern schon vorher den Namen gegeben haben.

Hier muss zugleich auch ein theologisches Element festgehalten werden. Auch wenn es bei der Taufe nicht primär um die Verleihung eines Vornamens geht, so ist es doch unverzichtbar, dass ein persönlicher Name genannt wird. Getauft wird nicht ein anonymes Etwas, sondern eine Person im theologischen Sinn: Also ein Mensch, der von Gott sein konkretes Sein, seine konkrete Existenz als Geschenk erhalten hat und nun als diese Person vor Gott hintritt – oder bei der Kindertaufe hingehalten wird.

Als unter Papst Paul VI. 1972 der Ritus für die Erwachsenentaufe

„restauriert“ bzw. wiedereingeführt wurde, hat man das Element der frühchristlichen Einschreibung bewusst wieder aufgenommen. Nach dem „Ordo Initiationis Christianae adultorum“ beginnt die nähere Vorbereitungszeit mit einem „Ritus electionis et inscriptionis nominis“, auf Deutsch „Feier der Einschreibung“, die in der Regel am 1. Fastensonntag stattfindet.[25] Hier finden wir also die alte „nomendatio“, das urkirchliche „Hergeben des Namens“ wieder.

In Zeiten von facebook, wo wir über Internet fast alle Daten von anderen erfragen können, ist uns vielleicht die Besonderheit dieses Ritus nicht so bewusst. Das Hergeben des Namens ist ein Hergeben seiner selbst. Man gibt den Namen, der in die Taufmatrikel eingeschrieben wird. Die Symbolik ist: Man überantwortet sich ganz Gott. Im Hintergrund steht das biblische Bildwort von der Eintragung des Namens in das Buch des Lebens, das sich schon im Alten Testament findet (Ex 32,32f; Ps 69,29; Dan 12,1; Offb 13,8; 17,8; 20,12.15; 21,27). In Offb 3,5 heißt es: „Wer siegt, wird ebenso mit weißen Gewändern bekleidet werden. Nie werde ich seinen Namen aus dem Buch des Lebens streichen, sondern ich werde mich vor meinem Vater und vor seinen Engeln zu ihm bekennen.“

Diese „Namentlichkeit“ bei der Initiation ist von großer Bedeutung, denn das Wesen des Christentums besteht ja im Inkarnations- und Erlösungsglauben: Gott ist „propter nostram salutem“, um unser aller Heiles willen vom Himmel herabgestiegen, um uns durch Kreuz und Tod zu erlösen. Er meint alle Menschen im Gesamten und zugleich jeden Menschen im Besonderen; seine Erlösungsliebe zielt nicht auf eine anonyme Masse ab, sondern innerhalb der intendierten Ganzheit meint er jeden individuell und persönlich. Papst Johannes Paul II. hat diesen personalistischen Aspekt der göttlichen Erlösungsliebe sehr stark betont: Im Unterschied zu der vorgängigen Sprachweise, wo immer von der „Erlösung des Menschengeschlechtes“ die Rede war (was auch richtig ist!), hat er seine Antrittsenzyklika 1979 bewusst „Redemptor Hominis“ genannt. Der Singular „hominis“, „des Menschen“, macht deutlich, dass es Gott um jeden persönlich geht.

Das wird dann auch beim Abschluss der christlichen Initiation deutlich, bei der Firmung. Während bei der Taufe einfach die Eltern bzw. Paten den Namen des Kindes geben, soll die Firmung bezeugen und bestärken, dass der Getaufte im Glauben erwachsen ist. Der erneuerte Firmritus von 1971, den Paul VI. mit der Apostolischen Konstitution „Divinae consortium naturae“ in Kraft setzte, sieht vor, dass die Firmlinge namentlich aufgerufen werden. Sie können vom Pfarrer oder von den Firmhelfern sogar mit einer kleinen Biographie dem Bischof vorgestellt werden. Auf jeden Fall treten sie zur Chrisam-Salbung einzeln vor den Bischof und werden ihm persönlich mit Namen genannt. Bei uns in Heiligenkreuz gibt es für die feierliche Firmspendung sogar das Offizium des „Nomenklators“: Ein Mitbruder ruft dem Abt laut den Vornamen des Firmlings zu. Dieser greift den Namen auf und spendet die Firmung: „Julia!“ „Julia, sei besiegelt durch die Gabe Gottes den Heiligen Geist.“ Der Ordo sieht aber auch die Möglichkeit vor, dass der Firmling selbst seinen Vornamen sagt. Psychologisch ist es sehr wichtig, dass die jungen Firmkandidaten vom Spender der Firmung persönlich angesprochen werden, denn darin liegt ein wichtiger theologischer Sinnaspekt: Die Firmung bestätigt und bestärkt die persönliche Erwählung durch Gott gemäß dem Jesajawort „Ich habe dich beim Namen gerufen, mein bist du!“ (Jes 43,1)

Mancherorts gibt es den Brauch, sich bei der Firmung einen eigenen „Firmnamen“ zuzulegen, also einen weiteren Namenspatron zu wählen. Die Bräuche hierzu sind unterschiedlich, so war es etwa in einigen Gegenden üblich, sich den Namen des Firmpaten als Firmnamen zuzulegen. Zu diesem volkskirchlichen Brauch gibt es aber keinerlei offizielle Vorschriften. Wiederbelebung wäre aber anzuraten. Einer unserer Mitbrüder etwa schafft es, dank seines apostolischen Eifers, jedes Jahr ein bis zwei Dutzend Erwachsene zur Firmung zu bringen; er verleiht diesen immer sehr eindrucksvoll Firmnamen, mit Vorliebe aus dem Alten Testament, sodass sie dann als „Gustav Abraham“ oder als „Jennifer Rebekka“ oder als „Johann Moses“ zur Firmung antreten …

Bei der christlichen Initiation, die durch Taufe begonnen und durch Firmung abgeschlossen wird, geht es also um den „Namen“, der einem als geliebtes Geschöpf Gottes von Gott zugedacht wird. Vor Gott ist jeder von uns ein „Name“, jeder Getaufte ist persönlich von Gott gewollt, geliebt, getragen und beschützt. Eindrucksvoll wird das dann auch etwa bei der Priesterweihe, wenn an einen Getauften die besondere Berufung ergeht und er bei der Weihehandlung mit seinem Namen aufgerufen wird. Er antwortet dann mit dem biblischen „Adsum“, „Hier bin ich“ oder „Ich bin da“. Der mit Namen Gerufene braucht keine programmatischen Antrittsreden halten. Der Name, mit dem er gerufen wurde, bedeutet sein Wesen, sein Sein. Mit dem „Adsum“ hält er sich einfach selbst Gott hin und lässt sich von diesem hineinweihen in das Sakrament des Priestertums.

4. Der Name Christi

Der eigentliche Name, den die Taufe wirklich konstitutiv verleiht ist der Name Christi. Bei der Taufe erhält tatsächlich kraft des Sakramentes jeder Getaufte den Namen dessen, der der „Messias“ ist, der „Christos“, bzw. lateinisch „Christus“, also der Gesalbte. Durch die Taufe wird man Christ. Das ist der Name, der über uns allen ausgerufen wird. Es ist ein Name, der allen in gleicher Weise zukommt, weil die Kirche ein einziger Christus-Leib ist, an dem wir alle Glieder sind.

Es ist bedeutungsvoll, dass wir den Namen „Christ“ erhalten. Das Deutsche hat hier im Unterschied zu den romanischen Sprachen eine schöne Eigentümlichkeit. Wir lassen einfach nur die griechische bzw. lateinische Endsilbe „-us“ weg. Durch die Taufe wird man „Christ“. Man könnte genauso gut sagen: „Durch die Taufe wird man Christus“, denn das ist eigentlich gemeint, dass man hineingenommen wird in das Lebens-, Sterbens- und Auferstehungsgeheimnis Christi (Röm 5). In den anderen Sprachen ist diese theologische Spitze ein wenig abgestumpft,

wenn man etwa im Italienischen von „cristiani“, im Französischen von „chrétiens“ oder im Englischen von „christians“ spricht, also wörtlich übersetzt nur von „Christianern“. Da ist es theologisch weit tiefer und paulinischer, dass wir im Deutschen uns „Christen“ nennen dürfen.

Es ist auch beachtenswert, dass wir nicht „Jesuaner“ genannt werden. Jesus ist ein heiliger Name und die Apostelgeschichte beschreibt die Wirkung der Taufe an mehreren Stellen als „Taufe auf den Namen Jesu“. Die hebräische Form „Jehoschuah“ war freilich weit verbreitet. Im Alten Testament findet sich die weisheitliche Textsammlung eines gewissen Jesus Sirach. Der Schüler und Nachfolger des Mose trägt denselben Namen unter der Wortform „Josua“, gräzisiert ist das „Jesus“ (Apg 7,45; Hebr 4,8; vgl. auch Kol 4,11). Dieser Name Jesus erfährt in der Heilsoffenbarung freilich eine theologische Deutung. Es ist keine belanglose Nebensächlichkeit, dass der Erlöser diesen Namen trägt. Sowohl das Lukasevangelium (Lk 1,31; vgl. auch 2,21) als auch das Matthäusevangelium (Mt 1,21) beschreiben deutlich, dass Gott selbst es ist, der den Namen Jesus gibt. „Du sollst ihm den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk von den Sünden erlösen“ (Mt 1,21). Der Name ist Programm, denn „Jesus“ ist ein theophorer Name, der ein Programm beinhaltet.

„Theophore“ Namen sind Namen, die „Gott“ in sich tragen; sie verweisen auf Gott, da sie aus dem Gottesnamen zusammengesetzt sind. Solche gotttragenden Namen sind im Orient und speziell im Judentum weit verbreitet, sie finden sich aber auch heute in vielen Kulturen. Ich denke hier an einen koptischen Freund, der den Namen „Hloideissus“ trägt, also „Gelobt sei Jesus“ oder an unsere nigerianischen Priesterstudenten, die Namen aus ihrer Ebu-Sprache tragen, in denen Silben für Gott vorkommen.

Eine Besonderheit des Judentums und damit des Alten Testamentes ist, dass Gott in solchen Namen immer Subjekt und nie Objekt ist. Gott ist immer Akteur und nie passiv, er ist immer das Handlungssubjekt. Im Hebräischen werden solche theophore Gottesnamen aus den Silben der beiden gebräuchlichsten

Gottesnamen „El“ und „Jah“ als Silbe aus „Jahwe“ gebildet:
Jisrael = Gott kämpft, Gotteskämpfer
Jesaja = Jahwe hat gerettet
Elija = Mein Gott ist Jahwe
Samuel = Gott hat gehört (andere Möglichkeit: „Name Gottes“)
Eljakim = Gott wird erhöhen
Mattanja = Geschenk Gottes
Ismael = hören wird Gott
Tobijah = Gut ist Jahwe
Einen solchen theophoren Namen, in dem Gott Handlungssubjekt ist, trägt auch das Kind der Maria, den wir als den menschgewordenen Sohn Gottes bekennen. Jesus bzw. Jehoschua heißt: „Jahwe schafft Hilfe“, also „Gott rettet“. Jesus ist der Gottesretter, der Heilschaffer. Der Versuch, den Namensinhalt in das Germanische zu übersetzen führt zu dem Wortgebilde „heliand“, der „Heiland“, der Heilschaffer. Es tut mir von Herzen weh, dass das Wort Heiland heute bei uns so wenig verwendet wird.
Weil in diesem Namen Jesus ein Programm liegt, darum ist der Name auch ehrfurchtsvoll zu behandeln. Petrus predigt am Pfingsttag, dass dies der einzige Name ist, „durch den wir sollen selig werden“ (Apg 4,12). Paulus zitiert einen Alten Hymnus, ein Loblied der frühesten Kirche auf den präexistenten Sohn, der sich seiner Gottesgestalt entäußert hat und Sklavengestalt angenommen hat, gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum, so das von Paulus wiedergegebene Lied der Urkirche, hat ihm Gott den Namen verliehen, der größer ist als alle anderen Namen, dass jedes Knie sich beuge und jeder Mund bekennt: „Jesus Christus ist der Kyrios, der Herr.“ Der Name, vor dem sich hier jedes Knie beugt, ist aber nicht eigentlich der Name „Jesus“, sondern „Kyrios“. Denn die Juden der damaligen Zeit hörten unter „Kyrios“ immer den hochheiligen und unaussprechlichen Gottesnamen „Jahwe“ heraus. „Jahwe“ wurde ja nicht nur nicht gelesen, sondern durch „Adonai“ bzw. in der griechischen Septuaginta-Übersetzung mit Kyrios, Herr, wiedergegeben. Und dieses „Jahwe-Synonym“ trägt nun Jesus, er ist erhöht zum „Kyrios“. Es handelt sich um eines

der ältesten und deutlichsten Bekenntnisse der Bibel zur Gottheit Christi. Darum ist auch der Name „Jesus“ ein ehrfurchtgebietender Name und seit dem neuen Missale Romanum 2004 feiert die Kirche am 3. Jänner einen eigenen „Gedenktag des Namens Jesu“, um damit innerhalb des Weihnachtsfestkreises daran zu denken, dass der Name Jesus ein Heilsprogramm ist (Lk 2,21). Die frühchristliche Abkürzung dafür sind die drei Buchstaben des griechisch-geschriebenen Jesusnamens, I-Iota – H-Eta – S-Sigma, was wie ein IHS ausschaut.

Wir werden also in der Taufe in das Heilshandeln Jesu hineingetauft, in den „Heiland“ hinein. Und aus der Taufe empfangen wir dann den Namen „Christ“, die abgekürzte Form für „Christus“. Jesus ist der irdische Eigenname, Christus aber ist gleichsam der Amtstitel, der Wirkungsname für Jesus. Das griechische „christos“ ist die Übersetzung des aramäischen „meschicha“ bzw. hebräischen „maschiach“ und bedeutet „der Gesalbte“. Eingedeutscht sprechen wir vom Messias. Christus heißt Messias. So gesehen bedeutet der Name „Christ“, den wir durch die Taufe empfangen haben, dass wir Anteil erhalten am „Messiastum“ Jesu. Hier geht es um die Wirkung dessen, was Jesus als menschgewordener Gottessohn in die Welt gebracht hat, nämlich um die Erlösung. „Christos“ bezeichnet also die Gnadenfolge der Erlösung, daher ist der Christenname ein Ehrentitel, eine Auszeichnung, ein Privileg, aber auch eine Verpflichtung.

Welchen Namen erhält der Mensch also in der Taufe? Den Namen Christi und damit eines Kindes Gottes.[26] Wer getauft wird, der wird also hineingestellt in den Namen des dreifaltigen Gottes, in das Mysterium der Trinität selbst.[27] Der Mensch wechselt von seinem „Namen“ als Sünder und sterbliches Geschöpf hinein in den Namen Gottes selbst. Und daher brauchen wir einen Heiligen als Helfer, um in diese Christusgestalt hineinzuwachsen. Für die Reformatoren war das nicht so wichtig, weil sie auch die radikal-sündenvergebende Kraft der Taufe in Frage stellten, zumindest in dem Sinn, wie die Kirche das verstand: als eine qualitative Neuschöpfung des inneren Verhältnisses des Menschen zu Gott.

So heißt es im Rechtfertigungsdekret des Tridentinums von 1548: „unde homo ex iniusto fit iustus et ex inimico amicus! Daher wird der Mensch von einem Ungerechten zu einem Gerechten, von einem Feind zu einem Freund“ (DH 1528). Auch die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre (Augsburg 1998) betont, „dass dem Gläubigen die Erneuerung des inneren Menschen durch den Empfang der Gnade geschenkt wird … unabhängig … von menschlicher Mitwirkung“.[28]

Der Namenswechsel drückt also den Wechsel von der Identität des Sünders in die Identität des Gerechten bei der Taufe aus. Das ist psychologisch so eindrucksvoll, dass sich mancherorts in der Kirche der Brauch entwickelt hat, bei Standesveränderungen ebenfalls den Namen zu wechseln. So legt sich etwa ein neugewählter Papst einen neuen Namen zu. Dieser Namenswechsel in das Papstamt hinein könnte sich sogar auf einen biblischen Ursprung berufen, denn es war Christus selbst, der dem Simon nach dem Messiasbekenntnis bei Caesarea Philippi den Namen „Tu es Petrus“, „Du bist Petrus“, der Fels, verliehen hat. Dem ist aber nicht so, denn der Namenswechsel bei der Papstwahl ist historisch gesehen aus ganz anderen Gründen entstanden: Als 533 ein gewisser Mercurius gewählt wurde, änderte er seinen Namen in Johannes II., um nicht weiterhin den Namen des heidnischen Gottes Merkur tragen zu müssen. Das wiederholte sich, auch wenn etwa wie 983 ein Papst mit dem Vornamen Petrus gewählt wurde. Interessant ist, dass die Päpste als Namenstag trotzdem den Taufnamenstag feiern. Die Namenswahl stellt oft ein Programm dar: Johannes Paul II. etwa wollte das Wirken seiner Vorgänger Johannes XXIII. und Paul VI. zusammenfassen; Benedikt XVI. wollte eindeutig auf den heiligen Benedikt, Patron Europas und des Mönchtums, hinweisen.

Eine tiefe spirituelle Bedeutung hat die Verleihung eines neuen Namenspatrons bei der Einkleidung, wie sie in vielen Ordensgemeinschafen üblich ist. Das Ordensleben ist eine Radikalisierung der Taufe, es geht um eine Intensivierung der Christusverbundenheit. Bei der Einkleidung wird der Novize oder die Novizin mit einem neuen Gewand, das korrekterweise „Habit“

genannt wird („Gehabe“, „Gepräge“), bekleidet. In unserem Zisterzienser-Ritus werden dazu die Worte gesprochen: „Ausziehe Dir der Herr den alten Menschen mit seinen Taten. Anziehe dir der Herr den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit“, ein Zitat aus dem Epheserbrief. Der psychologische Eindruck ist sehr stark und sehr wichtig.

Doch zurück zur Taufe. Diese ist der große Wechsel in die neue Identität des Gotteskindes. Wir erhalten den Namen Christi. Der Katechismus lehrt: „In der Taufe heiligt der Name des Herrn den Menschen, und der Christ erhält seinen Namen in der Kirche.“[29] Daraus folgt, dass es absolut sinnvoll ist, einen Vornamen zu tragen, der darauf hinweist, wie dieses Christsein gelingt. Unsere Taufnamen sind „hagiophor“, das heißt, sie tragen die Heiligen in sich. Die Namen der Heiligen verbinden uns mit der schon vollendeten Kirche. Die Heiligen sind nicht, wie die Protestanten leider meinen, Konkurrenten zu Christus, sondern sie sind jene Menschen, in denen Christus sich mit seiner Gnade in die Geschichte hinein konkret ausgestaltet hat. Die Allerheiligenlitanei ist eine Form der Jesuslitanei. Darum sollten die Eltern nicht nur darauf achten, dass kein Name gegeben wird, der dem christlichen Empfinden fremd ist, wie es in CIC can. 855 heißt, sondern sie sollten auch darauf achten, dass ein wirklicher Heiliger zum Namensgeber ihres Kindes wird.

Die Kirche schenkte uns in den letzten Jahrzehnten so viele neue Selige und Heilige, greifbare Menschen, oft aus unmittelbarer zeitlicher oder geographischer Nachbarschaft. Die Kirche will, dass die Heiligen uns wieder näher kommen, damit sie ihre Fürbittkraft entfalten können. Darum erlaube ich mir am Schluss noch eine spirituelle Bitte an uns alle, dass wir unseren Taufnamen sehr bewusst tragen; dass wir uns mit unserem Namenspatron beschäftigen, dass wir zu ihm beten, dass wir ein Herzensverhältnis zu ihm entwickeln. Unser Namenspatron soll unser bester geistlicher Freund werden. Und letztlich empfehle ich sehr, dass wir Getauften wieder den Namenstag festlich feiern. Denn geboren ist ein jeder, aber einen christlichen Namenspatron, den hat nur der, der ein Kind Gottes geworden ist.

Anmerkungen

1 G. Figal, Art. Name II. philosophisch, in: RGG 6,32.

2 P. van Imschoot, Art. Name, in: Bibel-Lexikon, hg. von H. Haag, Tübingen 1968, 1215-1216, hier: 1215.

3 M. Mohr, Art. Name (N.), Namengebung I. Religions- u. Kulturgeschichtlich, in: LThK^3 7,624.

4 In 1 Sam 25,25 geht es um Nabal, dessen Name „Tor“ bedeutet. Abigail kann David nur mit listigem Zureden davon abhalten, den ihm widerstehenden und frech antwortenden Nabal zu töten.

5 http://de.wikipedia.org/wiki/Abrakadabra, abgerufen 12.06.2011.

6 KKK 2143.

7 Der Name wohnt in seinem Tempel in Jerusalem (1 Kön 11,36,; 23,27; Dtn 12,5.11; 14,23; 16,2.6.11; vgl. 1 Kön 8,16.29; 2 Kön 23,27).

8 P. van Imschoot, Art. Jahwe (Gottesname), in Bibel-Lexikon, 796f.

9 Die Bedeutung dieses zentralen Verses wird viel diskutiert. Man nimmt an, dass er auf die eng verwandten Wurzeln הוה (hawah - sein, werden) und היה (hajah - geschehen, veranlassen, da sein) zurückgeht und bewusst mit deren Vieldeutigkeit spielt.

10 M. Buber, Die fünf Bücher der Weisung. Das Buch „Namen“, Köln-Olten 1944, 158f.

11 Joab, der Heerführer Davids, schickt zu seinem König, damit dieser die Stadt Raaba in Besitz nehme. Er möchte, dass David selbst die Einnahme der Stadt bewerkstelligt, „damit nicht ich sie einnehme und mein Name über ihr ausgerufen wird“ (2 Sam 12,28; vgl. Jes 4,1). – Die Vorstellung, dass die Ausrufung des Namens eines mächtigen Wesens Schutz bringt, findet sich in vielen Religionen. Im Alten Testament: Segnet der Priester, so „legt er den Namen JHWHs auf das Volk“ (Num 6,27). Der Name JHWH schützt vor jedem Unheil (Psalm 20,2; Spr 18,10): „Protegat te nomen Dei Iacob, der Gott Jakobs möge dich schützen!“ (Ps 20,2). Die Anrufung des Namens Gottes vertreibt die bösen Geister (vgl. Lk 9,49; Apg 19,13).

12 Jes 44,5; vgl. Offb 13,16f; 14,9; u. ö.; 7,2; 9,4; 14,1; 22,4.

13 Ps 20,8; vgl. 33,16f; 147,10f; Dtn 20,1; Jdt 9,7; Spr 21,31; Jes 31,1; Hos 1,7.

14 Nach M. A. MICKEL, Das Ritual der katholischen Kirche, Mainz 1839, 22.

15 CIC 1983, can. 855.

16 Handbuch für Liturgiewissenschaft (abgekürzt: HLit) 7,1, 68.

17 Ambrosius, De Helia, 21,79, CSEL 32,2,460: „dedisti nomen tuum ad agonem Christi, subscripsisti ad competitionem coronae.“

18 Apostolische Konstitution VII, 39,4; Funk, Didascalia I,442. Zitiert nach: Lothar Heiser, Die Taufe in der orthodoxen Kirche. Geschichte, Spendung und Symbolik nach der Lehre der Väter, Basel 2008, 96.

19 Ambrosius, Comm. in Luc 5,6: SChr 45,181; Vgl. HLit 7,1, 65.

20 Vgl. HLit 7,1, 65.

[21] Augustinus, Sermo 132,1,1: PL: 38,735.
[22] HLit 7/1, 127.
[23] H. J. Spital, Der Taufritus in den deutschen Ritualien von den ersten Drucken bis zur Einführung des Rituale Romanum, Münster 1968, 44f.
[24] HLit 7/1, 109. Freilich gibt es auch einige wenige Ritualien, etwa das von Schleswig 1512, wo eine Art Namensgebungsformel zu finden ist: „Accipe nomen novum quo nomineris et benediceris super terram." Siehe Handbuch der Liturgiewissenschaft 7,1, 162.
[25] HLit 7/1, 253, 255.
[26] St. Horn, Die Taufe, in: H. Luthe (Hg.), Christusbegegnung in den Sakramenten, Kevelaer [3]1994, 205-250, bes. 227.
[27] B. Neunheuser, HDog IV, 2: Taufe und Firmung, Freiburg-Basel-Wien 1983 ist in seiner dogmengeschichtlichen Untersuchung die Bedeutung des „Namenswechsels" völlig entgangen.
[28] Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre, Nr. 24.
[29] KKK 2156.

Kirchliche Festtage – verharmlost, sinnentleert und umgedeutet

Georg Alois Oblinger

In meiner Pfarreiengemeinschaft besuche ich unter anderem auch die Jugendlichen zu ihrem 18. Geburtstag. Bei einer solchen Gelegenheit habe ich vor einiger Zeit miterleben können, wie ein Jugendlicher von seinen Freunden ein riesengroßes Geschenk überreicht bekam. Er begann sofort mit dem Auspacken. Doch es kam ein weiterer Geschenkkarton zum Vorschein. In diesem war wiederum eine hübsch eingepackte Geschenkkiste. Das Auspacken zog sich immer länger hin und bei den Umstehenden stellte sich schon die Frage, ob es denn überhaupt noch einen Inhalt gäbe oder ob das Geschenk vielleicht nur aus Verpackung bestünde.
Eine ähnliche Frage könnte sich dem Beobachter der deutschen Feiertagskultur aufdrängen. Da gibt es sehr viel „Drumherum", sehr viel Verpackung, sehr viel Brauchtum. Ist da überhaupt noch ein Inhalt erkennbar? Wird nicht vielerorts der Inhalt durch ein allzu üppiges Brauchtum verdeckt oder in einer zunehmend säkularen Gesellschaft auf dieses reduziert?

1. Verpackung ohne Inhalt?

Im April dieses Jahres warb die Thalia-Buchhandlung in Bonn in ihrem Schaufenster mit dem Slogan „Die schönsten Geschenke fürs Hasenfest". Aufgrund massiver Proteste von gläubigen Christen musste die Schaufensterdekoration zwar entfernt werden. Doch ist nicht längst das Fest der Auferstehung Jesu Christi zu einem bunten Frühlingsfest mit Hasen und Eiern uminterpretiert worden? Ist Weihnachten in unserer Gesellschaft für viele Menschen nicht zu einem reinen Familienfest oder Geschenk-Fest

mutiert? Die Krippe mit dem Mensch gewordenen Gottessohn wurde ersetzt durch einen Mann mit weißem Rauschebart und roter Zipfelmütze, der auf einem von Rentieren gezogenen Schlitten durch eine Schneelandschaft fährt. Die rote Zipfelmütze ist mittlerweile übrigens nicht nur zur Pflichtbekleidung auf sogenannten Weihnachtsmärkten geworden. Gelegentlich ist sie auch als Kopfbedeckung erotisch gekleideter weiblicher Schaufensterpuppen anzutreffen.

Besonders schwer hat es heute das Pfingstfest. Seine Thematik, die Herabkunft des Heiligen Geistes, ist für Fernstehende allzu transzendental und betont zu sehr den Bereich des Himmlischen. Noch dazu liegt der Termin im Frühsommer sehr günstig für Urlaubsreisen, die hier oftmals deutlich günstiger sind als in der Hauptreisezeit im Hochsommer. Will man heute im Religionsunterricht Schüler zur Mitfeier des Pfingstgottesdienstes oder der Fronleichnamsprozession einladen, erhält man nicht selten die Antwort: „Da sind ja Ferien; da sind wir im Urlaub.“ Warum da überhaupt Ferien sind, fragen sich wahrscheinlich weder Kinder noch Eltern. Laut neuester demoskopischer Erhebung wissen drei Viertel aller Deutschen überhaupt nicht, was an Pfingsten gefeiert wird. Bereits im Jahr 2003 nannte Gernot Facius in einem Artikel der Tageszeitung „Die Welt“ Pfingsten „Das fremde Fest“. Hier ist besonders deutlich erkennbar: Wo die Menschen nicht mehr über den Inhalt eines christlichen Festes Bescheid wissen, bleiben die Gotteshäuser leer, und der Festtag wird zum inhaltsleeren arbeitsfreien Tag, der für Ausflüge oder sonstige Freizeitaktivitäten genutzt wird.

Völlig verloren gegangen sind die vorbereitenden Zeiten und Bußzeiten vor den großen Feiertagen. Weihnachts- und Osterdekorationen sind schon zu Beginn der Advents- beziehungsweise Fastenzeit anzutreffen, um dann am Festtag selbst entsorgt zu werden. Denn dann ist für viele Menschen das Fest bereits vorbei. Wo Feiertage auf Geschenk-Austausch und Dekoration reduziert und nicht mehr als Begegnung mit dem Herrn Jesus Christus erlebt werden, ist der Wegfall einer notwendigen

inneren Vorbereitung dann die logische Konsequenz.
Mit den kirchlichen Feiertagen ereignet sich zurzeit genau das, was sich schon vor einiger Zeit mit unseren Grußformeln ereignet hat. „Grüß Gott“ war noch ein Gruß, der auf den Sinn unseres Lebens und den Geber alles Guten hinwies. Es war letztlich ein Segenswunsch. „Guten Tag“ war immer noch ein von Herzen kommender Wunsch, wenn auch rein innerweltlich. Hier ist schon die vertikale Dimension verloren gegangen und das menschliche Leben horizontal eingeebnet. Wenn aber heute vielerorts nur noch mit „Hallo“ oder „Hi“ gegrüßt wird – und dies ist bei der jungen Generation fast ausnahmslos der Fall – werden völlig inhaltsleere Begriffe gebraucht. So wird das Grüßen auf die Wiedergabe von Lauten reduziert.
Dort, wo staatliche Gesetze noch auf den inneren Gehalt christlicher Festtage hinweisen, werden sie von einer weitgehend entchristlichten Gesellschaft immer mehr infrage gestellt. Dies gilt beispielsweise für das Musik- und Tanzverbot am Karfreitag. Sven Lehmann, der Landesvorsitzende der Grünen in Nordrhein-Westfalen, forderte kürzlich dessen Aufhebung. Seine Begründung lautete: „Es kann nicht sein, dass die Minderheit der Leute, die christlichen Glauben aktiv praktiziert, der Mehrheit vorschreibt, wie sie den Tag zu verbringen hat, und ihr durch das Verbot bestimmter Veranstaltungen den Abend vermiest.“ Interessanterweise forderte Lehmann nicht, dass der Karfreitag zu einem gewöhnlichen Arbeitstag werden solle. Dann hätte er sicherlich deutlich weniger Zustimmung erhalten. Die Spaß- und Partygesellschaft will also die christlichen Feiertage beibehalten, sie allerdings von ihrem ursprünglichen Inhalt lösen. Als sinnentleerte Festtage werden sie aber kaum lange bestehen können. Dies scheint vielmehr ein notwendiges Übergangsstadium zu sein, bevor man den vorhandenen Festen einen neuen Inhalt überstülpen kann. Gerade über die Jugendkultur kann eine solche Umdeutung leicht erreicht werden. Für große Teile der Gesellschaft ist dies schon erreicht hinsichtlich des Doppelfestes Allerheiligen / Allerseelen. Bemerkenswerterweise flieht die Spaßgesellschaft

als erstes vor einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der Frage: Was kommt nach dem Tod? Anstelle des ernsthaften Nachdenkens und des Glaubensbekenntnisses ist bloßer Klamauk getreten, der heute in Halloween-Partys und begleitendem Brauchtum seinen Ausdruck findet. Es fällt auf, dass hier keinerlei Berührungsängste mit vorchristlichen Religionen bestehen. Die Strategie christlicher Missionare wird hier in umgekehrter Richtung angewandt. Diese verstanden es meisterhaft, heidnische Feste zu übernehmen und mit christlichem Inhalt zu füllen. Heute werden christliche Feiertage in unserer Gesellschaft ausgehöhlt oder mit neuem Inhalt gefüllt, der dann sogar ein heidnischer sein kann.

Doch nicht nur Allerheiligen ist zu Halloween geworden. Ein weiterer Wandel hat sich seit einigen Jahren in Bezug auf das Fest „Christi Himmelfahrt“ ereignet, das Teile der Gesellschaft nur noch als „Vatertag“ kennen. Selbstverständlich feiert an diesem Tag die gesamte Männerwelt ab der Geschlechtsreife – egal, ob die betreffenden Personen überhaupt Väter sind oder auch nur vorhaben, es jemals zu werden. Den „Vatertag“ feiern dann die meisten auch nicht mit einem Gottesdienst in der Kirche, sondern durch einen Ausflug „ins Grüne“ und nicht selten mit reichlichem Alkoholkonsum.

Auch wenn in anderen Ländern (z. B. Italien, Irland, Portugal) der Josefstag am 19. März als Vatertag begangen wird, gibt es natürlich sehr wohl eine Berechtigung dafür, den Tag, an dem Jesus zu seinem Vater im Himmel auffährt, auch als Vatertag zu begehen. Allerdings darf es nicht sein, dass bei solchen Feiern der Himmel ganz aus dem Blick gerät. Vielleicht zeigt sich gerade an dieser in den vergangenen Jahren erfolgten Umdeutung, welche Gefahr auch für praktizierende Christen besteht. Um kirchliche Feiertage für viele Menschen – insbesondere Fernstehende – zugänglicher zu machen, wird in der Verkündigung nicht selten versucht, die vertikale Dimension zurückzudrängen und die horizontale Dimension verstärkt zu betonen. So gibt es beispielsweise Orte, an denen der 15. August (Mariä Himmelfahrt) vom „Feiertag der Frau (Maria)“ zum „Feiertag der Frauen“ umgedeutet wurde.

Eine falsche Akzentsetzung in der Verkündigung kann eine solche Umdeutung sehr begünstigen. Wo die Weihnachtsbotschaft beispielsweise auf die Formel „Mach es wie Gott – werde Mensch" – in Abwandlung auch „Mach es wie Gott – werde Kind" – verkürzt wird, geschieht Anbiederung und billiges Trachten nach Sympathie, aber keine Verkündigung des christlichen Glaubensgeheimnisses. Auch an Ostern ist es zu wenig, nur davon zu reden, dass die „Sache Jesu" weitergehen muss. Wo das leere Grab und die Erscheinungen des Auferstandenen entweder ausgeblendet oder gar infrage gestellt werden, bleibt der Kern des Festtagsgeheimnisses außen vor und der Prediger macht sich mitschuldig an der Verdunstung des Glaubens und an der Sinnentleerung kirchlicher Feiertage, die stets in der Verharmlosung der christlichen Botschaft ihren Anfang nimmt.

Der Münchener Kardinal Reinhard Marx hat bei der Frühjahrsvollversammlung der Bischöfe die Frage gestellt: „Kann es sein, dass ein Teil der Krise unseres kirchlichen Lebens auch darin besteht, dass unsere Rede von Gott und unsere Rede zu Gott manchmal zu verharmlosend, zu kitschig, zu banal, zu kleinkariert, zu sentimental und gedanklich anspruchslos war und ist?" Diese Frage sollte uns zu ernsthafter Gewissenserforschung dienen.

Noch desaströser sieht es sicherlich in der evangelischen Kirche aus, wobei jedoch erkennbar ist, dass sich die katholische Kirche immer mehr in dieselbe Richtung entwickelt. Eine sehr treffende Analyse lieferte im Anschluss an den Evangelischen Kirchentag im Juni 2011 der Journalist Jan Fleischhauer im Nachrichtenmagazin SPIEGEL. „Die evangelische Kirche scheint fest entschlossen, die Verharmlosung der Religion ... weiterzutreiben", schreibt Fleischhauer. Die Erodierung des Glaubens sei eine Folge der „Verschiebung des Erlösungshorizonts, der sich ganz aufs Heute richtet". „Die Folgen der Selbstsäkularisierung sind heute an vielen Gottesdiensten ablesbar. Kaum ein Pastor traut sich noch, ungeniert von Himmel und Hölle zu sprechen, und wenn, dann ist das nur allegorisch gemeint, wie er sich hinzuzufügen beeilt. Stattdessen findet sich in jeder guten Sonntagspredigt die Litanei

über den Kriegstreiber Amerika, die Schrecken der Globalisierung, das Elend der Hartz-IV-Empfänger.“
Auch Benedikt XVI. spricht von einer „Selbstsäkularisierung vieler christlicher Gemeinden“. Im September 2009 sagte er zu einer Gruppe von Bischöfen beim Ad-limina-Besuch: „In der Hoffnung, jene zufrieden zu stellen, die nicht da waren, haben sie (die Gemeinden) viele von denen weggehen sehen, getäuscht und enttäuscht, die sie hatten: wenn unsere Zeitgenossen zu uns kommen, wollen sie das sehen, was man sonst nirgendwo sieht, das heißt die Freude und die Hoffnung, die der Tatsache entwachsen, dass wir mit dem auferstandenen Herrn sind.“
Der österreichische katholische Philosoph und Publizist Erik von Kuehnelt-Leddihn (1909 – 1999) hat ein anderes eindrückliches Bild geprägt: „Der Geruch der leeren Flasche“. Unter diesem Titel hat er bereits im Oktober 1945 einen Essay in der amerikanischen Zeitschrift „The Catholic World“ veröffentlicht (Wiederabdruck in: Erik von Kuehnelt-Leddihn, „Kirche kontra Zeitgeist“, Leopold Stocker Verlag, 1997). Schon damals hatte er den Eindruck, dass das Christentum zur leeren Flasche geworden ist. Vom Getränk, mit dem diese Flasche einmal gefüllt war, ist lediglich ein schwacher Geruch übrig geblieben. „Was aber ist mit dem Inhalt geschehen? Das lebenspendende Getränk wurde nicht nachgefüllt, sondern verdünnt, verwässert, dem Geist der Zeit angepasst und den schwachen Mägen der vielen mundgerecht gemacht, bis nur mehr ein leiser Duft an den ursprünglichen Inhalt erinnert. Noch gibt es aber die Flasche und auch Menschen, die ihren Geruch erkennen. An uns, die wir von der Kellerei wissen, ist es, sie wieder zu füllen.“ Schon Kuehnelt-Leddihn vertrat die Auffassung, dass ein Christentum, das seine Fundamente aufgegeben hat, nichts als ein moralistisch verbrämtes Heidentum ist. Ein solches besitzt aber keine Ausstrahlungskraft und hat daher auch keine Zukunft.

2. Inhalt ohne Verpackung?

Wenn wir heute vielerorts ein Brauchtum ohne Inhalt erleben,

ist die Versuchung groß, das Brauchtum als unnötigen Ballast abzuwerfen und sich dann auf den Kern des kirchlichen Festes zu konzentrieren, der schließlich im Gottesdienst gefeiert wird. Das ist die Versuchung des Purismus. So zog sich im Jahr 1968 (!) eine Jugendgruppe mit ihrem Kaplan auf eine Berghütte zurück, wo sie das reine, unverdorbene Weihnachtsfest feiern wollten – ganz ohne Kommerz und Geschäftigkeit. Auf den ersten Blick ist dies eine edel anmutende Gesinnung. Doch was ist das schönste Fest ohne den entsprechenden Rahmen? Oder um mein eingangs erwähntes Erlebnis bei einem 18. Geburtstag noch einmal aufzugreifen: Was ist das schönste Geschenk, wenn es nicht auch in einer ansprechenden und dem Inhalt angemessenen Verpackung überreicht wird? Die Verpackung ohne Inhalt wäre nichts. Auch der vorhin genannte Jugendliche hat schließlich doch noch ein Geschenk erhalten. Aber auch der Inhalt ohne Verpackung wäre nichts. Gerade weil die Christen an den Mensch gewordenen Gott glauben, ist für sie die menschliche Art zu feiern mit allen Riten und Gebräuchen, so menschlich sie auch sein mögen, gerade die Art und Weise, sich eben diesem Gott zu nähern und das Glaubensgeheimnis der Inkarnation zu fassen. Dieses Argument hat niemand so großartig und variantenreich entfaltet wie der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874 – 1936), der in unzähligen Essays die „Feinde der Weihnacht“ attackierte, zu denen er nicht nur die Egoisten, sondern auch die Rationalisten und die Modernisten zählte.

Das Weihnachtsfest ist vielleicht das Fest, das am meisten verkitscht und vermarktet wird. Doch das Weihnachtsfest ist auch das Fest, zu dem sich in langer Tradition die meisten Bräuche entwickelt haben. Keine andere Religion kennt einen Gott, der Mensch geworden ist und unser Erdendasein geteilt hat. Wenn Gott also die ganze Welt mit seiner Gegenwart erfüllen wollte, dann muss diese Wahrheit auch alle Bereiche des menschlichen Lebens durchdringen. Daher entstanden viele Bräuche – und auch Missbräuche.

Jeder Brauch verweist auf das Zentrum des jeweiligen Glaubensgeheimnisses. Dieses gilt es wieder frei zu legen. Und

wenn die jeweiligen Bräuche in allen Lebensbereichen auch in der Öffentlichkeit anzutreffen sind, dann ist dies eine große Chance. Die Christen haben schließlich vom Herrn Jesus Christus selbst den Auftrag erhalten, das Evangelium in die ganze Welt hinauszutragen. Wo Bräuche und Traditionen abgeschafft werden, geht immer auch eine großartige Möglichkeit verloren, die Botschaft des Glaubens auch in einer manchmal glaubensfeindlichen Umwelt präsent zu halten und die Menschen mit dem christlichen Glauben zu konfrontieren. Dazu müssen die alten Bräuche allerdings nicht nur gepflegt, sondern auch erklärt werden.

3. Feierndes Gedächtnis

Durch das Denken von Karl Rahner (1904 – 1984) wurde in der Theologie die sogenannte „anthropologische Wende“ eingeleitet. Er wollte die damalige Theologie, die zum intellektuellen Gedankenspiel zu erstarren drohte, auf den Menschen hin öffnen und die Bedeutung der Heilsgeheimnisse für unser konkretes Leben stärker betonen. Heute besteht eindeutig die gegenteilige Gefahr: dass nämlich der Mensch in seinem Denken nur noch um sich selbst kreist und schließlich sich selbst feiert. Nicht der Mensch sondern der dreipersonale Gott ist aus dem Blick geraten.
Das Kirchenjahr – auch liturgisches Jahr genannt – ist „das feiernde Gedächtnis der Heilstaten Gottes in Jesus Christus im Ablauf eines Jahreskreises“ (Adolf Adam). Die Feier des Kirchenjahres muss wieder zum Ausdruck einer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus werden. Wem eine bestimmte Person sehr viel bedeutet, der pflegt auch entsprechende Gedenktage im Leben dieser Person. Wenn man dann sogar gemeinsam mit dieser Person bestimmte Erlebnisse hatte, wird man sich diese immer wieder ins Gedächtnis rufen, insbesondere an den betreffenden Jahrestagen. Nun hat aber Jesus bei seinem gesamten Heilswirken auch einen jeden von uns persönlich im Blick gehabt. Wie könnten wir daher diverse Feiertage einfach verstreichen lassen, ohne uns ihm zuzuwenden und ihm Lob und Dank zu sagen? Gedenken ist daher immer auch

mit danken verbunden.
Die zahlreichen Bräuche bieten einen Anknüpfungspunkt, um mit Nichtchristen über die zentralen Glaubensgeheimnisse ins Gespräch zu kommen. Dabei muss dann allerdings der jeweilige Kern freigelegt werden. Gerade hierbei wird deutlich, dass das Heilsangebot Gottes alle Menschen und Zeiten umfasst, also universal ist. Der christliche Verkündigungsauftrag erstreckt sich daher nicht nur auf die Bischöfe, Priester und Religionslehrer, sondern auf die gesamte Kirche als Volk Gottes. Wir alle sind aufgerufen, den christlichen Glauben an unsere Kinder und Enkel, aber auch an unsere Nachbarn und andere Menschen in unserer Gesellschaft weiterzugeben. Dies geschieht nicht nur durch Worte, sondern ebenso durch das Feiern der Glaubensgeheimnisse im kirchlichen Gottesdienst sowie durch die Pflege christlichen Brauchtums, die zwischen beiden die Brücke darstellt.
Aus den bisherigen Überlegungen ist bereits deutlich geworden: Die Feier eines bestimmten Glaubensgeheimnisses ist nicht nur ein dankendes Rückwärtsschauen. Sie hat auch eine Bedeutung für mich heute. Denn indem ich feiere – im Gottesdienst oder auch in kulturellen Bräuchen, deren Inhalt mir gegenwärtig ist – werde ich enger mit Christus verbunden und mein Glaube, der in dieser Welt grundsätzlich gefährdet ist, wird gestärkt.
Schließlich hat das Kirchenjahr auch noch eine eschatologische Dimension. Jedes kirchliche Fest ist auch ein Schauen in die Zukunft. Wir antizipieren die Feier ohne Ende, die anbrechen wird, sobald der Herr wiederkommt und uns das Heil in seiner ganzen Fülle schenken wird. Feiern ist also immer auch ein Ausschauhalten nach dem wiederkehrenden Christus und daher eine persönliche Vorbereitung auf diesen Jüngsten Tag. In einer Zeit fortschreitender Säkularisierung und weitverbreiteter Ignoranz gegenüber den christlichen Glaubensinhalten haben alle, die noch am kirchlichen Leben teilnehmen, die dringende Verpflichtung, durch der Feier des Kirchenjahres sich Christus selbst inniger zu verbinden und sich mit den jeweiligen Glaubensinhalten vertraut zu machen. Nur so können kirchliche Feiertage wieder das werden,

was sie einmal waren: wichtige Meilensteine einer persönlichen Christus-Beziehung und daher eine Quelle der Liebe und der Hoffnung für unser Leben.

4. Leben mit dem Kirchenjahr – konkrete Anregungen

„Halte Ordnung und die Ordnung wird dich erhalten.“ Dieser Ausspruch des heiligen Thomas von Aquin lässt sich sehr gut auf das Kirchenjahr übertragen. Das Kirchenjahr ist eine Ordnung der Mysterien unseres Glaubens. Wer es in rechter Weise mitfeiert, in dessen Leben wird Ordnung einziehen und er selbst wird dadurch auch im Glauben gehalten werden. Auf diese Weise geschieht Heiligung des Alltags.

Das Bemerkenswerte ist: Es gibt keine leeren Zeiten. Der Ablauf des Tages, der Woche, des Monats und des Jahres konfrontiert uns immer neu mit den zentralen christlichen Glaubensgeheimnissen: Dreimal täglich rufen die Glocken zum Angelusgebet und wir gedenken der Menschwerdung Gottes. Siebenmal am Tag ziehen sich Priester und Ordensleute zurück zum Stundengebet, um so den gesamten Tag zu heiligen. Täglich gedenkt die Kirche um 15 Uhr der Todesstunde des Herrn. Allabendlich ergeht ein Gruß an Maria, unsere himmlische Mutter.

Die Woche spiegelt das Kirchenjahr im Kleinen wieder, wenn der Christ sich am Donnerstag die Feier des letzten Abendmahls und das Gebet Jesu am Ölberg vergegenwärtigt. Hier würde es sich anbieten, Eucharistische Anbetung zu halten. Der Freitag ist der Todestag des Herrn und das Gedächtnis an dieses Ereignis darf nicht verdunkelt werden. Bis zur Liturgiereform war an diesem Tag der Verzicht auf Fleisch und Wurst geboten. In der jetzt erweiterten Form des Freitagsgebots heißt es schlicht, der Christ solle an diesem Tag ein „spürbares Opfer“ bringen. Leider ist mit dieser Neuformulierung das gemeinsame Zeichen der Glaubenden in der Öffentlichkeit verloren gegangen. Auch haben viele die neue Fassung als eine Aufhebung des Freitagsgebots verstanden, was aber gerade nicht beabsichtigt war. Hier gilt es, durch ein

persönliches Zeugnis in der Öffentlichkeit verlorenes Terrain wiederzugewinnen.
Der Samstag ist nicht nur der Tag der Grabesruhe Jesu sondern ebenfalls der Tag Mariens, die auch im tiefsten Leid glaubend und hoffend ausharrt. Auch ist Maria diejenige, durch die Jesus Christus zu uns Menschen gelangt ist und daher auch diejenige, durch die wir zu Christus gelangen. Sie verweist uns stets auf ihren Sohn und führt uns ihm zu. Daher ist es eine gute Vorbereitung auf den Tag des Herrn, wenn wir den Samstag als Gedenktag Mariens begehen. Leider ist durch die Einführung der Vorabendmesse vielerorts die Marienmesse am Samstagmorgen verschwunden. Pfarrer und andere Verantwortliche dürfen sich durchaus selbstkritisch fragen, ob wir nicht vieles vorschnell aufgegeben haben und dadurch den Säkularisierungsprozess beschleunigt haben. Auch die Frage, wie hier eine Kurskorrektur geschehen kann, sollte sich jeder für den Bereich, für den er Verantwortung trägt, stellen.
Der Höhepunkt der Woche ist schließlich der Sonntag als Tag der Auferstehung Christi. Der Besuch der Sonntagsmesse bleibt der wichtigste Punkt im wöchentlichen Leben eines Katholiken. Er darf nicht leichtfertig unterlassen werden. Dieser Aspekt gehört unbedingt auch in alle sich im Gebrauch befindenden Gewissensspiegel. Doch der Sonntag besteht nicht nur aus dem Gottesdienstbesuch. Es bleibt die Frage, wie wir den Rest dieses Tages gestalten. Wer die Brötchen am Sonntagmorgen beim Bäcker kauft, sollte sich vor Augen stellen, dass er damit die Aushöhlung der Sonntagsruhe weiter fördert. Nicht nebensächlich ist auch die Frage der Kleidung. Durch eine festtägliche Kleidung kann ich auch in der Öffentlichkeit zeigen, was mir dieser Tag bedeutet.
Der Ablauf des Monats bietet ebenso zahlreiche Gelegenheiten, mein Glaubensleben zu intensivieren. Da ist das monatliche Triduum von Priesterdonnerstag, Herz-Jesu-Freitag und Herz-Mariä-Samstag. Traditionellerweise sind diese Tage verbunden mit dem Gebet um Priesterberufungen, der Spendung der Krankenkommunion, aber ebenso auch mit dem Empfang des Bußsakramentes. Schön, wenn wir immer wieder daran erinnert werden!

In vielen Pfarreien wird am 13. eines jeden Monats auch das Gedenken an die Erscheinungen der Muttergottes in Fatima lebendig gehalten. Der Gedanke der Sühne sowie das Gebet um die Bekehrung der Sünder ist ein immer noch aktuelles Anliegen. Ebenso unterstreicht Maria bei ihren Erscheinungen den großen Wert des Rosenkranzgebetes.

Der Blick auf den Wochen- und auf den Monatsverlauf zeigt, wie viele Möglichkeiten es gibt, das religiöse Leben einer Pfarrgemeinde oder einer Familie mit neuem Leben zu füllen. Hierbei zeigen sich schon erstaunliche Früchte, wenn auch nur ein oder zwei Punkte herausgegriffen werden und dadurch das Glaubensleben neuen Elan erhält. Vor allem muss der Versuchung widerstanden werden, immer weitere Abstriche zu machen und dadurch den Trend der Nivellierung des Glaubens noch zu beschleunigen. Ein wichtiger Grundsatz in der Seelsorge und im Glaubensleben jedes Einzelnen lautet daher: Es darf nie etwas abgeschafft werden, wenn es nicht durch etwas Besseres ersetzt wird!

Im Blick auf den Jahresverlauf sehen wir drei Feste, denen in Deutschland dadurch ein besonderes Gewicht verliehen wird, dass sie sich als sogenannte Doppel-Feiertage auf zwei Kalendertage ausdehnen: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Sie werden sich in den nächsten Jahren nur dann in dieser Form halten können, wenn sie auch von den Gläubigen gebührend geschätzt werden und in angemessener Weise begangen werden – was natürlich den Besuch der heiligen Messe auch am zweiten Feiertag einschließt. Die Abschaffung des Pfingstmontags war in den vergangenen Jahren immer wieder in der Diskussion. Zur Finanzierung der Pflegeversicherung wurde dann aber nicht dieser, sondern der Buß- und Bettag abgeschafft. Der Grund hierfür liegt sicherlich unter anderem auch in der gegenüber den Katholiken wesentlich schwächeren Kirchenbindung der Protestanten. Das heißt aber auch: Wenn die Katholiken nach protestantischem Vorbild eine Subjektivierung und Individualisierung des Glaubens und damit auch der kirchlichen Feiertage weiter vorantreiben, müssen sie sich nicht wundern, wenn diese als staatlich geschützte, arbeitsfreie

Tage nach und nach wegfallen.
Zwei Feiertage, Christi Himmelfahrt und Fronleichnam, fallen immer auf einen Donnerstag und sind daher in besonderer Weise bedroht, durch einen sogenannten Brückentag auf einen Auftakt zum „verlängerten Wochenende“ reduziert zu werden. Hier stellt sich für den Christen die Frage: Welchen Wert haben diese Festtage mit ihrem traditionsreichen kirchlichen Brauchtum für mein Leben? Spielt diese Wertschätzung auch eine Rolle bei meiner Urlaubsplanung?
Wie bereits aufgezeigt, ist gerade die Begrifflichkeit das Einfallstor zur Aushöhlung und Umdeutung kirchlicher Feiertage. Es sollte daher auch darauf geachtet werden, dass an Fronleichnam von „Prozession“ und nicht von „Umzug“ gesprochen wird. Sonst droht christliches Brauchtum – und in diesem Falle sogar das kostbarste Gut unseres Glaubens, die heilige Eucharistie – auf die Ebene von Folklore herabgestuft zu werden.
Ähnliches gilt auch für die Feier des Martinstags, die heute weitgehend in Kooperation mit den örtlichen Kindergärten erfolgt. Eine Herausforderung stellen hier die zahlenmäßig immer mehr zunehmenden moslemischen Kinder da. Selbstverständlich dürfen auch diese zur Martinsfeier kommen. Hier darf ihnen aber nicht die Person des katholischen Heiligen vorenthalten werden. Auch darf dieser Heilige nicht auf einen Gutmenschen reduziert werden, der uns lediglich das Teilen lehrt. Der heilige Martin hat sein Leben für Christus eingesetzt als Priester und Bischof, und er hat diesen Christus allen Menschen verkündet. Das darf auch heute nicht verschwiegen werden.
Kirchliche Festtage – das ist ein Faktum – werden verharmlost, sinnentleert und umgedeutet. Für vieles trägt eine immer stärker entchristlichte Gesellschaft die Verantwortung. Und doch haben praktizierende Katholiken diese Entwicklung durch eine falsche Akzentsetzung in der Verkündigung und in der Glaubenspraxis noch begünstigt. Wir werden die Entwicklung nicht aufhalten können, doch wir müssen mit vereinten Kräften gegensteuern. Meistens verläuft die Entwicklung in drei Stufen: von der

Verharmlosung über die inhaltliche Leere hin zur Umdeutung, bei der dann Zeitgeistliches, Säkulares und Heidnisches gleichermaßen willkommen ist. Am besten kann die Entwicklung gebremst werden, wenn gleich der erste Schritt verhindert wird, wenn also die Heilsereignisse unseres Glaubens wieder in ihrer ganzen Tragweite dem Menschen von heute zugemutet werden. So ist Katholizität in ihrer ursprünglichen Bedeutung gefordert. Der Glaube muss wieder in seiner ganzen Fülle verkündet werden. Das reichhaltige Brauchtum an unseren kirchlichen Festtagen, stellt eine gute Möglichkeit dar, den Glauben in einer vielfach entchristlichten Öffentlichkeit neu zu thematisieren.

Papst Benedikt XVI. warnt immer wieder vor einer „nach dem II. Vatikanischen Konzil entstandenen Tendenz, innerhalb derer einige die Öffnung zur Welt nicht als eine Erfordernis des missionarischen Eifers des Herzens Christi interpretiert haben, sondern als einen Übergang zur Säkularisierung."

Der legendäre Ruf Papst von Johannes XXIII., die Fenster der Kirche weit aufzureißen, muss ebenso an die Gläubigen unserer Tage gerichtet werden. Doch nicht der „Geist der Welt" soll in die Kirche einziehen, sondern die christliche Botschaft soll in die ganze Welt hinausgetragen werden. Dies geschieht gerade auch durch unsere wieder ernst genommene katholische Feiertagskultur.

Segnen und gesegnet werden

Die Sakramentalien der Kirche

Anton Ziegenaus

Aus dem Wort Sakramentalien hören Sie den Stamm Sakramente heraus. Tatsächlich erklärt man am besten aus diesem Zusammenhang das Wesen der Sakramentalien.

I. Wesen und Ursprung der Sakramentalien

Sakramente sind, wie Sie wissen, von Jesus Christus eingesetzte sichtbare Zeichen oder Zeichenhandlungen, die eine innere Gnade bewirken, und zwar die, die sie bezeichnen. Seine besondere Würde erhält jedes Sakrament dadurch, dass Jesus Christus Hauptträger oder Spender jedes Sakraments ist. Da er zuinnerst am Werk ist – und nicht der menschliche Spender –, kann ein Sakrament, wenn es in der richtigen Absicht vollzogen wird, auch nicht durch die Undisponiertheit oder Sündigkeit des menschlichen Spenders entkräftet werden. Deshalb spricht man in der Theologie von einer Wirkung ex opere operato; d.h. aufgrund der vollzogenen Zeichenhandlung, weil eben Christus im Innern wirkt.

Die Sakramentalien dagegen sind von der Kirche gesetzt, sie bilden eine Vielzahl von Zeichenhandlungen und wirken ex opere operantis, d.h. aufgrund des Gebets und der Verdienste ihrer Glieder, vor allem der Heiligen. Während die Sakramente jeweils eine spezifische Gnade bewirken – Christus begegnet dem Empfänger in jeder Lage, in der er des Heils bedarf (als Sünder, als Kranker, als geistig zu Stärkender), ist die Wirkung der Sakramentalien nicht immer auf Heilsgnade gerichtet, sondern auch auf Schutz und Beistand im Alltagsleben oder auf gesundheitliche Besserung, Hilfen also, die in der Weise der Fürbitte erstrebt werden.

Sakramentalien sind im Vorraum der Sakramente entstanden. So

taufte man ursprünglich mit natürlichem Wasser. Allmählich bildeten sich um die Taufe die Sakramentalien: Geweihtes Taufwasser, Katechumenenöl und Chrisam, der Exorzismus und die Segnung des Täuflings und der Eltern. Eine Überfülle von Sakramentalien entstanden um die Eucharistie und das Weihesakrament: Einmal sei an die Segnung der verschiedenen gottesdienstlichen Gewänder erinnert, die vom Bischof, Priester oder Diakon getragen werden. Dazu kommen die Gebäude und Einrichtungen (Kirche, Altar, Orgel, Glocken, Kreuzweg) und Geräte (Kelch, Hostienschale). Ein ganzer Kranz von Sakramentalien bildete sich um die sieben Sakramente.

Solche sakralen Gegenstände und Riten kannte schon Israel im Alten Testament; erinnert sei an die Tempelweihe (1 Kön 8,22-64; Esra 6,22; 1 Makk 4,36, Ps 5,8; 11,4); die Bundeslade wurde als sakral betrachtet (2 Sam 6,7); liturgische Geräte galten als heilig (Dan 5,2). Sogar Jerusalems Mauer wurde geweiht (Neh 12,27ff). Heilig galten Jerusalem, der Altar (1 Makk 4,49.56; Ez 43,20.22). Dem Tempel entspringt nach Ex 47 ein Wasserstrom; es gibt „reines Wasser“ (Ex 36,25). Israel kannte also heilige Gegenstände, vor allem im Zusammenhang mit dem Tempel.

Die Kranz- und Strahlfunktion der Sakramentalien lässt sich auch beim Ursakrament Jesus Christus feststellen: Wenn nach dem Wort Leos I. in die Sakramente übergangen ist, was an unserem Erlöser sichtbar war, müssen auch die Sakramentalien wenigstens indirekt und mittelbar auf das Ursakrament hinweisen. Unwillkürlich denkt man an das Kleid Jesu, von dem heilende Kraft ausging (vgl.Mk 5,27ff; Mt 9, 20ff). Ohne die Echtheitsfrage erörtern zu wollen, gehen die Gedanken zum Turiner Leichentuch oder zum Hl. Rock in Trier, die vom Volk verehrt werden. Hat die Erwähnung der Verlosung der Kleider bei der Kreuzigung (Mk 15,24; Mt 27,55; Joh 19,23f) oder der Leichentücher (Mk 15,46; Mt 27,59; Joh 19,23f) nur historischen Wert? Nimmt nicht das leuchtende Gewand an der Verklärung teil (vgl. Mk 9,3; Lk 9,29)? Vor allem aber ist das Kreuz Christi, sowohl in seiner damaligen materiellen Konkretheit (als Mittel der Kreuzigung und der Erlösung) als auch

in seinen Abbildungen, ferner das Kreuzeszeichen als Segensform, ein Sakramentale.
Die Sakramentalien leiten sich also vom Ursakrament Jesus Christus oder von den sieben Einzelsakramenten her und stehen in ihrem Vorraum als Zeichen- und Magnetfeld. Das Sakramentale ist in der kirchlichen Frömmigkeit und in der Bibel gut begründet. Die Sakramentalien können ferner unterteilt werden in Weihungen, Segnungen und Exorzismen. Wer nun ein Benediktionale, d.h. eine Sammlung von Segensformularen, durchblättert, wird dort eine große Zahl von Vorlagen für Segnungen finden. So „Segnungen im Laufe des Kirchenjahres“ (z.B. Blasiussegen, Speisesegnung an Ostern, Kräutersegnung am Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel), „Segnungen bei besonderen Anlässen“ (z.B. Krankensegen, Reisesegen, Friedhofsweihe), „Segnungen religiöser Zeichen“ (z.B. Marienbild, Christopherusplakette, Rosenkranz, Fahne, Kerzen), „Segnungen im Leben der Familie“ (z.B. Kinder, Kranke, Verlobung, Segnung des Hauses), „Segnungen im Leben der Öffentlichkeit“ (z.B. Rathaus, Kaufhaus, Bank, Schule, Bücherei, Fahrzeuge, Brücke). Die letzte Vorlage ist überschrieben mit „Segnung jeglicher Dinge“.
Dieser Überblick zeigt, dass man zwar – wie hier geschehen – die Sakramentalien nach ihrem Bezug zu den einzelnen Sakramenten einordnen kann – so den Blasiussegen in seinem Bezug zur Krankensalbung oder die Verlobung in ihrer Hinordnung zum Ehesakrament –, aber letztlich kann man alles segnen und wird auch alles gesegnet, wobei nicht jede Segnung als theologisch und pastoral sinnvoll behauptet werden soll. Auf alle Fälle zeigt dieser Überblick den breiten Wirkungs-, Geltungs- und Anwendungsbereich der Sakramentalien.
Nun stellt sich die Frage, wie dieser weite Kreis von Sakramentalien, sozusagen angesiedelt an der äußeren Peripherie der sich um die Sakramente lagernden konzentrischen Kreise, sinnvollerweise verstanden und erklärt werden soll. Wir gehen für diese Erklärung von der Überlegung aus, dass zu den Sakramentalien immer ein irgendwie sichtbares Moment (ein Ding, eine Handlung) und

ein unsichtbares gehört; dieses besteht in der Regel in einem Gebet oder einer Segenshandlung. Die ganze sichtbare und unsichtbare Schöpfung muss ferner theologisch als seinsmäßig gut betrachtet werden, wie es Gen 1,31 heißt: „Gott sah alles, was er gemacht hatte: Es war sehr gut“. Aufgrund dieser seinsmäßigen Güte kann alles Geschaffene als Hinweis und Hinführung zum Schöpfer, als Zeichen seiner Güte und Schönheit verstanden werden und zum Segnen verwandt werden. Z.B. hat die Kirche nie wie die Gnosis den Alkohol prinzipiell verteufelt; sondern den Wein (Johanneswein!) geweiht (und sogar als unabdingbare Voraussetzung für die Eucharistie gebraucht), und der Christ bietet geweihten Wein als Segensgabe seinen Gästen an. – Was schlecht ist, z.B. zum Töten gedachtes Gift oder eine sündige Handlung und was dazu beiträgt, kann nie gesegnet werden, weil Gott dann zum Schlechten instrumentalisiert wird, wenn er es segnen soll.

Trotz der seinsmäßigen Güte ist auf die gesamte Schöpfung ein Fluch gefallen. Der Mensch hielt dem Versucher nicht stand, der seinerseits vorher schon Gott durch den Missbrauch seiner Freiheit die Anerkennung verweigerte. So kam durch die Ursünde Fluch nicht nur über alle Menschen, sondern auch über die ganze Schöpfung, die auf den Menschen im Positiven wie im Negativen hingeordnet ist. Davon spricht Paulus in Röm c. 7 und 8. Zunächst stellt er sein inneres Chaos fest: „Ich begreife mein Handeln nicht: Ich tue nicht das, was ich will, sondern das, was ich hasse. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, erkenne ich an, dass das Gesetz gut ist ... Denn ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, dann bin nicht mehr ich es, der so handelt, sondern die in mir wohnende Sünde ... Ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das mit dem Gesetz der Vernunft im Streit liegt und mich gefangen hält im Gesetz der Sünde, von dem meine Glieder beherrscht werden.“

In dieses Durcheinander ist nun die ganze Schöpfung hineingezogen worden, die deshalb auch auf die Erlösung hofft. Paulus fährt fort: „Die ganze Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Die Schöpfung ist der Vergänglichkeit

unterworfen, nicht aus eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat; aber zugleich gab er ihr Hoffnung. Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei der Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis auf den heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt.“ Nicht nur der Mensch, sondern die ganze Schöpfung erwartet die Erlösung und ist auf Hoffnung hin angelegt.

Diese Überlegungen zeigen für unser Thema: Die Schöpfung ist, wie gezeigt, gut und deshalb fähig, Zeichen für den guten Schöpfer zu sein. Doch das als gut Geschaffene ist auch gefährdet und kann zur Gefahr werden. Es bedarf des Schutzes, des Segens gegen alles Dämonische und die Gefahren des Lebens, und zwar in den verschiedensten Situationen. Geschaffene Dinge können so Hilfsmittel werden; dazu müssen sie „disponiert“ werden, nämlich durch Weihe, Segnung oder Reinigung. Gläubiger Sinn hat als solche Mittel Naturdinge entdeckt wie Wasser oder Öl, aber auch künstliche Produkte geschaffen, wie Medaillen zu verschiedenen Zwecken (Benediktusmedaille, Wunderbare Medaille), Ketten zum Umhängen, Ringe oder Plaketten. Glaubensdistanzierte spotten manchmal darüber; aber wie sehr der Mensch solche Hilfen erwartet, zeigen die Fehlformen des Aberglaubens, wenn Abergläubige Steinen, Anhängern und anderen Symbolzeichen Vertrauen entgegenbringen.

II. Die Wirkweise der Segnung

Ein aufgeklärter moderner Mensch sieht wohl hinter allen Sakramentalien einen zu überwindenden Aberglauben. Die ganze Welt sei doch streng kausal geordnet, und diese Gesetze gelten immer und unabänderlich. Wie sollten Segen und Gebete einen Einfluss auf den gesetzmäßigen Ablauf der Naturordnung ausüben können. Infolgedessen könnten nicht mehr die Dinge geweiht werden, sondern es kann höchstens für die Menschen gebetet werden, die davon Gebrauch machen. Z. B. seien die beiden

Gebete angeführt, die im Missale für die Segnung der Palmzweige am Palmsonntag alternativ angeboten werden.
Das erste Gebet lautet: „Allmächtiger, ewiger Gott, segne + diese Zweige, die Zeichen des Lebens und des Sieges, mit denen wir Christus, unserem König, huldigen ... Gib, dass wir durch ihn zum himmlischen Jerusalem gelangen.“
Die andere Vorlage lautet: „Allmächtiger Gott, wir huldigen Christus in seinem Sieg und tragen ihm zu Ehren Zweige in unseren Händen. Mehre unseren Glauben und unsere Hoffnung, erhöre gnädig unsere Bitten und lass uns in Christus die Frucht guter Werte bringen.“
Im ersten Gebet werden die Zweige, also eine Sache, gesegnet, die Zeichen des Lebens und des Sieges sind. Die Gläubigen bitten, durch Christus zum himmlischen Jerusalem zu gelangen, d.h. an seinem Sieg Anteil zu erhalten. Im zweiten Gebet wird nur um Glauben und Hoffnung und um die Frucht guter Werke gebetet. Von einer Segnung der Zweige ist nicht die Rede. Es ist moralisierend-belehrend.
Dieser Trend vom Objekt des Segens hin zum Menschen hat System. Richtet sich die Segnung des Weihwassers auf das Wasser, über das ein Kreuz gemacht wird und in das Salz zum Zeichen der Bestimmung des Leibes zur Unverweslichkeit gestreut wird, oder soll das Weihwasser nur „ein Zeichen sein für die Taufe, die wir empfangen haben“. Zwar ist es richtig, das Weihwasser als Erinnerungszeichen für die Taufe zu verstehen. Dabei stellt sich die Frage, ob das gesegnete Wasser noch Segensvermittler ist oder nur die Taufe, an die erinnert wird. In diesem Fall wäre das Wasser auch ersetzbar, etwa durch eine Notiz oder ein nicht gesegnetes Wasser. So kann es vorkommen, dass kritische Gläubige nachfragen, ob das Wasser in der Kirche wirklich geweiht ist, und es nicht mehr nach Hause mitnehmen.
Noch komplizierter wird das Problem bei der Segnung von künstlichen technischen Produkten: Bei der Segnung von öffentlichen Verkehrsmitteln oder Autos wird um Rücksicht und Verantwortungsbewusstsein der Verkehrsteilnehmer oder um

Erkenntnis des Wegcharakters des Lebens gebetet. Kritisch lässt sich dazu bemerken: Muss man dann zur Autoweihe das Auto mitnehmen (oder genügt der Führerschein), da das Auto vom Segen nicht affiziert wird, der nur dem Verkehrsteilnehmer gilt?
Selbstverständlich hat das Gebet für die Menschen in den verschiedensten Nöten einen guten Sinn. Jedoch ist es noch kein Sakramentale, zu dem zeichenhafte Dinge und Handlungen gehören. Die Segnung eines Autos, Krankenhauses oder einer Brücke, einer Medaille ist angebracht, aber etwas anderes als das Gebet für Menschen, die damit zu tun haben, oder ein moralischer Appell zum Verantwortungsbewusstsein.
Da man den Segen empirisch nicht greifen kann und in der Moderne die materiellen Dinge nur innerweltlichen Gesetzen unterworfen zu sein scheinen, neigt die moderne Theologie zu der Auffassung, durch den Segen geschehe objektiv nichts. Die Frage lautet jedoch schärfer: Geschieht überhaupt nichts oder können nur wir Menschen nichts feststellen? Z.B. merkt der Teufel etwas von der sakralen Qualität, wenn er zwar nicht natürliches Wasser, wohl aber das Weihwasser scheut?
Zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit die Geschichte der „Wundertätigen Medaille“. 1830 erschien im Kloster der Vinzentinerinnen in Paris, Rue de Bac, die Muttergottes der Novizin Katharina, der späteren hl. Katharina Labouré, und gab ihr den Auftrag, eine bestimmte Medaille prägen zu lassen. Mit dieser Medaille verbinden sich eine Menge von unerwarteten, überraschenden Phänomenen von Bekehrungen und Heilungen.[1] Die Wirkungen nur auf einen Magnetismus zurückzuführen, ist einfach lächerlich; die Verbreitung der Medaille ging ins Millionenfache.
Intellektuelle werden sich vielleicht über solchen „Aberglauben“ lustig machen. Jedoch das einfache Volk fand dadurch einen Zugang zum Glauben. Die Darstellungen der Medaille bilden in vereinfachter Form eine „Synthese des Glaubens“. Für viele Sakramentalien gilt, was R. Laurentin[2] in Bezug auf die Wundertätige Medaille so formulierte: „Man müsste einmal diese

Phänomene würdigen, man verachtet sie zu leicht. Die Religion des Volkes, die Religion der Armen, die Religion der Zeichen darf man nicht schief anschauen, nicht von der Höhe einer Ideologie herab, sondern gemäß den Wegen Gottes und gemäß den Früchten."
Für Medaillen gilt das gleiche wie für Wasser: Engel und Teufel erkennen, ob sie geweiht sind. Wenn aber bei der Segnung am Objekt nichts passiert, wie ein empiristisches Denken annimmt, kann man den abnehmenden Gebrauch, die schwindende Schätzung der Sakramentalien verstehen.

III. Die Spenderfrage

Bei Sakramentalien kann man wie bei den Sakramenten die Frage stellen: Wer ist der legitime Spender. Da jedoch Sakramentalien menschlich-kirchlicher Setzung entspringen, hat die Kirche einen breiteren Spielraum. Sie kann die Segnungsvollmacht aller Getauften zuerkennen. So etwa den Eltern in Bezug auf ihre Kinder, wenn sie fortgehen von zuhause oder früh nach dem Aufstehen oder abends vor dem Bettgehen oder wenn – meistens die Mutter – den Laib Brot segnet, bevor er angeschnitten wird. Kann so grundsätzlich jeder Mensch segnen, d.h. ein Gebet mit einem Segenszeichen verbinden, bleibt andererseits festzustellen und zu erklären, dass und weshalb die Kirche gewisse Sakramentalien einem Amtsträger vorbehält, dem Papst, andere dem Bischof (z.B. Weihe einer Kirche), wieder andere dem Pfarrer, jedem Priester oder dem Diakon.
Auf die konkreten Bestimmungen bezüglich des Spenders der einzelnen Sakramentalien kann hier nicht eingegangen werden. Oft sind die Bestimmungen nicht theologisch zu klären, sondern sind kirchlich-positiver Art. Dass die Weihe einer Kirche einem Bischof zunächst zusteht (wie auch die Errichtung einer Pfarrei) liegt nahe, genauso wie ein Pfarrzentrum der Pfarrer weihen wird. So ist die Art des Sakramentales bei der Spenderfrage relevant.
Zum Exorzismus über Besessene bedarf es einer besonderen und ausdrücklichen Erlaubnis des Ortsordinarius. Er darf sie

„nur einem Priester geben, der sich durch Frömmigkeit, Wissen, Klugheit und untadeligen Lebenswandel auszeichnet“ (CIC can. 1172 § 2). Diese Bestimmung ist höchst sinnvoll: Klugheit und Wissen sind erforderlich, weil der Exorzismus eine äußerst sensible Angelegenheit ist und Besessenheit von einer ungewöhnlichen natürlichen seelischen Erkrankung zu unterscheiden ist. Eine falsche Diagnose brächte nicht nur die Kirche, sondern auch den „Kranken“ in Verruf. Frömmigkeit und untadeliger Lebenswandel werden gefordert, weil sie schon im Evangelium vom Exorzisten verlangt werden (vgl. Mt 17,20; Mk 9,29; Lk 9,40), ebenso starker Glaube und Gebet. Warum muss es aber ein Priester sein? Sollte nicht einer heiligmäßigen Persönlichkeit der Vorzug gegeben werden?

So beachtlich dieses Argument auch ist, übersieht es doch die spezifische Aufgabe und Sendung des Priesters. Es gibt natürlich neben den praktischen Gründen für gewisse Reservationen auch theologische Gründe. Neben den praktischen und in der Regel auch angemessenen Gründen müssen auch jene Gesichtspunkte ins Blickfeld gerückt werden, die sich aus dem Weihesakrament ergeben. Wenn dieses in besonderer Weise zur Christusrepräsentanz befähigt, gehört zum Exorzismus auch die Vergegenwärtigung des segnenden und exorzisierenden Christus. Seine Sendung bestand vordringlich darin, die Macht der Dämonen zu brechen. Deshalb hat er nicht nur immer wieder Dämonen ausgetrieben, sondern seine diesbezügliche Sendung betont. Er ist der „Stärkere“, der „durch den Finger Gottes die Dämonen“ austreibt (Lk 11,20ff), er wirft „den Fürsten dieser Welt“ hinaus (vgl. Joh 12,31), dieser muss Jesus weichen (vgl. Mt 4,10). Die Sendung Jesu hatte einen antidämonischen Akzent: Jesus „hat Fleisch und Blut angenommen, um durch seinen Tod den zu entmachten, der die Gewalt über den Tod hat, nämlich den Teufel“ (Heb 2,14ff). 1 Joh 3,8 sagt in ähnlichem Sinn: „Der Sohn Gottes aber ist erschienen, um die Werke des Teufels zu zerstören“. Jesus gibt nun diese Sendung an die Jünger weiter, denn bei der Aussendung „gab er ihnen die Vollmacht, die unreinen Geister ganz auszutreiben“

(Mk 6,7(). In Jesu Namen werden die Jünger Dämonen austreiben (vgl. Mk 16,17). Die Dämonenaustreibungen gehörten also zu den besonderen Aufgaben Jesu und der Apostel; insofern müssten sie auch heute stärkere Beachtung finden und gehören sicher zu den Sendungen des Weihesakraments.

Dabei ist freilich nicht nur an die Besessenen im strengen Sinn zu denken, die zu exorzisieren sind, sondern auch an das Wirken der Dämonen im weiteren Sinn, soweit sie in die gesamte Umwelt Unheil, Not und Chaos bringen. Diesem Zweck dient allgemein der Segen und der Gebrauch des Weihwassers. Wie schon gezeigt wurde, bedarf der gesamte Kosmos der Erlösung.

Dabei ist noch ein weiterer Gesichtspunkt zu berücksichtigen, der dem Segen des Priesters eine besondere Wirkung zuerkennt. Der Priester ist nicht nur Repräsentant Christi, sondern auch der Kirche. Das opus operantis ecclesiae ist jedoch mehr als das Gebet einzelner Gläubiger, denn das Gebet des Priesters fasst das Gebet der ganzen Kirche zusammen. Thomas von Aquin begründet die Spendung des Sakraments der Krankensalbung (Jak 5,14: „Die Ältesten der Gemeinde sollen *beten*“) folgendermaßen: „Jenes Gebet spricht der Prieter nicht in seiner eigenen Person, da er manchmal ein Sünder und darum nicht erhörenswert wäre; vielmehr erfolgt dieses Gebet in der Person der ganzen Kirche, in deren Stellvertretung er gleichsam als Person öffentlichen Rechts beten kann; das gilt aber nicht für den Laien, der nur Privatperson ist.“[3] Auch das Konzil von Trient sieht die Priester als personae publicae, die orant in persona ecclesiae[4]. Die Stellvertretung der Kirche durch die Priester wird auch vom Zweiten Vatikanum gelehrt, wenn es sagt: Durch die heilige Krankensalbung und das Gebet der Priester empfiehlt die *ganze* Kirche dem leidenden und verklärten Herrn, dass er so aufrichte und rette ...“ (LG 11).

Der Priester vertritt also Christus, das Haupt der Kirche und insofern auch die Kirche; daher wird seinem Gebet und seinem Segen immer besondere Wirkkraft zuerkannt. Von dieser Überlegung her ist es auch sinnvoll, dass, etwa beim gemeinsamen Mahl, der Priester – wenn einer da ist –, das Tischgebet und den

Tischsegen spricht, auch wenn dazu auch ein Laie berechtigt ist, und zwar soll er es in der zweiten Person Plural machen (also: „es segne euch“ statt „es segne uns“).

IV. Sakramente und Sakramentalien im Vergleich

Sakramente gibt es nur in bestimmter Zahl, d.h. einige wenige. Sie sind bestimmt als Gnadenmittel für entscheidende Heilssituationen und in entscheidenden Lebensphasen des Einzelnen, analog zu diesen. Diese wichtigen Lebensphasen sind Geburt und Tod, Reifung, Krankheit, Heirat.
Die Sakramentalien beziehen sich in ihrer Vielheit auf alle möglichen Situationen: auf Essen und Trinken (Osterspeisenweihe, Johanneswein, Laib Brot beim Anschneiden); auf Wohnungen: Haus und ihre Innenausstattung (Bilder, Kreuz); auf Arbeitsstätten und Gotteshäuser. Alles gehört Gott und kann und soll ihm geweiht sein, alles könnte missbraucht und in einen rein egozentrischen Dienst gestellt sein und dann zum Fluch werden.
Im Sinn der Sakramentalien zu leben, z.B. Tischgebet sprechen und Weihwasser nehmen, heißt, dem Glauben Raum im Leben des Alltags geben. Insofern soll zu einem bewussten und erneuerten Gebrauch der Sakramentalien, z.B. des Weihwassers, des Segens seitens der Eltern ermuntert werden. Man könnte auch die Lücken bedenken, die durch eine Unterlassung der Segnung, etwa eines Hauses, eines Kreuzes entstehen.

Anmerkungen

1 Vgl. R. Laurentin: Das Leben der hl. Katharina Labourè, Graz 2007, 101ff.
2 a.a.O., 204f.
3 S. Th. Suppl. q. 31 a. I.
4 Conc. Tridentinum VII 2, 324, 310.

Warum katholisch werden

Peter Kemmether

Das Thema ist allgemein und grundsätzlich formuliert – und aus meiner Sicht ist die Konversionsfrage tatsächlich keine subjektive Angelegenheit, die es uns individuell zu entscheiden erlaubt, wo wir als Christen heute konfessionell und kirchlich hingehören. Für mich stellt sich diese Frage wirklich grundsätzlich: Warum muss ich als Christ heute der katholischen Kirche angehören? Oder von meiner eigenen Herkunft ausgehend formuliert: Warum kann ein lutherischer Christ – auf seiner Bekenntnis-Grundlage und mit seinem kirchlichen Glaubenserbe – heute nur noch katholisch sein?
Denn: Wenn es in dieser Frage der Zugehörigkeit zur Kirche Jesu Christi keine objektive Notwendigkeit gibt, wenn keine zwingende Alternativlosigkeit vorliegt, so dass sie jeden Christen betreffen muss, dann ist Christsein und Kirche der üblichen Meinungsvielfalt unterworfen, dann kann es jeder halten, wie er will, und man kann auch alles belassen, wie es ist! Dann besteht allerdings auch keine Notwendigkeit für jene wahre, echte Ökumene, die eine zu ihrem Wesen gehörende Grundaufgabe der Kirche ist. Es entscheidet sich dies alles an der einen Grundfrage: Was ist Kirche ?
Wenn ich darauf eine Vielheit von Antworten geben kann, wenn ich vielerlei Möglichkeiten sehe, wie sich das für uns darstellen kann, wie das von uns gestaltet und gemacht werden kann – dann gibt es auch eine Pluralität und Vielgestaltigkeit von Möglichkeiten, wie christliche Wege gegangen werden können, wie diese konstituiert und gestaltet werden können.
Es kann nun aber geschehen, dass mir alle diese Möglichkeiten, alle diese selbst-geformten und darum so vielfältigen Möglichkeiten unserer menschlichen Eigenreligions-Wege fragwürdig geworden sind, zerbrochen und zerronnen sind – und zwar: in der Begegnung mit der Wirklichkeit JESU. Und dann – dann bleibt tatsächlich nur eine einzige Antwort übrig auf die Frage „Was ist Kirche?“. Dann

ist Kirche für mich als Christ nur noch eines: Mein Zu-JESUS-Gehören – das keine Alternative mehr hat und keine vielfältigen Möglichkeiten mehr kennt!
Dann aber kann ich auch nicht mehr fragen: „Wo kann ich das am besten verwirklichen?“ – Oder: „Wie können wir das am besten gestalten?“ Sondern: Er, der Herr, seine Wirklichkeit fragt mich: „Wo steckst du? Was treibst du? Wo befindest du dich – gegenüber meiner Wirklichkeit?“
Das ist die Frage, die Saulus gestellt wurde auf seinem Weg nach Damaskus: Was verfolgst du mich?! Was verfolgst du mich mit deiner Eigenreligion und deinen Eigenwegen? Saulus erfuhr hier zum erstenmal die Wirklichkeit des lebendigen Herrn, die Wirklichkeit Gottes – gegenüber der Eigenreligion und ihren Möglichkeiten und Machbarkeiten. Und damit und erst dann fand er auch Seine Kirche. Er konnte jetzt nicht mehr anders. Er war und blieb fortan ohne Alternative, auch in seiner Verkündigung.
Kirche – das ist: die Wirklichkeit, Seine Wirklichkeit, wo alle unsere Alternativen, alle die anderen „Möglichkeiten“ aufhören.
So wie es im Johannes-Evangelium Kapitel 6 grundlegend und wunderbar beschrieben wird: Da war – zunächst – eine ungeheure Begeisterung für Jesus entstanden, nach dem großen Speisungswunder. Dieser Begeisterung so enorm vieler religiös angesprochener Menschen (Was für ein toller Erfolg in heutiger Sicht!) entzieht sich Jesus bereits. (Warum nur?) Aber man sucht ihn, und dann, jenseits des Sees, finden sie ihn wieder und sammeln sich wieder bei ihm, um ihn zu hören. Und Jesus spricht zu ihnen – ausführlich. Ist das oder wird das jetzt die Gemeinde und Kirche Jesu? Nein – noch immer ist nichts davon da. Seine Kirche entsteht anders!
Sie entsteht erst nach dem und aus dem, was in der Konfrontation der Menschen mit der Wirklichkeit Jesu und seinem Wort erfolgt. Diesen vielen religiös interessierten Menschen tritt nun das ewige Wort Gottes des Vaters gegenüber: Jesus offenbart sich, offenbart den wahren, lebendigen (nicht den gedachten) Gott, der in ihm, dem Sohn, erschienen ist. Er selber und er allein ist das Brot des

Lebens, das er auch noch – zum bleibenden Entsetzen unserer Menschenvernunft – den Seinen als Speise geben will, die uns rettet und das ewige Leben schenkt. Das ist unerträglich – für alle diese religiös Angesprochenen. Es ist damals so unerträglich, wie es immer bleiben wird: jenes uns allein rettende Wort vom Kreuz – Jesus – der Weg, die Wahrheit, das Leben.

Und was geschieht? Nicht nur die begeisterten Massen, sondern auch der weitere Jünger- und Nachfolger-Kreis Jesu wenden sich ab – und gehen alle weg. Zurück bleiben nur die Zwölf. Und denen stellt der Herr jetzt die Frage, mit deren Beantwortung die Gemeinde Jesu, die Gemeinschaft seiner Geretteten, seine Heilige Kirche erst geboren wird und anfängt in Erscheinung zu treten. Er fragt sie: „Wollt ihr auch weggehen?“ Simon Petrus gibt dann die Antwort der Kirche, die Antwort, die ihn und die Zwölf zum Fundament der Kirche sich eignen lässt – und die wirklich alle, aber auch nur diese, künftig zur Kirche macht, die durch die Begegnung mit Jesus, ihrem Retter und Heiland, dieselbe Antwort geben müssen: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du, Du allein hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt und erkannt: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

Ja, wer bei Jesus bleibt, bleiben muss, hat nichts anderes mehr: Wohin sollten wir gehen? Wohin denn? Wir haben keine Alternativen mehr, wir haben keine Möglichkeiten mehr. Du Herr allein bist es! Wo so bekannt wird, dort ist die Alternativlosigkeit der Kirche! Und diese Alternativlosigkeit ist das Kennzeichen der wahren Kirche, die aus der Wirklichkeit, aus Wort und Tat des Retters Jesus geboren wird, und die allein in seiner Wirklichkeit ruht und aus seiner Wirklichkeit lebt.

Wer diese Erfahrung gemacht hat, der kann als Christ dann nicht mehr mit den Eigenwegen der Menschen-Religion zurechtkommen, sie mögen noch so „christlich“ oder sogar „kirchlich“ erscheinen und sich gebärden.

Der ist dann fortan darauf angewiesen, dass er es mit dieser einmaligen Realität, der Wirklichkeit Jesu Christi zu tun hat! Er braucht fortan den wirklichen, den gegenwärtigen Herrn Jesus

Christus, den tatsächlich gegenwärtigen Hirten – real in Seinem Amt, hier und heute, er braucht Seine (alleinige) Leitung, – braucht Sein Lebens-Wort, Sein reines Lebens-Wort: unverfälscht und unverkürzt in der Verkündigung, – braucht (ebenso unverfälscht) Seine rettenden Lebens-Gaben, die Er sichtbar und greifbar in Seine heiligen Sakramente gelegt hat, die das ewige Leben aus Seinem Kreuzes-Opfer real uns schenken! Er braucht das alles in Realität (nicht nur in Theorie). Das heißt: er braucht Seine wahre Kirche.

Denn: In sich selber, in seinem wechselnden religiösen Empfinden, Erleben, und in einer von den Menschen bestimmten und gemachten Religionsform kann er das alles nicht finden.

Wer aber auf diese Weise so hilflos geworden ist, so alternativlos, so bedürftig geworden ist, der ist auf dem Konversions-Weg. – unabhängig davon, wo er steht oder dazugehört als Christ. Denn: Konversion ist Umkehr und ist Heimkehr. Und beides braucht jeder Christ. Das wissen wir aus dem Gleichnis vom Verlorenen Sohn: ob in der Fremde oder im Vaterhaus: beide Söhne brauchen die Umkehr und die Heimkehr, um wirklich beim Vater zu sein.

„Herr – unsere Wege sind am Ende – wohin sollten wir gehen? – DU bist es!“

Und so gibt es im Grunde nur diese eine Motivation zur echten Konversion, zu Umkehr und Heimkehr, die in die wahre Kirche führt und die allein auch in der wahren Kirche erhält: dieses „nicht-mehr-anders-Können“. Der Um- und Heim-Kehrende fragt nicht: „Wo gefällt es mir besser?“ Er fragt nicht nach Varianten, besseren Möglichkeiten, vermeintlichen Reformen, Machbarkeiten, er fragt nicht, wo mehr los ist, wo es erfolgreicher ist, wo es besser ist, sondern er fragt: „Wo finde ich Seine Wirklichkeit?“ „Wo ist ER – der HERR – der „DOMINUS JESUS“ – mein Retter und Heiland – in Wahrheit Herr Seiner Kirche, Haupt Seines Leibes?“

So fragt der Um- und Heim-Kehrende! Denn er weiß es mit dem altkirchlichen Väterwort: „Ubi Christus – Ibi Ecclesia“. Wo Christus ist – da ist die Kirche. Die Kirche ist kein Menschen-Werk, sondern ER selbst. Kirche ist Sein Werk – Werk Gottes.

Frage ich aber nach jenen anderen Dingen und den vermeintlichen Möglichkeiten, dann lebe ich noch in der Illusion, in dem Wahn der Machbarkeiten und Menschenmöglichkeiten – und kann nur enttäuscht werden. Auch von der katholischen Kirche heute, in die nach jenem erschütternden Wort Papst Paul VI. „der Rauch Satans" eingedrungen ist. Und wir alle wissen, in welch ungeheurem Ausmaß, in welche Kernbereiche und wie weitgehend dies der Fall ist, gerade in unseren Ländern, wo faktisch schon längst – in einer sehr unheilvollen Vermischtheit – grundverschiedenes und unvereinbares „Kirche-Sein" nebeneinander existiert.

Durch meine langjährige Mitarbeit in der Lutherischen Bekenntnisbewegung – mit ihren Parallelen und Kontakten zu entsprechenden Zusammenschlüssen im katholischen Raum an ähnlichen und gleichen Kampf-Fronten – war mir in großem Umfang bekannt, in welchem Ausmaß es solche Verdunkelung durch Menschenlehre aus Zeitgeist und widergöttlichen Kräften im Bereich der katholischen Kirche unter uns bereits gibt.

Es hat keinen Sinn, davor die Augen zu verschließen. Wir müssen es wissen, wo die undichten Stellen sind, durch die der „Rauch Satans", Irrlehre und Fremdbestimmung in die Kirche eindringen. Und es gibt allzu viele solcher Stellen: angefangen bei der offiziellen Bibel-Übersetzung, die durchzogen und geschwächt ist von so viel Ideologie-Einflüssen; nicht anders in vielen Teilen des Gotteslobes und sonstigen kirchlichen Liedguts – ganz zu schweigen von der immensen Ausbreitung sakral nicht geeigneter Musikformen, wo dringend umzusetzen wäre, was Kardinal Ratzinger in vielen Schriften und Reden dazu klar ausgesagt hat – oder die so gravierenden Veränderungen, die Umdeutungen und Eigenerzeugnisse im Lebenskern der Kirche, in Liturgie und Gottesdienst, wie man sie so vielerorts erleben muss; – oder das Verdrängen und Ersetzen des zentralen Heilszeichens des Kreuzes in den Kirchen, das nach dem Willen des Heiligen Vaters doch die sichtbare Mitte jeden Altares sein soll; – oder jener zutiefst problematische Verlust der gemeinsamen gottesdienstlichen Gebets-Ausrichtung – hin zum Herrn (statt dessen, immer noch

zunehmend, jenes heil-lose um-sich-selbst-Kreisen, räumlich, gestalterisch und inhaltlich, in allen kirchlichen Bereichen); – oder der Umgang mit Jesus in der heiligen Kommunion, im Spendeverhalten und in den Empfangsweisen – und die Nöte derer, die auch hier nicht anders können, als sich auch im leiblichen anbetenden Verhalten zum lebendigen Herrn zu bekennen; – oder die immer weiter fortschreitende Aushöhlung des Einen Amtes des Einen Hirten Christus – in einer ganzen Reihe von schwer folgenreichen Prozessen und Veränderungen, z.B. auf der bischöflichen Ebene ‚synodales Prinzip' contra Petrus-Amt, auf der Ebene der Ortskirchen die zum Teil bereits abenteuerlichen Eigenwege, auf der gemeindlichen Ebene Pfarrverbände und ‚kooperative Pastoral' mit ihren Folgen für die geistliche Gemeindeleitung; Entwicklungen im Bereich Pastoral-Referenten und -Referentinnen, Ruf nach sog. „Diakoninnen"; – in all diesem das gezielte Hereinziehen weltlicher Demokratismus-Strukturen in die Kirche; überhaupt das oft unverhohlene Arbeiten und Agieren gegen Rom und die Lehre der Kirche, nicht nur auf Ebenen wie etwa dem sog. „ZDK" im Laienbereich, sondern auch auf der Ebene der Theologen und Bischöfe; – oder der in hohem Maße von liberaler bis geradezu antikirchlicher Theologie geprägte Ausbildungsweg der künftigen Geistlichen seit Jahrzehnten (man lasse sich berichten von den Schwierigkeiten, die gläubige Seminaristen in unserem Land durchzumachen haben); – oder das Nichtwahrnehmen des bischöflichen Wächter-Amtes gegenüber massiven Entartungen im Bereich von Theologie, Lehre und des kirchlichen Lebens; – die nach wie vor nicht erfolgte Rücknahme oder Korrektur der „Königsteiner Erklärung", die wie ein Bann über der Kirche in Deutschland lastet, ein Bann, der im Grunde nur einmal wirklich erkennbar durchbrochen wurde: in Gestalt und Tat des Fuldaer Erzbischofs Johannes Dyba.

Aber: Von solchem Durchbrechen, von solchem nicht-mehr-anders-Können als bei Jesus und seinem Wort und Weg zu bleiben – davon lebt die Kirche. Umkehr und Heimkehr!

All das Dunkle und Verdunkelnde der menschlichen Eigen-

religionswege bringt uns doch keinen Millimeter ab von der Gewissheit des Bekenntnisses: „Ich glaube: die Eine Heilige Katholische und Apostolische Kirche“ – in der ER, JESUS CHRISTUS, der lebendige Hirte, gegenwärtig ist in seinem Amt und Wort und Sakrament. So wie er Fleisch geworden ist, so ging er ein in das Ur-Sakrament seiner sichtbaren Kirche, die sein Leib ist. Wahrlich, wir haben keine Alternative. „HERR – wohin sollten wir gehen?“

Eines jedoch dürfen wir niemals aus den Augen verlieren: Dieses sichtbare und verfasste Kirche-Sein ist dennoch kein automatischer Besitz, ist kein statisch einfach vorhandener oder gar uns verfügbarer Besitz oder gar von uns „machbar“, sondern Kirche-sein ist ein reales Geschehen! Sie ist das tatsächliche Lebens-Verhältnis zwischen Christus und den Seinen! Die Schafe leben von ihrem Hirten – eine Realität, die an sein Dasein, an sein Herr-Sein und tatsächliches Regieren, an sein Rettungshandeln, wo und wenn es in Wirklichkeit geschieht, gebunden ist. „Ubi Christus – ibi Ecclesia!“

Wo ER nicht da ist – in Seinem unverfälschten Wort und Sakrament und allein regiert und rettet, sondern Sein Wort und Handeln verfälscht, manipuliert, uminterpretiert, ersetzt, ausgeschaltet wird, Mitbestimmung und Fremdbestimmung geschieht – und deshalb auch keine Seelen gerettet werden können! – dort ist nicht Kirche.

Genau deshalb konnte ich nicht mehr Christ sein im modernen Protestantismus, weil dort die Grundbedingungen für das Kirche-Sein nicht mehr gegeben waren. Statt dessen herrschen Abfall von der Gültigkeit und Autorität des Wortes Gottes, Abfall vom Glauben an die Realpräsenz Christi im Altar-Sakrament, Verlust des realen, heute gegenwärtigen Hirten-Amtes Jesu (Petrus-Amt und Lehramt des Heiligen Geistes fehlen ohnehin – mit den entsprechenden Folgen.) in Auflösung von Amt und Ordination und der endgültigen Etablierung der schriftwidrigen Frauen-Ordination. Zunehmende Fremdbestimmung in Leben und Lehre der Kirche durch falsche Theologie und Demokratismus-

Strukturen, zeitgeistbestimmte Mehrheitsentscheidungen regieren die Kirche – von der Gemeinde-Ebene bis zu den Synoden – auch gegen Schrift und Bekenntnis.
„Herr – wohin sollen wir gehen?“ Wir haben keine Wahl. Und deshalb geraten wir auf dem Heimweg in die katholische Kirche auch nicht ‚vom Regen in die Traufe‘, wenn es auch an vielen Punkten durch die lokalen ungehorsamen Eigen- und Irrwege faktisch so ist, sondern: Wir können nicht anders als bei Jesus zu bleiben – und heimzukehren – in der Umkehr, worin viel Lernen eingeschlossen war und ist, aber auch die Bereitschaft zum Kämpfen gegenüber den neuen Dunkelheiten innerhalb der katholischen Kirche.
Dass mein Konversions-Weg wirklich zum Heimweg und Heimkehren werden durfte, – was ich auch nicht anders empfinden kann als in der Verbundenheit mit der ursprünglichen lutherischen Kirche und ihrem geistlich-kirchlichen Erbe, die ich mit auf den Heimweg nehmen muss und darf – das erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. Der bekannte Lebensschützer Dr. Siegfried Ernst beschreibt, wie bei seiner Konversion in Rom Kardinal Ratzinger ihn darauf hinwies, dass „sein Schritt kein Lossagen und keine Verdammnis seines bisherigen Glaubens, sondern dessen Erweiterung in die Weltkirche hinein ist“. Was aus Christus herkommt und Ihm angehört, das muss auch wieder Teil seines Leibes werden.
Heimkehren aus der Fremde, aus einem zum Teil notgedrungenen Exil ist kein Verlust und Aufgebenmüssen, sondern ist viel mehr ein Heimbringendürfen – natürlich auch mit Korrekturen, die aber immer ein Mehr an Erkenntnis und Fülle eröffnen. Es ist ein Heimbringendürfen jener „Elemente der Heiligung und der Wahrheit“, wie Lumen Gentium 8 sagt, Elemente des wahren Kirche-Seins – zurück in ihre rechten, ihr eigenen Lebensbedingungen, so wie man eine Pflanze, die irgendwo unter reduzierten Bedingungen (mit entsprechenden Folgen) überdauern musste, wieder in ihre Heimaterde und in die rechte Versorgung zurückbringt.

Anders habe ich unser lutherisches Christsein und Kirchesein auch nie verstanden denn als ein notgedrungenes Übergangsstadium und Exildasein – mit dem bleibenden Ziel der Rückkehr, der Heimkehr in die Eine Heilige Kirche. Im Neuprotestantismus hatte die Kirche des lutherischen Bekenntnisses ohnehin keinen Lebensraum mehr. So wie von Anfang an unüberbrückbare Gräben zum Reformiertentum und zum Calvinismus bestanden (tiefer als jemals zur katholischen Seite, vor allem im Sakraments- und Amtsverständnis) – ebenso unüberbrückbar wurde seit dem letzten halben Jahrhundert die Kluft zum gegenwärtigen Protestantismus, wie er sich in den Landeskirchen, besonders in der sog. „EKD" darstellt, wo die Grundbedingungen für Kirche-Sein nach lutherischem Verständnis endgültig nicht mehr gegeben sind.
Es ist wohl eine gemeinsame lutherische und katholische Schuld, dass man in diesen verheerenden Entwicklungen des Säkularismus und kirchlicher Selbstzerstörung in allen Konfessionen, auf ‚rechtgläubiger' katholischer und auf ‚rechtgläubiger' lutherischer Seite so wenig und nicht intensiver auf die großen gemeinsamen biblischen und katholischen Grundlagen geschaut hat, dass also die Aufgabe der echten Ökumene, der geistlichen Ökumene (wie Papst Benedikt XVI. sie nennt), die ein Orientierungslicht in diesem Chaos für alle hätte sein können, so sehr versäumt wurde.
Denn diese echte Ökumene, eine christozentrische Bekenntnis-Ökumene, deren Weg und Ziel die Einheit in der Wahrheit ist, ist zugleich die beste Hilfe für all die religiös Suchenden und kirchlich Heimatlosen zur Heimkehr in die wahre Kirche, und auch zur ständigen Umkehr – die nötig ist, um katholischerseits wahre Kirche zu bleiben !
Die meisten derzeitigen und offiziellen Ökumene-Bemühungen kranken an einem schweren Fehler – und verstoßen darin gegen jene Grundaussage des II. Vaticanum / Lumen Gentium 8, wo von den „vielfältigen Elementen der Heiligung und der Wahrheit" die Rede ist, die in den anderen kirchlichen Gemeinschaften zu finden sind, die „als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen". Statt nun den Kontakt zu diesen Elementen zu

suchen und aufzunehmen, die dem Bibelwort und dem Bekenntnis und der kirchlichen Lehre treu bleiben, und solche Elemente zu kontaktieren, zu fördern und zu unterstützen, was allein der Einheit der Kirche dienen würde, geschieht in der Regel das krasse Gegenteil: Man pflegt auf offizieller Ebene praktisch ausschließlich Kontakte zu Elementen und Ausformungen der Unwahrheit, der Irrlehre und der Irrwege im gegenwärtigen Protestantismus, wie etwa zur sogenannten „EKD".

Das ist ein unhaltbarer Zustand. Wie sollen da kirchlich heimatlos gewordene evangelische Christen heimfinden können zur Kirche? Die geistliche, die christozentrische Bekenntis-Ökumene ist nicht nur der einzig mögliche Weg im Auftrag Jesu hin zur Einheit in der Wahrheit, sondern ist vor allem auch die größte und wichtigste Hilfe für den Heimweg zur Kirche für all die Suchenden und kirchlich Heimatlosen.

Denn nur auf diesem Weg hin zu Jesus und seinem Wort werde ich überhaupt fähig, die Stimme seiner Kirche zu hören – im Durcheinander der vielen christlichen Stimmen, die nicht nur den Protestantismus beherrschen, sondern längst auch den Katholizismus! Nur so werden wir fähig zu hören, „wie ein Jünger hört". Das bedeutet lern-fähig zu werden und imstande zu sein, im Gehorsam des Glaubens und der Nachfolge die eine Stimme des Herrn wahrzunehmen und zu unterscheiden und, unabhängig von den bisherigen eigenen oder fremden oder mehrheitlichen Standpunkten und all den darin auch enthaltenen Fehlern, zu erkennen, ob und wo die Stimme des Hirten, des Herrn spricht. (Als Katholik brauche ich diese Fähigkeit zur Unterscheidung der Geister sogar mehr als alle anderen.) Hören, Lernen, Unterscheiden wie ein Jünger, darin lebt und vollzieht sich die stetige Umkehr, ohne die es ein Bleiben in der wahren Kirche nicht gibt.

Wer Jesus und seinem Wort gehorsam wird, weil er nicht mehr anders kann – egal wo er bisher stand –, der ist in der Umkehr und auf dem Heimweg und der findet auch in die Gemeinschaft Seiner wahren und sichtbaren Kirche! Wer das nicht ist, der wird auch sein Katholisch-Sein verlieren, wie wir es heute in großem

Ausmaß leider erleben.
Es ist unendlich wichtig, dass Kirche erkennbar ist, dass sie unterscheidbar ist von den vielen Stimmen – ubi Christus, ibi Ecclesia.
Der bedeutende konservative lutherische Theologe Hermann von Bezzel äußerte einst: „In der Kirche geht es nicht nach dem, was sagt dieser oder was sagt jener (oder gar die Mehrheit) – sondern: Was spricht der Herr?“. Das ist nichts anderes als die große Grundaussage jener einzigartigen und entsprechend umstrittenen Schrift von Kardinal Ratzinger: ‚DOMINUS JESUS‘. So muss Kirche sein, damit jene Alternativlosigkeit in den Menschen aufbrechen, entstehen und wachsen kann, jenes nicht mehr anders Können: Herr, wohin sollten wir gehen? – DU !
Seine Kirche ist etwas Wunderbares. ‚Magnum sacramentum‘ – ein großes Sakrament – so bezeugt es Paulus. Wir haben ihr Geheimnis noch längst nicht erkannt!

Mein Weg zum Glauben

Jenö Zeltner

1. Ausgangsposition

Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen möchte, beginnt vor ca. neun Jahren. Doch bevor ich anfange, möchte Ihnen ein paar Eckdaten zu meiner damaligen persönlichen Situation benennen.
Familiär war meine Ausgangsposition eine sog. Patchwork Familie. Ich selbst hatte eine Tochter aus einer früheren Beziehung, die nicht bei mir lebte, die ich aber regelmäßig sah. Zivil verheiratet war ich mit einer geschiedenen Frau, die ihrerseits zwei Töchter mit in die Zivilehe brachte. Diese familiäre Konstellation war nicht immer ohne Komplikationen, wie man sich vorstellen kann.
Beruflich – ich betreibe als Mitgesellschafter seit 20 Jahren ein Ingenieurbüro in der Nähe von München – war ich eher der egoistische, gefühlsarme Macher, dem es vor allem ums Geldverdienen ging. Mein Ziel war, möglichst mit 40 Millionär zu sein und dann irgendwann ein schönes Leben mit wenig Arbeit und viel Spaß zu haben, weitere Ziele hatte ich nicht.
Was den Glauben und die Kirche anging, war ich zwar katholisch getauft und auch zur Erstkommunion gegangen, aber das waren nur Äußerlichkeiten, die man von Seiten meiner Eltern halt so machte, damit meine Oma nicht enttäuscht war. Meine Eltern gehören zur 68er Generation. Sie waren und sind immer noch Atheisten. Ich selbst war 1995 aus der Kirche ausgetreten, weil ich nicht einsah für etwas, das mir damals zuwider war, auch noch Geld zu bezahlen.

2. Der Ruf und der Weg zur Wahrheit

Im Jahre 2002 habe ich zufällig einen Film gesehen: „Das Jesus-

Video“, ein Science-Fiction-Thriller, eigentlich nichts Besonderes. Jemand schenkte mir das dem Film zugrunde liegende Buch, und da gab es diese Szene am Schluss: Da beschreibt die Hauptfigur den Blick Jesu beim letzten Abendmahl. Bei dieser Beschreibung bin ich in Tränen ausgebrochen, ich hatte zuletzt als Kind geweint. Die Szene ging mir nicht mehr aus dem Kopf. So begann ich, mich auf wissenschaftlichem Wege mit dem historischen Jesus zu beschäftigen. Das hat mich aber nicht wirklich weiter gebracht.

Ein Mitarbeiter aus unserer Firma, von dem ich wusste, dass er vor einigen Jahren zum Glauben gefunden hatte, riet mir, die Evangelien zu lesen. Ich fand sie interessant, aber auch nicht mehr. Nachdem ich ihm dies mitgeteilt hatte, meinte er, ich solle es mit den Schriften einer Mystikerin versuchen: Maria Valtorta, und das empfohlene Werk hieß „Der Gottmensch“.

Ich habe mich in kleinen Portionen (immer nur ein paar Seiten) durch den ersten Band gequält, abends. Beim Joggen habe ich dann nachgedacht über das, was ich da am letzten Abend gelesen hatte.

Die erste Zeit des Lesens war – wie schon gesagt – eine Qual. Alles, was ich da las, widersprach diametral dem, was ich bisher für gut und richtig hielt. Alles dies sollte jetzt plötzlich falsch sein? Mein Ich begehrte förmlich auf gegen das, was ich da las. Nachdem ich ca. die Hälfte des ersten Bandes gelesen hatte, kam es durch zwei unerwartete Erlebnisse zu einer plötzlichen Veränderung der Situation.

Beim ersten Erlebnis lag ich an einem frühen Morgen – es war noch dunkel – im Bett, war aber schon wach. Da hatte ich eine traumartige Erscheinung. Ich sah, wie sich über einem Baum etwas wie eine weiße Wolke bildete und aus dieser weißen Wolke kristallisierte sich ein weiß gekleidetes Frauenbildnis heraus, stand sozusagen mit den Füßen auf der Wolke.

Diese „weiße Frau“ – so habe ich sie genannt – schaute mich einfach an. Dieses Bild, so schien es mir zumindest, blieb einige Minuten vor meinen Augen stehen. Als es verschwunden war, sprang ich auf, war bis ins Innerste erschüttert und wusste: Das war kein Traum.

Allerdings hatte ich nur eine entfernte Ahnung, um was es sich bei dieser seltsamen Erscheinung gehandelt haben könnte. Was oder besser wen ich da gesehen hatte, erkannte ich erst Jahre später, als ich in Medjugorje vor der Marienstatue auf dem Platz vor der Wallfahrtskirche stand und die „weiße Frau“ wiedererkannte.
Kurz nach dem eben Geschilderten hatte ich ein zweites Erlebnis. Bei einem meiner abendlichen Läufe wurde mir von einem Moment zum nächsten – ich erlebte es, als sei eine Tür in mir geöffnet worden – eine völlig neue Sichtweise geschenkt, das vollkommene Verstehen des Gelesenen (des ersten Bandes von Maria Valtorta). Ich wusste plötzlich aus tiefstem Herzen: Das ist die Wahrheit.
So las ich nun mit wachsender Begeisterung weiter, einen Band nach dem anderen, und durfte so die Schule der Apostel in den Jahren des öffentlichen Wirkens Jesu in ca. zwei Jahren Lesezeit miterleben. Für mich war der Inhalt des Werkes absolut authentisch.
Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich seit meiner Erstkommunion kein Kreuzzeichen mehr gemacht, ganz zu schweigen davon, dass ich gebetet hätte.
Mein schon genannter gläubiger Mitarbeiter, der inzwischen fast so etwas wie ein Wegbegleiter in Glaubensdingen geworden war, wies mich deswegen darauf hin, mich nicht nur auf das passive Konsumieren des genannten mystischen Werkes zu beschränken, sondern den Hl. Geist zu bitten, mich zu führen und mich beten zu lehren.
Ich weiß noch, wie ich es bei meinem nächsten Lauf über die Felder das erste Mal versucht habe. Ich habe ein Kreuzzeichen gemacht und dann ganz vorsichtig gesagt: „Heiliger Geist, ich bitte Dich, zeig mir den Weg, hilf mir zu beten.“
Ich konnte ja nicht einmal das „Vater Unser“ auswendig. So lernte ich erst einmal das „Vater Unser“ zu beten. Bei meinen Läufen rief ich immer erst den Heiligen Geist an, dass er mich führe. Dann betete ich das „Vater Unser“ und anschließend sprach ich dann mit Gott über alles, was mir so zu den Glaubensdingen durch den Kopf ging.

Nach einer weiteren Zeit, in der ich bei meinen Läufen mehr in das Gebet hineinwuchs, fragte mich mein Wegbegleiter, ob ich nicht zu einem Vortrag über Medjugorje mitgehen wollte.
Vor dem Vortrag, der in einer Augsburger Kirche stattfand, wurde ein Rosenkranz gebetet und anschließend gab es eine hl. Messe. Ich habe zwar nicht so richtig verstanden, was in der Messe ablief, reihte mich aber zum Kommunionempfang brav in die Reihe ein und machte alles nach, was die anderen auch machten.

3. Der Weg in die Kirche

Seit dieser hl. Messe Ende 2003 fehlte ich bei keiner Sonntagsmesse mehr, allerdings war es mir anfangs immer noch peinlich, dabei gesehen zu werden. So ging ich nicht in unserer Gemeinde, sondern in München in die Messe. Auch den beim Vortrag gehörten Rosenkranz betete ich von nun an bei jedem meiner abendlichen Läufe.
Durch ein von meinem Wegbegleiter vermitteltes Gespräch mit einem alten Pater in Österreich, das einen ganzen Tag dauerte, wurden mir erst einmal die Zusammenhänge klar, dass ich nicht einfach so zur Kommunion gehen konnte, ohne der katholischen Kirche anzugehören und ohne zu beichten und schon gar nicht als einer, der mit einer Geschiedenen zusammenlebte.
So verzichtete ich von nun an auf den Sakramentenempfang und empfing nur noch die geistige Kommunion, was entgegen meiner ersten Erwartung intensiver war als die hl. Kommunionen, die ich vorher unberechtigterweise, aber ohne Unrechtsbewusstsein empfangen hatte.
Gleichzeitig meldete ich mich in meiner Pfarrei und bat in einem Gespräch um Wiederaufnahme in die katholische Kirche.
Wenige Monate später wurde ich mit dem Hinweis des Ordinariates wieder aufgenommen, dass ich nicht berechtigt sei, die Eucharistie zu empfangen, da ich mit einer geschiedenen Frau zusammenlebte. Der mir gegenübersitzende Priester sagte mir aber mit wohlmeinender Miene, so genau würde er es damit nicht nehmen. Man

kenne sich ja und da würde sich schon ein Weg finden.
Ich teilte ihm freundlich, aber bestimmt mit, dass, wenn dieses Schreiben mir den Sakramentenempfang nicht untersagen würde, diese Kirche nicht meine Kirche wäre. Denn mir war inzwischen klar, dass ich in einem Zustand des permanenten Ehebruchs lebte.
Auch weitere Gespräche mit Angehörigen unserer Pfarrei, von denen ich mir erhoffte, dass ich von ihren jahre- bis jahrzehntelangen Erfahrungen als katholische Christen profitieren könnte, ließen mich mit einem Gefühl der Verwunderung zurück.
Ich musste feststellen, dass einige dieser katholischen Menschen von starken Zweifeln an ihrem Glauben geplagt waren, dass andere grundlegende Bestandteile der Lehre als Humbug oder als Relikte aus vergangenen Zeiten zurückwiesen.
Sie schienen nicht zu bemerken, dass, wenn man einem Gebäude das Fundament entzieht, es unweigerlich einstürzen muss. Wieder andere wussten von der Lehre ihrer Kirche buchstäblich nichts. Ich stand vor einem Abgrund.
Gott sei Dank war mein Glaubensfundament durch die zwei Jahre Lesen bzw. „Leben“ mit dem „Gottmenschen“ von Maria Valtorta so fest, dass es durch diese Erlebnisse nicht erschüttert wurde.
Bei einem Gespräch mit dem Pfarrer legten wir dann auch ein Datum für meine Firmung fest. Ich sollte im Frühjahr 2004 vom Weihbischof gefirmt werden.
Im Vorfeld meiner Firmung traf ich bei einem anderen Anlass den Weihbischof, der mich firmen würde. Er sah im Kommunionempfang bei meiner Firmung trotz meiner Lebenssituation kein Problem, verwies mich allerdings letztlich auf mein Gewissen, was mir nicht wirklich weiterhalf. So suchte ich wieder Kontakt zu dem schon genannten alten Pater in Österreich.
Nach einem langen Gespräch, bei dem er erkannte, wie groß meine Sehnsucht nach dem Empfang der hl. Kommunion war, „erlaubte“ er mir nach einer ersten Lebensbeichte, die ich bei ihm ablegte, und nach der Zusage, bis zum Firmtermin enthaltsam zu leben, im Rahmen der hl. Messe, bei der ich gefirmt werden sollte, ein einziges Mal die hl. Kommunion zu empfangen.

Diese hl. Kommunion war ein großes Erlebnis. Meine Frau sagte mir danach, ich hätte gestrahlt wie ein Honigkuchenpferd und ich hätte regelrecht geleuchtet zwischen all den jugendlichen Firmlingen.

4. Ordnung schaffen im Leben

Der einmalige Empfang der heiligen Kommunion zeigte mir ganz klar, dass meine Lebenssituation nicht so bleiben konnte, wie sie war. So begaben meine Frau und ich uns auf den langen steinigen Weg eines Eheverfahrens, in dessen Verlauf die vor 30 Jahren geschlossene und nach relativ kurzer Zeit wieder gescheiterte Ehe meiner Frau auf ihre Gültigkeit untersucht werden sollte.
Für meine Frau war dieser Weg sehr schmerzhaft, weil viele alte Wunden, die vermeintlich schon geheilt waren, wieder aufgerissen wurden.
Das Verfahren in der ersten Instanz des kirchlichen Ehegerichtes, das nach ca. zwei Jahren entgegen allen Erwartungen mit einem positiven Urteil endete, wurde in der zweiten Instanz nicht bestätigt, so dass das gesamte Verfahren noch einmal aufgerollt wurde, was noch einmal eineinhalb Jahre benötigte.
Auf die näheren Umstände des Verfahrens möchte ich hier nicht weiter eingehen. Erzählen möchte ich nur davon, dass wir uns kurz nach Beginn des Verfahrens – wir ahnten damals nicht, wie lang es dauern würde – auf Anraten eines sehr gläubigen Mannes, dem wir unser Leiden über den Verzicht auf den Sakramentenempfang geschildert hatten, entschlossen, bis zum endgültigen Urteil wie Bruder und Schwester zu leben, das heißt enthaltsam. Nach Rücksprache mit dem Ordinariat durften wir dann auch die Sakramente empfangen. Es war der erste große Schritt, Ordnung in unser Leben zu bringen.
Der Verzicht, den wir übten und der regelmäßige Sakramentenempfang führten dazu, dass uns große Gnaden zuteil wurden. Unser Gebets- und Glaubensleben explodierte förmlich. Erwähnen möchte ich nur eine kurze Geschichte in diesem Zusammenhang.

Im Rahmen einer einwöchigen Italienwallfahrt, die mich auch nach Rom führte, ermöglichte mir der begleitende Priester, der meine Begeisterung für Reliquien bemerkt hatte, im Generalat eines Ordens Heiligenreliquien zu bekommen. Neben einem wunderbaren Reliquienkreuz war dies auch eine einzelne „ex corpore“-Heiligenreliquie. Wieder zuhause angekommen, bekam die kleine Reliquie einen Platz neben dem Kreuz und der Marienstatue auf der Kommode in unserem Schlafzimmer.
Viele Priester hatten uns bei unseren Beichten immer wieder darauf hingewiesen, dass die Enthaltsamkeit nur schwer zu leben sei, wenn man nicht in getrennten Zimmern schlafe. Aber das war nicht unser Weg. Ca. drei Monate, nachdem die Reliquie ihren Platz in unserem Schlafzimmer gefunden hatte, schoss mir beim Aufwachen ein Gedanke durch den Kopf. Wir hatten die letzten drei Monate – zumindest was das Thema Enthaltsamkeit anging – keinen Grund mehr gehabt, etwas zur Beichte zu tragen, ganz im Gegenteil, wir schliefen abends Hand in Hand wie Geschwister ein. Jede Versuchung war verschwunden.
Erst jetzt beschäftigte mich – muss ich zu meiner Schande gestehen – der Gedanke, wer denn die Heilige war, deren Reliquie wir bei uns hatten. Ich kannte nur ihren Namen, war aber noch nicht dazu gekommen, nachzulesen, weshalb sie heilig gesprochen worden war. Es handelte sich um die heilige Maria Goretti, in deren Zuständigkeitsbereich, um das einmal so auszudrücken, ja auch die Keuschheit liegt, d.h. sich so zu verhalten, wie es dem entsprechenden Stande angemessen ist.
Das war nur eine der vielen wunderbaren Begebenheiten, die uns auf unserem teilweise sehr steinigen Weg hin zur Ordnung in unserem Leben stärkten und Mut machten, den Weg weiter zu gehen.
Nach dreieinhalb Jahren Enthaltsamkeit und Verfahrensdauer waren wir dann soweit, dass wir zum ersten Mal vorbehaltlos sagen konnten, dass wir bereit waren, jedes Urteil anzunehmen und unser Leben auch nach dem Urteil auszurichten. Eine Rückkehr zur Unordnung war für uns nicht mehr denkbar. Kurz darauf

durften wir trotz vieler abwartender oder auch negativer Prognosen verschiedenster Seelsorger ein positives Urteil entgegennehmen. Bereits wenige Monate später konnten wir in der Loreto Kapelle in Birkenstein heiraten und eine unglaubliche Hochzeit feiern. Die Anwesenheit des Himmels war für uns unmittelbar spürbar. Die hl. Messe und auch die anschließende Feier fanden in einer Atmosphäre großer Freude, Harmonie und Frieden statt, was im übrigen auch die nichtgläubigen Hochzeitsgäste bestätigten. Unser Trauungspriester sagt heute noch, es war seine schönste Trauung.
Eine weitere Konsequenz hinsichtlich unserer gelebten Enthaltsamkeit betraf unsere Glaubwürdigkeit, u.a. auch unseren jugendlichen Kindern gegenüber, die ja die wundersame Verwandlung ihrer Eltern teilweise irritiert verfolgten.
Wir wurden ihnen, aber auch anderen Ratsuchenden, gerade durch unseren Weg zu glaubwürdigen Gesprächspartnern bzw. Ratgebern, insbesondere bei den Themen Sexualität, Ehe und Familie.

5. Die Reaktion unserer Umgebung und der weitere Weg

In der ersten Zeit meines Weges zum Glauben, als ich die ersten Bände von Maria Valtorta las, erfasste mich zunächst ein sehr starkes Mitteilungsbedürfnis, die neuen Erkenntnisse, die ja für mich weltbewegend waren, aller Welt kundzutun.
Meine Frau war die einzige, die meine Entwicklung vorbehaltlos positiv sah, auch wenn ihr das Tempo meiner Verwandlung und die Radikalität meiner Umkehr manchmal Angst machte.
Sie war auch immer wieder diejenige, die mich davor bewahrte, mich mit meinem noch nicht sehr stark ausgebildeten Glaubensfundament in Glaubensdiskussionen mit jedem Ungläubigen zu stürzen, der mir über den Weg lief. Und damals bestand mein gesamtes Umfeld aus Ungläubigen.
In den ersten Gesprächen, die ich mit Freunden und Bekannten führte, merkte ich sehr schnell, dass ich noch – wie es mir ein Priester damals sagte – ein „Baby im Glauben“ war. Das zeigte sich daran, dass eine Vielzahl von sehr unbefriedigend verlaufenden

Diskussionen Risse in dem doch noch sehr instabilen Glaubensfundament hinterließen, bis hin zu Zweifeln, die aufkamen, ob das, was ich in den letzten Monaten neu erfahren hatte, wirklich die „Wahrheit“ war.
Als naturwissenschaftlich denkender und ausgebildeter Mensch brauchte ich zunächst etwas, was mir zusätzliche Gewissheit gab, gerade nach solchen Diskussionen. Da stolperte ich bei meinen Recherchen im Internet über eine Magisterarbeit einer Historikerin über das Turiner Grabtuch. Dieses „nicht menschengemachte“ Abbild unseres Herrn faszinierte mich vor allem deshalb, weil die wissenschaftlichen Untersuchungen immer mehr bestätigten, dass es keine natürliche Erklärung für dieses Abbild des Gekreuzigten gab und dass die Parolen, es handele sich um eine mittelalterliche Fälschung mehr und mehr durch immer genauere Untersuchungen widerlegt wurden. Für mich lag es auf der Hand: Der Herr hatte uns mit dieser Reliquie sein Evangelium in verschlüsselter Form hinterlassen. Es war erst mit den wissenschaftlichen Methoden unserer Zeit lesbar geworden und die Wissenschaft wurde so zum Zeugen für die Wahrheit des Evangeliums. Diese Erkenntnis konnte immer wieder die anfangs hin und wieder aufkommenden Zweifel auflösen und erfüllte mich mit großer Freude.
Grundsätzlich war die erste Zeit der Umkehr vor allem dadurch geprägt, dass ich noch kein Mensch des Gebetes und des Gottvertrauens geworden war, sondern damals noch dachte, ich müsste alles selber machen. Entsprechend katastrophal waren auch die Ergebnisse der mit Freunden und Bekannten geführten Gespräche. Es hatte noch keine Verwandlung meiner selbst stattgefunden. Ich war immer noch ein von Stolz, Hochmut, innerem Groll, Zorn und Egoismus geprägter Mensch, ich urteilte hart über die Menschen, die meine Umkehr nicht nachvollziehen konnten oder nicht nachvollziehen wollten. Ich glaube, ich war in dieser ersten Zeit meines Glaubenweges kein guter Zeuge für den Herrn.
In der Folge wendeten sich viele Menschen von uns ab, wollten nichts mehr mit uns zu tun haben. Das war insbesondere für die Kinder keine sehr angenehme Zeit.

Dann wechselte meine Frau ihren Beruf (Werbung), machte eine Ausbildung in der Pflege und arbeitete in einem ambulanten Pflegedienst. Später, nach einer entsprechenden Schulung bei den Barmherzigen Brüdern war sie zusätzlich als ehrenamtliche Hospizhelferin tätig und ist es bis heute. Bei mir selbst bemerkte ich ganz langsam, dass eine Veränderung mit mir vorging. Ich besuchte inzwischen täglich die hl. Messe, machte viele Wallfahrten, verbrachte viel Zeit im Gebet. Und es wurde mir geschenkt, dass ich das alles machen durfte, ohne dass darunter meine berufliche Arbeitsleistung gelitten hätte. Das Gegenteil war der Fall. Meine Arbeitsleistung steigerte sich beträchtlich. Es gelang einfach alles und zwar um so mehr, je mehr ich dem Herrn meine Anliegen übergab und ihm die Führung überließ. Ich begann vor jeder geschäftlichen Besprechung das Anliegen und die Beteiligten dem Herrn zu übergeben und ihn zu bitten, uns durch den Hl. Geist zu führen und dann die Ergebnisse auch anzunehmen. Ich musste gar nichts machen, außer IHN machen zu lassen. Aber es fehlte noch etwas. Alles war noch zu sehr ergebnis- bzw. anliegen-orientiert. Dann kamen Hinweise durch Mitmenschen oder Seelsorger, die ich zunächst nicht annahm oder auch nicht verstand. Es folgten mehrere Niederschläge (gesundheitlicher Art, Unfälle), und ich wusste, es musste sich etwas ändern. Es betraf zum einen mein Gebetsleben, zum anderen aber meinen eigenen Willen. Ich betete jeden Tag im Vater Unser „Dein Wille geschehe“, aber es war immer noch so, dass ich den Lauf der Dinge selbst im Griff haben wollte. Bald merkte ich, dass ich hier gar nichts tun musste, außer mich führen zu lassen. Das Wichtigste war die Erkenntnis, dass es meine Aufgabe war, mich durch Gebet und den regelmäßigen Empfang der Sakramente langsam verwandeln zu lassen in ein Werkzeug, das dem Herrn nützlich sein könnte.

Diese Verwandlung, die vor allem nach den Anbetungszeiten vor dem Allerheiligsten spürbar war, zeigte mir immer mehr, dass ich zu einem Menschen der Liebe werden musste.

Das war die Baustelle, um die es ging: Nicht herumzulaufen und den Leuten zu sagen, dass sie sich ändern müssten, um

den Anforderungen des Herrn zu genügen und um zum Heil zu gelangen, sondern vor der eigenen Tür zu kehren. Es wurde mir auch immer klarer, dass ein Fortschritt nicht durch eigene Arbeit an mir selbst möglich war. Es galt, jeden Tag klein zu werden vor unserem Gott, jeden Tag Kind zu werden vor unserem Gott, jeden Tag IHM mein JA zu geben, mein Herz regelmäßig von IHM bereiten zu lassen durch die Reinigung im Bußsakrament. Und mich dann in jeder hl. Kommunion mit IHM ganz zu vereinigen. Ich spürte, dass das alle Gnade blockierende „Ich“ langsam Schritt für Schritt immer weiter zurücktreten musste, um mich langsam transparenter zu machen für den Herrn. Dann würde seine Liebe durch mich hindurchstrahlen, dann könnte ER in mir, mit mir und durch mich wirken.

Ein anschauliches Bild ist das Bild des Gartenschlauches (nach Leandre Lachance). Wir sollen wie der Gartenschlauch ein Werkzeug sein, welches aus sich selbst ja keinen Wert hat für das Wachsen der Pflanze des Glaubens und der Liebe, erst wenn wir uns an die Gnadenquelle anschließen lassen wie der Gartenschlauch an die Wasserquelle, fließt das Lebenselixier der Liebe in Strömen. Das sehe ich als unsere Lebensaufgabe, das ist der Weg, den wir gehen sollen: Menschen der Liebe, Leuchtfeuer der Liebe zu werden. Nicht aus uns selbst heraus, das funktioniert nicht, sondern IHM alle Freiheit des Wirkens in uns zu geben und IHN so unsere Nächsten und die Welt verändern zu lassen. Gelobt sei Jesus Christus.

Konversion und literarisches Werk: Gertrud von le Fort

Monika Born

Eine Autorin auch für die Gegenwart

Mein Thema ist der Zusammenhang der Konversion Gertrud von le Forts mit ihrem literarischen Werk. Als ich diese Aufgabe angenommen habe, hatte ich keine Vorstellung davon, wie schwierig sich diese Aufgabe gestalten würde, obwohl ihr Werk meine „erste literarische Liebe“ war, die ich auch dann nicht verleugnet habe, als es hieß: „Gertrud von le Fort war gestern. Heute ist Heinrich Böll.“ So Ende der fünfziger Jahre.

Ich war und bin mit ihrem literarischen Werk vertraut. Und doch musste ich mich ihm unter dem Aspekt der Konversion neu stellen. Ich habe dann bald erkannt, dass mir für die Erarbeitung der umfangreichen Sekundärliteratur keine Zeit bleiben würde und ich mich auf die Auswertung von Quellen konzentrieren musste. Insofern bleibt das, was ich im Folgenden sagen werde, angreifbar, durch Experten zu ergänzen oder sogar zu widerlegen, wenn ihnen z. B. Quellen (wie Briefe der Autorin) zur Verfügung stehen, die mir unzugänglich waren. Ich bitte Sie also, sich die Vorläufigkeit meiner Aussagen vor Augen zu halten.

Gertrud von le Fort ist am 11. Oktober 1876 in Minden geboren und am 1. November 1971 in Oberstdorf gestorben. Demnach können im Jahr 2011 alle, die sich an sie erinnern, ihren 135. Geburtstag und ihren 40. Todestag begehen. Aber wer erinnert sich noch an sie und ihr literarisches Werk? Sie gehört zu den weithin vergessenen christlichen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts – wie z. B. auch Reinhold Schneider oder Stefan Andres. Dabei galt sie einmal als große Dichterin, von Hermann Hesse für den Literaturnobelpreis

vorgeschlagen, anerkannt bei Schriftstellerkollegen wie Paul Claudel, im Alter geehrt mit zahlreichen Auszeichnungen. Vor allem aber: Ihre Werke wurden gelesen.

Heute setzen sich die Mitglieder der Gertrud-von-le-Fort-Gesellschaft dafür ein, ihr Werk wieder bekannt zu machen. Aber das ist nicht einfach in einer säkularen Welt, die kein großes Interesse an ihren (oft religiösen) Themen hat. Das ist erst recht nicht einfach im Literaturbetrieb, der vor allem auf Formen modernen Erzählens setzt – oft im Sinne der Ablehnung linearen Erzählens, der Bevorzugung von Zerrissenheit literarischer Strukturen, von Mehrperspektivität und Mosaikhaftigkeit der Figurenkonstellationen und Geschehnisse. Die christlichen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts – und so auch Gertrud von le Fort – waren nicht „modern" in diesem Sinn. Dass sie in ihren Themen – wenn auch oft in historischem Gewand – Probleme der Zeit aufgegriffen und literarisch gespiegelt haben, wird meist ignoriert. Von Gertrud von le Forts Werk hat die Novelle „Die Letzte am Schafott" auf dem Buchmarkt als Reclam-Ausgabe „überlebt" – vor allem wohl mit Blick auf eine mögliche Schullektüre. In der Bühnen- und Filmfassung von Georges Bernanos (Die begnadete Angst / Der Opfergang einer Nonne) sowie in der Opernfassung von Francis Poulenc (Dialoge der Karmeliterinnen) hat der Novellenstoff auch die Gegenwart erreicht.

1993 hat Eugen Biser einige Erzählungen und einen Essay von Gertrud von le Fort neu herausgebracht. Das war die Chance für eine Neuentdeckung. Aber ich habe in meinem Literaturkreis durchaus zu spüren bekommen, welche Hürden zu überwinden sind, bis man sich dieser Autorin unvoreingenommen zuwenden kann. Zugleich ist mir bei der gemeinsamen Lektüre klar geworden, als wie zukunftweisend diese Erzählungen gesehen und geschätzt werden können. Es ist Zeit für eine Wiederentdeckung der Schriften Gertrud von le Forts, zumal immer deutlicher wird, dass sich viele Leser nach der eher traditionellen Art des Erzählens sehnen und vor allem nach tragfähigen Antworten auf existenzielle Fragen – auch in literarischer Form.

1. Gertrud von le Forts Konversion und ihre Aussagen dazu

Im März 1926 wurde Gertrud von le Fort – in ihrem 50. Lebensjahr – in der deutschen Nationalkirche Sta. Maria dell'Anima in Rom in die katholische Kirche aufgenommen.
Jahrzehnte später hat sie zu ihrer Konversion mehrfach Stellung genommen – so in ihren Erinnerungen mit dem hölderlinschen Gedichttitel „Hälfte des Lebens" (1965). Hier bezieht sie sich auf ihr Studium der evangelischen Theologie (von 1904 bis ca. 1916, überwiegend in Heidelberg), wenn sie schreibt: „Heidelberg bedeutet dann auch die wichtigste und entscheidendste Etappe meines Lebens und nicht, wie manche Interpretationen behaupten, ein nach meiner Konversion überwundenes Stück geistigen Lebens – inwieweit auch meine Konversion zur katholischen Kirche von der Heidelberger Zeit mitbestimmt wurde, ist kaum je verstanden worden. Es bedurfte der ganzen theologischen und historischen Weitschau meiner Heidelberger Lehrer, um diesen Weg zu ermöglichen, dem meine von Jugend auf der Einheit der Kirche zugewandte Innerlichkeit zustrebte." Es sei bei ihr weniger um eine Konversion als Ablehnung des evangelischen Glaubens gegangen als um eine Vereinigung der getrennten Bekenntnisse. So bedeute es für sie eine besondere Gnade, dass sie das Konzil noch erleben durfte und die Erkenntnis „zu tagen" beginne, dass die großen Konfessionen eins sind in der Liebe Christi und Unterscheidungen zeitbedingter Natur überwunden werden könnten und müssten (HL, 83f.). Die leidenschaftlich zum Ausdruck gebrachte Sehnsucht nach der Einheit der Kirche erscheint als wichtiges Anliegen bei ihrer Konversion.
Bereits in den 1951 erschienenen „Aufzeichnungen und Erinnerungen" schreibt sie zum 70. Geburtstag von Carl Muth, dem Herausgeber der katholischen Zeitschrift „Hochland", sie habe sich im geistigen Raum dieser Zeitschrift wie in ihrer „eigensten Heimat" befunden, weil sie hier erfahren durfte, „dass es trotz aller Spannungen und Spaltungen innerhalb des Christentums den gemeinsamen Besitz einer christlichen Kultur gibt", eine „universale,

christliche Geistes- und Liebeshaltung, … die umfangende, die mütterliche Gebärde des Katholischen“ (AE, 88).
Über den Konvertiten schreibt sie, er sei nicht ein Mensch, der die schmerzliche konfessionelle Trennung ausdrücklich betont, sondern der sie überwunden habe. Sein Erlebnis sei nicht das eines anderen Glaubens, zu dem er „übertritt“, sondern das der Einheit des Glaubens. Es sei das Erlebnis, dass sein eigenstes religiöses Besitztum – das zentralchristliche Glaubensgut des Protestantismus –, wie es aus dem Schoß der Mutterkirche stammt, auch im Schoß der Mutterkirche erhalten und geborgen bleibt. Es gehe um die Erkenntnis, dass die Glaubensspaltung „in letzter religiöser Schau“ weniger eine Spaltung des Glaubens sei als eine Spaltung der Liebe (AE, 89).
In diesem Zusammenhang ist ausdrücklicher als in dem zuerst zitierten Text von der „katholischen Mutterkirche“ die Rede, die auch das christliche Glaubensgut des Protestantismus in sich berge. Doch auch hier erscheint die Überwindung der Glaubensspaltung als zentrales Anliegen bei der Konversion.
In der Aufsatzsammlung von 1968 „Woran ich glaube“ schreibt Gertrud von le Fort, die volle Vereinigung in einem alle Gegensätze überwindenden Liebesgeist werde nur möglich sein durch die „Rückkehr zum gemeinsamen Glauben“ im Zeichen des Kreuzes – als Weg von Opfer und Hingabe, nicht von Manifesten und Programmen, ein Weg, der nur mit Gottes Gnade gelingen könne (WG, 15f.).
Es bleibt offen und muss wohl offen bleiben, was hier mit „Rückkehr zum gemeinsamen Glauben“ gemeint sein kann.
In aller Deutlichkeit betont Gertrud von le Fort noch einmal in diesem Band, dass in Bayern ihr Entschluss zum „Eintritt“ in die katholische Kirche gereift sei, nicht zum „Übertritt“: „Für mich bedeutete der Schritt vor allem eine Überwindung der tragischen Trennung innerhalb des Christentums, an der ich von früh auf gelitten hatte. Ich vollzog für meine Person die Vereinigung.“ (WG, 73)
Die Überwindung der religiösen Spaltung der Christenheit scheint

in diesen Aussagen ein Motiv ihrer Konversion zu sein, die Einheit der Kirche in ihrer Person vollzogen. Meine Frage ist, ob dies der Beweggrund für eine Konversion zur katholischen Kirche sein kann. Soweit ich das sehe, sagt Gertrud von le Fort dies an keiner Stelle ausdrücklich. Könnte es nicht sein, dass sie selbst – eher im Nachhinein – diese Versöhnung der christlichen Konfessionen in ihr selbst als Wirkung oder Konsequenz ihrer Konversion versteht? – Es ist schwierig, diese Frage zu beantworten. Ich will es später versuchen.

Was allen Respekt verlangt und von Gertrud von le Fort überzeugend vertreten wird, ist ihre Liebe zur Einheit der Christen, die Überwindung von Trennendem überhaupt – auch ein wesentliches Moment in vielen ihrer Erzählungen und Romane.

2. Protestantisches Erbe

Dass Gertrud von le Fort ihre Konversion nicht als Bruch mit dem evangelischen Glauben versteht, erklärt sich vor allem aus ihren prägenden Kindheits- und Jugenderfahrungen, auf die ich kurz eingehen will.

In ihren Erinnerungen (HL) hält sie fest, was sie ihren Eltern in religiöser Hinsicht verdankt – zunächst ihrer Mutter, die mit den Kindern fast täglich eines der Lieder Paul Gerhardts betete, an denen sie lebenslang nicht nur religiösen Trost, sondern auch dichterische Freude gefunden habe. Und „als mein Weg mich später in die katholische Kirche führte, habe ich diese Lieder und die Frömmigkeit meiner teuren Mutter nie vergessen“ (HL, 16). Das tiefste religiöse Vermächtnis ihrer Mutter sei der Glaube an Christus als Offenbarung der ewig währenden Gottesliebe. „Im Glauben an ihn, dessen Namen ihr Mund mich zuerst sprechen lehrte, liegt die einheitliche Linie meines eigenen religiösen Lebens, das später seine Heimat in der katholischen Kirche fand – es liegt darin die unlösbare Verbindung mit dem christlichen Geist meines Elternhauses und der großen religiös betonten Tradition meiner Familie“ (HL, 133).

In diesen Aussagen ist beides eng miteinander verknüpft: dass sie in ihrem Leben eine einheitliche Linie des Religiösen sieht und dass sie ihre Heimat in der katholischen Kirche gefunden hat – ohne Bruch mit ihrer Herkunft.

Von ihrem Vater sagt sie, ihm, dem Verehrer Kants, verdanke sie die Verpflichtung zur letzten Selbstverantwortung, „das todernste Wissen, dass uns keine Autorität der Welt jemals die Verpflichtung zu persönlicher Entscheidung abnehmen kann“ (HL, 74f.). Vielleicht klingt in diesen Worten an, dass sie auch die Entscheidung für die Konversion dem prägenden Einfluss ihres Vaters verdankt: Wir müssen tun, was die Stimme des Gewissens befiehlt, wenn wir in rechter Weise leben wollen.

Eine Episode mag noch ein bezeichnendes Licht auf ihren Vater werfen: Als die Familie in Koblenz lebte, durften die Kinder die feierliche Fronleichnamsprozession vom Straßenrand aus anschauen. Ihr Vater, „der in konfessioneller Hinsicht sehr weitherzig war“, habe dann jedes Mal die Bonne angewiesen, dafür zu sorgen, dass die Kinder niederknieten, wenn das Allerheiligste sich nahte, damit sie die andächtigen Menschen nicht störten (HL, 23). Diese Erinnerung, in hohem Alter aufgezeichnet, mag ein leiser Hinweis darauf sein, dass für sie die Einstellung ihres Vaters zu konfessionellen Fragen vorbildhaft war und sie dahingehend beeinflusste, sich für die Einheit der Christen einzusetzen.

Ihrem Onkel Egon, einem Bruder ihrer Mutter, schreibt Gertrud von le Fort einen wichtigen Einfluss auf die Entscheidung für das Studium der evangelischen Theologie zu. Dieser Mann, geprägt von einer tiefen stillen Frömmigkeit, hatte als Husarenleutnant die militärische Laufbahn aufgegeben und Theologie studiert. „Ich war seinem eigenen Zeugnis zufolge die einzige …, die seinen geistigen Wegen eine lebhafte Teilnahme entgegenbrachte“ (HL, 63f.).

Das frühe Interesse Gertrud von le Forts an Glaubensfragen, so lässt sich resümieren, wurzelt in ihren Erfahrungen als evangelische Christin und führte sie immer weiter bis zur Konversion in die katholische Kirche und zum Engagement für die Einheit der Christen.

3. Glaubensspaltung und Einheit der Christen:

Die Magdeburgische Hochzeit

Im erzählerischen Werk von Gertrud von le Fort spielen Spaltungen und deren Überwindung, das Durchbrechen der Spirale von Hass, Rache und Gewalt durch Barmherzigkeit, Opfer und stellvertretende Sühne eine zentrale Rolle. Oft werden überzeitliche Probleme, die auch aktuell eine große Rolle spielen, in ein historisches Gewand gekleidet, weil aus dem Abstand die eigene Zeit schärfer erkannt werden kann. Nicht selten – so Kranz – stellte sich die Aktualität ihrer Werke erst Jahre nach deren Erscheinen heraus, „weil ihr Blick, scheinbar in die Vergangenheit gerichtet, Zukünftiges erschaute“ (Kranz, 20f.). Vielleicht liegt darin auch die Chance für eine Wiederentdeckung der Werke Gertrud von le Forts.
Ich nenne exemplarisch für die Versöhnungsleidenschaft einige ihrer Werke:

• Die Letzte am Schafott (1931) – Glaubenshass und Feindschaft gegenüber der katholischen Kirche während der Französischen Revolution werden zeichenhaft im Martyrium der Karmeliterinnen überwunden, letztlich durch die gnadenhafte Überwindung der Angst bei Blanche de la Force (mit dem Klosternamen „von der Todesangst Christi“).

• Die Tochter Farinatas (1940) – Bice gelingt es, den Geschlechterhass in Florenz mit Mut und Klugheit zu besiegen, bildhaft dargestellt in den beiden Kindern der verfeindeten Geschlechter, die sie an ihren Händen hält.

• Das Gericht des Meeres (1943) – Gegen Hass und Rachedurst der von Engländern unterdrückten Franzosen rettet die Französin Anne den kleinen englischen Prinzen, was sie selbst das Leben kostet.

• Der Turm der Beständigkeit (1957) – Der Prinz von Beauvau befreit die wegen Häresie gefangen gesetzten Hugenotten und nimmt deren Schicksal sühnend auf sich.

• Der Kranz der Engel (1946) – Veronika geht freiwillig mit dem geliebten Enzio in die Nacht des Unglaubens, um ihn durch ihre Liebe zu retten.

Ausdrücklich wird die Spaltung der Christenheit zum Thema in „Die Magdeburgische Hochzeit“ (1938), als im Dreißigjährigen Krieg Magdeburg 1631 durch die Truppen der katholischen Liga unter General Tilly zerstört wurde. Nur einige hundert Menschen überleben im Magdeburger Dom – mit ihnen ihr evangelischer Pastor Bake, der vor dem Wegzug aus Magdeburg in die Fremde noch von „seinem Dom“ Abschied nehmen will. Nur diese Schluss-Szene soll hier angeführt werden, da es um das eine Glaubensbekenntnis der Christenheit geht und der Dom zum Symbol der Überwindung aller Spaltung wird.

Der evangelische Pastor Bake ist sicher, dass es nach allem, was geschehen ist, mit den „Papisten“ keine Gemeinschaft geben kann. Er kommt zum Dom, als dort gerade von Tillys Soldaten das Credo in lateinischer Sprache angestimmt wird – „das war doch das große christliche Glaubensbekenntnis …, das gleiche, das er selbst so manches Mal in der hohen Domkirche in tiefster Ehrfurcht gesprochen hatte, das teure Bekenntnis aller seiner Väter und, so Gott wollte, aller seiner Kinder und Kindeskinder!“ (518). Bake ist erschüttert und vergisst für einen Augenblick, dass es „Papisten“ sind, die das Credo angestimmt haben.

Beim et incarnatus est wirft sich Bake an der Dommauer auf die Knie nieder – „zum ersten Mal in seinem Leben ward er erschüttert inne, dass es über alle Trennung der Bekenntnisse hinweg ein einmütiges Bekenntnis der gesamten Christenheit gab“ (519).

Beim Crucifixus etiam pro nobis verwandelten sich Bake plötzlich alle Dinge: „wo eben noch die große Erfüllungsstätte einer unermesslichen gemeinsamen Schuld der Christenheit gewesen war – das zerstörte Magdeburg, das diese Christenheit für immer trennte –, da war nun das zerstörte Magdeburg der Hügel Golgatha, wo die ganze Christenheit vereinigt wurde“ (520).

Beim cuius regni non erit finis erkennt Bake „die allumfassende Gnade Jesu Christi, die Begnadigung der Christenheit, die Lossprechung von der Schuld der zerrissenen Liebe“ (521).

Als dann im Dom die Pauken und Trompeten zum Et unam sanctam catholicam et apostolicam Ecclesiam ertönen, ist es so, als würde

für Bake die Christenheit versinken. Dann aber begibt sich ein Wunder: „Der einsame, vertriebene Bake hatte das gemeinsame Bekenntnis aufgenommen … Er sprach schlicht und demütig, aber auch fest und klar, als erfülle und bekenne seine einsame Stimme hier draußen vor dem hohen Dom die weiten Räume einer unsichtbaren Kirche: ‚Confiteor unum baptisma in remissionem peccatorum‘“ (521f.).

4. Vom innersten Geheimnis einer Konvertitin

In diesem Abschnitt soll es um die Frage gehen, ob Gertrud von le Fort den eigentlichen Beweggrund ihrer Konversion überhaupt offen gelegt hat.

Bei Konvertiten wie John Henry Newman oder Edith Stein gibt es klare Aussagen darüber, dass es die Fülle der Wahrheit war, die sie im katholischen Glauben erkannten und die sie zur Konversion drängte (Gerl). Bei Gertrud von le Fort scheint es derart klare Aussagen nicht zu geben, wohl manche Anhaltspunkte wie etwa die frühen Berührungen mit dem Katholischen: Fronleichnam, freundliche Begegnungen mit einem Pater (HL, 23), stundenlange Aufenthalte im Kreuzgang des Hildesheimer Domes (HL, 37). Dann die vielen Aufenthalte in Rom zwischen den Studien der evangelischen Theologie, der Philosophie und Geschichte, vor allem in Heidelberg. Nur wenige Zitate dazu, die die Bedeutung für ihre Konversion beleuchten können:

• Als ihren wichtigsten Lehrer und besten Freund sieht Gertrud von le Fort Professor Ernst Troeltsch an. „In seinem Kolleg über ‚Glaubenslehre‘spiegelte sich deutlich das furchtbare Ringen um die christliche Wahrheit. Der Glaube an sie war schon damals weithin unterhöhlt …“ (HL, 87). Nach einer Vorlesung von Troeltsch über die Römische Kirche hätten ihn Studenten gefragt, ob er sie eigentlich überreden wolle, katholisch zu werden. Darauf habe er lachend erwidert, das wäre noch nicht das Schlimmste. „Das Schlimmste war für ihn der Gedanke an das Erlöschen der christlich gebundenen Seele, ja der religiösen Seele überhaupt“ (HL, 88). Solche Aussagen

lassen erahnen, was das Studium für den Glaubensweg Gertrud von le Forts bedeutete.

• Über ihre Rom-Erfahrungen bzw. über die historische Entwicklung Roms schreibt sie: „in Rom ruht der Schlüssel des Himmelreichs, den der Heiland einst dem heiligen Petrus übergab …, der römische Bischof … stellt die einzige Autorität dar“ (WG, 137). Über den Petersdom sagt sie, er habe „Raum für alle. Hier erreicht die Weltherrschaft Roms ihre religiöse Bedeutung, hier wird sie zum Symbol – hier weist die Ewige Stadt über sich selbst hinaus in die Ewigkeit Gottes“ (WG, 141).

Kleinewefers verweist auf weitere Berührungen mit der katholischen Kirche, nachdem Gertrud von le Fort 1921 nach Süddeutschland gezogen war. Die Feier der Liturgie sei sicher nicht ohne Wirkung auf ihre persönliche Entwicklung zum römisch-katholischen Glauben geblieben. Der Austausch mit katholischen Intellektuellen aus dem Umkreis der Zeitschrift „Hochland“ habe ihren Weg zur Konversion begleitet. Dann folgt eine m. E. wichtige Feststellung: „Damit ist natürlich das ganz persönliche Geheimnis eines solchen Schrittes, wenn überhaupt, nur annähernd erklärt“ (Kleinewefers 2010, 7).

Mir scheint, dass Gertrud von le Fort sehr bewusst den Beweggrund für ihre Konversion als innerstes Geheimnis sorgsam gehütet hat – zumindest was explizite Aussagen angeht. Dafür sprechen einige ihrer Äußerungen:

• Über das Gebet sagt sie, es sei die mächtigste Kraft, die der Mensch einzusetzen vermag, „zugleich aber auch die verborgenste … das eigentliche Gebet, auch das Gebet der Lippen, begibt sich im Innern. Damit ist uns sein Antlitz weithin entzogen, ins Geheimnis Gottes entrückt. Nur unvollkommen wird uns gestattet, den Schleier zu lüften … – wir sprechen von einer Welt, die eigentlich nicht mehr uns, sondern Gott gehört“ (WG, 47f.). Sollte das nicht erst recht für die Beweggründe einer Konversion gelten?

• Kranz (12) zitiert eine Aussage le Forts, nach der es das unveräußerliche Recht des Dichters sei, „sein Eigenstes und Persönlichstes, solange er lebt, sich und dem engsten Freundeskreis vorzubehalten.“

• Obwohl es eine literarische Aussage ist und sie nicht einfachhin mit der Sicht Gertrud von le Forts identifiziert werden darf, scheint sie mir doch am klarsten auszudrücken, was einen Menschen zum Schweigen über sein innerstes Geheimnis bewegen kann. In ihrem Roman „Der römische Brunnen“ lässt sie die junge Veronika nach deren Aufnahme in die katholische Kirche sagen: „Ich will nun die Geheimnisse Gottes mit meiner Seele nicht aufdecken, sondern, wie die Gnade selbst im Sakrament sich verhüllt darreicht, so will ich, was an mir geschah, mit jenem Schweigen umfangen, welches die tiefste Sprache der Liebe und auch die tiefste der Seligkeit ist und auch die tiefste der Dankbarkeit.“ (307).

5. Literarisch beschriebene Wege zur katholischen Kirche: Der römische Brunnen

Wer mit den Prinzipien der Interpretation von Literatur vertraut ist, weiß, dass er fiktionale Figuren, deren Erfahrungen, Einstellungen und Aussagen nicht mit dem Autor gleichsetzen darf. Wenn ich den Roman „Der römische Brunnen“ (zunächst unter dem Titel „Das Schweißtuch der Veronika“ veröffentlicht), dennoch in Verbindung mit Gertrud von le Forts Konversion bringe, dann aus zwei Gründen:

1. Gertrud von le Fort hat an diesem Roman seit 1920 gearbeitet, und er ist 1928 veröffentlicht worden, also zeitlich im direkten „Umkreis“ ihrer Konversion 1926. Im Mittelpunkt stehen zwei Figuren, von denen die eine – Edelgart – um ihren Eintritt in die katholische Kirche ringt, die andere – die junge Veronika – diesen Schritt als ungetauftes, religiös nicht sozialisiertes Mädchen im Grunde problemlos vollzieht.

2. Es scheint mir sicher, dass in ein literarisches Werk Erfahrungen und Einsichten der Autorin einfließen, die nicht einfachhin deren eigene Sichtweisen abbilden müssen, aber von ihnen auch nicht völlig ablösbar sind. So könnte es sein, dass hier verborgen auch Beweggründe für Gertrud von le Forts Konversion aufscheinen, vielleicht auch Schwierigkeiten, mit denen sie zu

kämpfen hatte. Das bedeutet nicht, in das innerste Geheimnis ihrer Konversion eindringen zu wollen, könnte diese aber verstehbarer machen.
Klar festzuhalten ist, dass die beiden literarischen Figuren unterschiedliche Glaubenswege gegangen sind, die sich wiederum von den Lebensumständen der Autorin unterscheiden.
Für Gertrud von le Fort ist ihre Herkunft aus der evangelischen Konfession bestimmend, was sie von den literarischen Figuren grundlegend unterscheidet. Edelgart, etwa 40 Jahre alt, versteht sich selbst als Katholikin, ohne jahrzehntelang den Eintritt in die katholische Kirche vollzogen zu haben. Die etwa sechzehnjährige Veronika ist nach dem frühen Tod ihrer Mutter der Tante Edelgart durch ihren Vater anvertraut worden – mit der Auflage, sie dürfe nicht getauft und nicht christlich erzogen werden. Beide Frauen leben in dem kultivierten Haushalt von Edelgarts Mutter und Veronikas Großmutter in Rom, die sich selbst als „Heidin“ bezeichnet und dem Christentum zwar distanziert, aber respektvoll gegenüber steht. Ihre geistige Heimat ist das antike Rom.
Ich kann in diesem Zusammenhang nur die großen Linien der Glaubenswege von Edelgart und Veronika skizzieren.
Der Roman ist aus der Perspektive Veronikas geschrieben, sodass von ihren Gedanken und Empfindungen vieles klar ausgesprochen wird, während der Glaubensweg Edelgarts eher im Spiegel von Veronikas Beobachtungen erscheint, in Dialogen erahnbar und schließlich in der Lebensbeichte offen dargelegt wird.
Edelgart ringt 21 Jahre lang um ihre Konversion zur katholischen Kirche und schreckt vor dem letzten Schritt immer wieder zurück. Ihre lebenskluge katholische Freundin Jeannette will nicht, dass Edelgart gedrängt wird. Man könne eben nicht „aus bloßer Konsequenz“ katholisch werden. Denn dieser Schritt bedeute seinem innersten Wesen nach „eine ganz große, neue Hingabe an die Liebe des Heilandes“. Nur in dieser leuchte der Seele die letzte Gewissheit über die Kirche auf (128).
Tatsächlich hat Edelgart schließlich formell die Konversion vollzogen, ist dann aber vor den Sakramenten zurückgewichen (190).

Pater Angelo, der ihren religiösen Weg begleitet, deutet dieses Zurückweichen so: „Immer ist es jenes geheimnisvolle Nein gegen die vollkommene Hingabe“ (197).
Zur Katastrophe kommt es, als die Todesnachricht von Veronikas Vater eintrifft. Edelgart entfernt das Kruzifix aus ihrem Zimmer und versteckt es in einem abgelegenen Winkel des Hofes. Sie ist derart verstört, dass ihre Mutter einen Psychiater für sie um Hilfe bittet, der aber nur eine scheinbare Besserung bewirkt (227-230).
Da die Glaubenswege von Edelgart und Veronika eng miteinander verknüpft sind, soll jetzt der Blick auf Veronika gelenkt werden. Schon früh ist sie hingezogen zum Geheimnis der Eucharistie, zu Christus unter der Gestalt des Brotes, vor allem in der Monstranz (42). Dieses Hingezogensein gipfelt in einer geradezu mystischen Erfahrung: Beim Gang mit ihrem Freund Enzio durch das nächtliche Rom gelangen sie nach Sankt Peter. „Eine Monstranz von unbegreiflicher Größe stand wie die Vision eines riesigen Sternes, mitten aus der Nacht emporgestiegen, vor uns“ (152). Erst später wird klar, dass sie während des Vierzigstündigen Gebets unter dem Baldachin des Petersdomes die Monstranz, umgeben von einem Kerzenmeer, gesehen haben (175). Angesichts der Monstranz – so Veronika – „blitzte ein Gefühl in mir auf, als wäre ich durch die ganze Welt gegangen und stünde nun vor ihrem innersten Herzen ...“ (152). Sie fühlt sich „wunderbar glücklich und gerettet, ohne indessen noch deutlich zu wissen warum“. Eine „große Freude“ erfüllt sie (153).
In dieser Nacht sieht Veronika ihre Tante an ihrem Bett knien und bittet sie um ihr Gebet. Beide erfassen „die ganze Gnadenhaftigkeit dessen, was geschehen war“. Aber Edelgart wehrt entsetzt Veronikas Sicht ab, diese Gnade habe ihr Gebet für die Nichte erwirkt. Sie weiß sich schuldig wegen der „vielen verlorenen Jahre“, in denen Veronika durch eine geheimnisvolle Schuld der Tante nicht zum Glauben gefunden hat (156).
Am nächsten Tag geht Veronika zur Kirche Santa Maria sopra Minerva. „Was ich beten wollte, wusste ich nicht …; ich wusste nur, dass ich einer großen allmächtigen und beseligenden Liebe, die mich rief, liebend antwortete“ (158).

Nach dem Tod der Großmutter und der testamentarischen Verfügung ihres Vaters, sie könne, wenn sie wolle, Christin werden, gewinnt Veronika letzte Klarheit. „Nicht mehr mein eigenes einsames und ungewisses Ich, sondern jene ewige Liebe (des Gekreuzigten, M. B.) erfüllte meine Seele und gab ihr eine grenzenlose Gewissheit“ (295). Sie findet zur vollkommenen Hingabe ihres Willens, ihres Herzens und jeder Kraft an die göttliche Liebe. „Die Dinge ordneten sich wie von selbst auf den Weg zu, den ich gehen sollte“ (296f.). Nun bittet sie Pater Angelo, sie in den Lehren der Kirche zu unterrichten. Bei dieser Unterweisung – so Veronika – habe sie von ihm das Bild der Kirche empfangen, „das heißt ich erkannte abermals das Antlitz meines Heilandes in der Gestalt seines irdischen Fortlebens“ (299f.).

In dieser Zeit kommt auf Veronika eine schwere Prüfung zu: Edelgart erkrankt, ohne dass der Arzt eine Krankheit diagnostizieren könnte. Er hält sie für Einbildung. Bald wird offensichtlich, dass Edelgart es darauf anlegt, Veronika von ihrem Unterricht bei Pater Angelo abzuhalten. Die Freundin Jeannette versteht, wie schmerzlich es für Edelgart sein muss, ihre Nichte den Weg gehen zu sehen, den sie selbst nicht gegangen ist (304f.).

Nach Veronikas Taufe und Erstkommunion spitzt sich Edelgarts Krise zu: ihre Abneigung gegen Veronika, gegen die Kirche, ihr Hass gegen das Altarssakrament (309). „Sie war jetzt plötzlich ein kranker, zorniger und böser Mensch“ (310).

Als Veronika eines Nachts für ihre Tante vor dem Kreuz betet, das früher in deren Zimmer gehangen hatte, reißt Edelgart das Kreuz von der Wand. Beide Frauen ringen miteinander. Es geht um Leben und Tod, denn die Tante ist wie eine Wahnsinnige. Dann kracht das große und schwere Kreuz zu Boden und ist auf Edelgart „zurückgefallen“ (315f.). Sie ist längere Zeit bewusstlos und bittet, nachdem sie wieder bei Bewusstsein ist, um einen Priester und um die Sakramente (316f.). Es folgt eine erschütternde Lebensbeichte, von der Veronika auf nachdrücklichen Wunsch ihrer Tante nicht als Hörerin ausgeschlossen wird. Sie würde ja doch alles hören (319). Edelgart klagt sich an, den außerordentlichen Gnaden Gottes

getrotzt zu haben, die sie schon als junges Mädchen empfing: „dass ich auf eine mir unwiderlegbare Weise der unaussprechlichen göttlichen Liebe und der Heiligkeit der Kirche Christi inne wurde, obwohl ich außerhalb der Kirche erzogen worden war und … kein eigentliches religiöses Leben geführt hatte“ (320). „Ich habe in dieser Erkenntnis erkannt, dass Gott alle seine Herrlichkeit auf Erden und alle seine Wahrheit und alles Heil der ganzen Welt in den Schoß seiner Kirche gelegt hat, indem er ihr das Allerheiligste Sakrament seiner Liebe gab“ (321). Dafür habe Gott nur ihre „unbedingte Hingebung“ verlangt, aber nicht erzwungen. Hingabe ist nur in Freiheit möglich (a. a. O.). Sie aber habe „Nein“ gesagt, denn es sei ihr immer um ihr „ganzes Ich“ gegangen (322). Dabei seien dämonische Mächte im Spiel gewesen. Veronika erkennt, dass ein geheimnisvoller Kampf zwischen Engeln und Dämonen um Edelgarts Seele tobt (333), bis diese mit Hilfe des Priesters sehen kann, dass sie trotz allem Gott geliebt hat, „denn er liebte sie“ (334). Sie lebt noch 21 Tage, so viele Tage, wie sie Jahre gegen Gott getrotzt hatte. In diesen Tagen ist sie „völlig an Gott hingegeben“ und stirbt voller Frieden (335).

Überblickt man diese Glaubenswege, so wird klar, um welche Beweggründe es bei beiden Frauen geht, in die katholische Kirche einzutreten bzw. über lange Zeit diesen Schritt zu verweigern: die Gnadenhaftigkeit in der Erkenntnis der göttlichen Liebe im gekreuzigten Christus und in der Eucharistie, die Erkenntnis der Heiligkeit der Kirche als fortlebender Christus, die Erfahrung der Wahrheitsfülle in der Kirche, die Bereitschaft zur Hingabe, zu einem uneingeschränkten Ja.

Beim Eintritt Veronikas in die Kirche und bei der Konversion Edelgarts ist das Motiv der Versöhnung der Konfessionen, die Einheit der Christen nicht angesprochen, die Gertrud von le Fort als starkes Anliegen im Zusammenhang mit ihrer Konversion hervorhebt. Weder Edelgart noch Veronika hatten auf Grund ihrer Lebensbedingungen besonderen Anlass, die Einheit der Christen in den Blick zu nehmen. Aber es macht doch nachdenklich, dass Gertrud von le Fort in ihrem Roman Beweggründe nennt, die sie in

ihrer eigenen biografischen Sicht ausspart. Es bleibt ihr „innerstes Geheimnis“, ob das Literarische und das Biografische in Einklang miteinander stehen.

6. Hymnen an die Kirche – und Zusammenschau

Diese „Hymnen“ sind 1924 erschienen, also zwei Jahre vor der Konversion – und, wie Gertrud von le Fort selbst schreibt, ohne ihr Zutun. Ein ihr befreundeter Schriftsteller hatte die Verlagskontakte geknüpft. Diese Veröffentlichung sei ihr „erster wirklicher Erfolg“ gewesen (WG, 76), nachdem schon viele ihrer Werke, meist unter Pseudonym, erschienen waren. Sie selbst zählt, so Kleinewefers (2005, 5), ihr Oevre von den „Hymnen“ an. Der Beifall Paul Claudels, den sie als größten Dichter ihrer Zeit verehrte, galt ihr als „Auftrag“ für ihre Dichtung, dem sie sich hingab (WG, 76). Kranz (34) betont die große Zustimmung, die die „Hymnen an die Kirche“ fanden, durch die Tatsache, dass sie vierzehn Mal vertont wurden. Sie waren lange nur antiquarisch zu bekommen, sind aber jetzt – im Jubiläumsjahr – in einer Auswahl als Hörbuch wieder zugänglich, rezitiert von Christine Vries, begleitet durch Orgelmusik von Johann Sebastian Bach. Diese Hörfassung kann ich unbedingt empfehlen.

Ich habe die „Hymnen an die Kirche“ erst im Zusammenhang mit der Erarbeitung dieses Manuskripts kennen gelernt – in einer antiquarischen Ausgabe – und war etwas beklommen, ob mir der Zugang nicht durch den zu erwartenden „hohen Ton“ von Hymnen eher verschlossen bliebe. Die Besorgnis war unnötig. Ich war und bin fasziniert.

Es ist m. E. richtig, was Kleinewefers im Begleitbuch zur Hörfassung schreibt, dass die „Hymnen“ in großer Nähe zu den Psalmen stehen und zum Hohelied – in ihrer Bildkraft, in Metaphern, in der Kunst der Wiederholung, in der ganzen Spannweite menschlicher Erfahrungen. Auch die Nähe zum Expressionismus erleichtert den Zugang. Es geht um die dramatische Begegnung der Seele mit der Heiligen Kirche vor dem Hintergrund einer todverfallenen Welt,

wobei die ‚Stimme der Heiligen Kirche' das Medium ist, durch das Gott hörbar werden will" (Kleinewefers 2010, 11-16).
Für die Frage nach den Beweggründen für ihre Konversion scheint mir die Einführung besonders wichtig, die Gertrud von le Fort ihren „Hymnen" vorangestellt hat:
„Die ‚Hymnen an die Kirche' stellen ein Zwiegespräch dar. Der nach Gott verlangenden Seele antwortet Gott durch die Stimme der Heiligen Kirche.
Die noch tief in sich selbst gefangene Seele vernimmt diese Stimme zunächst in ihren eigenen Meditationen als staunendes und erschreckendes Innewerden der übernatürlichen, ihre eigenen Schranken sprengenden Wahrheit und Liebe der Kirche. Es entspinnt sich ein Kampf im Inneren der Seele, der mit der vertrauensvollen Hingabe der Seele an die übernatürliche Wahrheit und Liebe der Kirche endet.
Nun erst kann die Kirche von der Seele wirklich erkannt, geliebt und gepriesen werden. Das Erschrecken verwandelt sich in Dank und Jubel. Die Heilige Kirche beginnt, selbst zur Seele zu sprechen, sie über ihr Wesen zu erleuchten und durch den Kreis der ihr anvertrauten beseligenden Geheimnisse Gottes zu führen. Hierbei tritt die Seele mit ihrer eigenen Stimme mehr und mehr zurück, bis sie, der Heiligen Kirche gänzlich vereinigt, nur noch deren Stimme lauscht."
Was Gertrud von le Fort hier schreibt, stimmt völlig mit dem überein, was sie in ihrem Roman „Der römische Brunnen" als Glaubensweg beschreibt – bis in Einzelformulierungen hinein. Darum verstehe ich nicht, wieso diese Verbindung oftmals ausgespart wird.
Es ist richtig, dass man auch die Verknüpfung mit anderen Daten berücksichtigen muss: Tod von Ernst Troeltsch, ihres verehrten Lehrers, 1923 – Hymnen an die Kirche, 1924 – Herausgabe der „Glaubenslehre" von Ernst Troeltsch durch Gertrud von le Fort, 1925 – Konversion, 1926. Ich füge hinzu: Arbeit an dem Roman „Der römische Brunnen" seit 1920 und Veröffentlichung 1928. Bezieht man auch dieses Faktum mit ein, dann frage ich, wie

man zu der Auffassung kommen kann, der Hörer sollte durch diese Verknüpfung von Daten „vor dem Irrtum bewahrt werden, die Gestalt der Heiligen Kirche in den ‚Hymnen an die Kirche' einseitig konfessionell zu deuten" (Kleinewefers, 2010, 7).
Ich sehe nicht, was mit „einseitig konfessionell" anderes gemeint sein kann als die Deutung der „Heiligen Kirche" als katholische Kirche. Diese Deutung sollte nicht erlaubt sein, wenn man die Konversion zur katholischen Kirche (1926), die „Hymnen" und den Roman „Der römische Brunnen" in innerem Zusammenhang sieht? Zudem gibt es in den „Hymnen" Aussagen, die nur auf die katholische Kirche hin zu deuten sind, vor allem wenn es um die Hymnen zu „Fronleichnam", zum „Allerheiligsten Herzen", zu „Mariä Himmelfahrt" oder zur „Regina Pacis" geht.
Was also heißt „einseitig konfessionell"? Sollen nur die späten autobiografischen Aussagen Gertrud von le Forts zu ihrer Konversion Geltung haben? Das wäre unhistorisch gedacht.
Mir scheint es sinnvoll, beides zusammen zu sehen: ihre Liebe zur katholischen Kirche als Beweggrund für ihre Konversion, klar ausgedrückt in den zeitnah zur Konversion entstandenen literarischen Werken, u n d ihre Sehnsucht nach der Einheit der Kirche, wie sie besonders in dem Roman „Die Magdeburgische Hochzeit" zur Sprache kommt. Ob Gertrud von le Fort diesen ökumenischen Gedanken bereits bei ihrer Konversion in sich getragen oder erst später ausgeprägt hat, weiß ich nicht. Das gehört wohl zu ihrem „innersten Geheimnis".
Der Theologe Klaus Berger, dem die Überwindung der Glaubensspaltung besonders am Herzen liegt, greift Gertrud von le Forts Hymnen an die „Heiligkeit der Kirche" auf und zitiert daraus (72f.). Sein Fazit: „Es könnte ja sein, dass viele emotionale Barrieren gegenüber der ‚Kirche' nicht theologisch argumentativ oder nur apologetisch aufgelöst werden können, sondern in der langsamen Wahrnehmung des mystisch-realen Gehalts einer Hymne" (Berger, 74). Ich will diesen Vortrag nicht beenden, ohne wenigstens aus einer der Hymnen zu zitieren.

Heiligkeit der Kirche I

Deine Stimme spricht (das ist die Stimme der Heiligen Kirche, M.B.):

Ich habe noch Blumen aus der Wildnis im Arme,
ich habe noch Tau in meinen Haaren
aus Tälern der Menschenfrühe,
Ich habe noch Gebete, denen die Flur lauscht,
ich weiß noch, wie man Gewitter fromm macht
und das Wasser segnet.
Ich trage noch im Schoße die Geheimnisse der Wüste,
ich trage noch auf meinem Haupte
das edle Gespinst grauer Denker,
Denn ich bin Mutter aller Kinder dieser Erde:
was schmähest du mich, Welt,
dass ich groß sein darf wie mein himmlischer Vater?
…

Ich war die Sehnsucht aller Zeiten,
ich war das Licht aller Zeiten,
ich bin die Fülle der Zeiten.
Ich bin ihr großes Zusammen, ich bin ihr ewiges Einig.
Ich bin die Straße aller ihrer Straßen:
auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott!

Anmerkungen

Zitierte Schriften Gertrud von le Forts:

Erzählende Schriften (in drei Bänden), Ehrenwirth München / Insel – Verlag Wiesbaden 1956.
- Bd. 1: Das Schweißtuch der Veronika.
Erster Teil: Der römische Brunnen, S. 5-337;
Zweiter Teil: Der Kranz der Engel, S. 339ff.

- Bd. 2: Die Magdeburgische Hochzeit, S. 283-522.
- Bd. 3: Das Gericht des Meeres, S. 193-220;
Die Tochter Farinatas, S. 245-314.
Der Turm der Beständigkeit, in: Biser, Eugen, Gertrud von le Fort erzählt, Frankfurt a. M. 1993, S. 221-260.
Die Letzte am Schafott, Reclam Nr. 7937, Stuttgart 2005.
Hymnen an die Kirche, Ehrenwirth München, 8. Aufl., ca. 1926 (1924)
Es liegt ein Traum von dir in meiner Seele. Auswahl aus den Hymnen an die Kirche von Gertrud von le Fort; Christine Vries (Sprecherin), Rolf Müller (Orgel). In Zusammenarbeit mit der Gertrud-von-le-Fort-Gesellschaft e. V., Würzburg, Verlag Petra Kehl, Fulda 2010 (Hör-CD und Begleitbuch).
Aufzeichnungen und Erinnerungen (AE), Benziger Einsiedeln, 3. Aufl. 1956 (1951).
Hälfte des Lebens. Erinnerungen (HL), Ehrenwirth München 1965.
Woran ich glaube – und andere Aufsätze (WG), Verlag der Arche Zürich 1968.

Ausgewählte Sekundärliteratur

Berger, Klaus: Glaubensspaltung ist Gottesverrat. Wege aus der zerrissenen Christenheit, Pattloch München 2006.
Biser, Eugen (Hg.): Gertrud von le Fort erzählt, insel taschenbuch 1512, Frankfurt a. M. 1993; Zur Einführung, S. 7-9; Erhellte Nacht, Zum Werk Gertrud von le Forts, S. 261-290.
Gerl-Falkovitz, Hanna-Barbara: „Sein ganzes Leben ist nur ein Suchen nach der religiösen Wahrheit gewesen.“ Edith Stein im Gespräch mit John Henry Newman, in: Katholische Bildung, H.1/2011, S. 3-7.
Kleinewefers, Antje: Gertrud von le Fort (1876-1971),www.gertrud-von-le-fort.de (8 S.)
Kleinewefers, Antje: Einführung in Gertrud von le Forts „Hymnen an die Kirche“ (1924); Begleitbuch zu „Es liegt ein Traum …“ (a. a. O.) 2010, S. 5-17.
Kranz, Gisbert: Gertrud von le Fort. Leben und Werk in Daten, Bildern und Zeugnissen, insel taschenbuch 195, Frankfurt a. M. 1976.
Langenhorst, Georg: Gertrud von le Fort. Hymnen an die Kirche, in: Georg Langenhorst (Hg.): Christliche Literatur für unsere Zeit. Fünfzig Leseempfehlungen, Verlag Sankt Michaelsbund, München 2007, S. 143-147.

Zur Spiritualität der Ehe

Christoph Casetti

Wenn wir von Spiritualität sprechen, dann meinen wir das Wirken des Heiligen Geistes, der dritten Person der Dreifaltigkeit. Ich möchte mich damit abgrenzen von jeder nebulösen Verwendung dieses Begriffs. Wie leben christliche Eheleute aus dem Sakrament der Ehe? Mit dieser Fragestellung möchte ich das Thema eingrenzen. Es gibt ja viele Aspekte der Spiritualität, welche die Eheleute mit allen Getauften und Gefirmten gemeinsam haben. Dahinter steht selbstverständlich die Theologie der Ehe, wie sie im letzten Jahrhundert entfaltet worden ist. Ich nehme Bezug auf das Apostolische Schreiben „Familiaris consortio" von Papst Johannes Paul II. über die Aufgaben der Familie in der Welt von heute.[1] Hilfreich ist außerdem die Theologie des Leibes, wie sie der gleiche Papst in seinen großartigen Mittwochs-Katechesen erarbeitet hat – ein Schatz für unsere Kirche, der noch lange nicht von allen Gläubigen entdeckt worden ist.[2]
Grundlegend für unser Thema ist die Bestimmung der Ehe, wie die Kirche sie sieht: die Ehe als lebenslängliche und treue Gemeinschaft von Mann und Frau, berufen zur Weitergabe des Lebens. Vorausgesetzt ist hier die biblische Sicht des Menschen als Einheit von Leib und Geist-Seele. Der Mensch hat nicht einen Leib, sondern er ist seine Einheit von Leib und Seele.

1. Zur Spiritualität des ehelichen Aktes

Diese ganzheitliche Sicht beleuchtet auch die eheliche Liebe und die verantwortete Elternschaft. Dies zeigt sich eindrücklich im folgenden Zitat: „Weit davon entfernt, das bloße Produkt des Zufalls oder Ergebnis des blinden Ablaufs von Naturkräften

zu sein, ist die Ehe in Wirklichkeit vom Schöpfergott in weiser Voraussicht so eingerichtet, dass sie in den Menschen seinen Liebesplan verwirklicht. Darum streben Mann und Frau durch ihre gegenseitige Hingabe, die ihnen in der Ehe eigen und ausschließlich ist, nach jener personalen Gemeinschaft, in der sie sich gegenseitig vollenden, um mit Gott zusammenzuwirken bei der Weckung und Erziehung neuen menschlichen Lebens“ (8). Gott ist selber in seiner Dreifaltigkeit eine Gemeinschaft von Personen, die in vollkommener Liebe miteinander verbunden sind. Gott erschafft den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis; er erschafft ihn als Mann und Frau. Das bedeutet: Mann und Frau sind dazu berufen, eine personale Gemeinschaft zu bilden. Sie sind dazu berufen, in ihrer ehelichen Liebe die Liebe Gottes zu erfahren und zu bezeugen. Die Liebe Gottes ist schöpferisch. Wenn Vater und Mutter einem Kind das Leben schenken, wirken sie unmittelbar mit Gott zusammen. Sie haben teil an der schöpferischen Liebe Gottes. Während die Eltern Same und Eizelle zur Verfügung stellen, gibt Gott die einzigartige und unzerstörbare Seele hinzu. Wenn wir das in der Tiefe bedenken, erkennen wir, dass die Weckung neuen menschlichen Lebens etwas Heiliges ist. So sagte schon der selige Papst Johannes XXIII.: „Das menschliche Leben muss allen etwas Heiliges sein, denn es verlangt von seinem ersten Aufkeimen an das schöpferische Eingreifen Gottes“ (13).

Von dieser Gesamtschau her ergibt sich die Eigenart der ehelichen Liebe. Vier Eigenschaften dieser Liebe sind zu erwähnen:

1. Sie ist vollmenschlich, das heißt sinnenhaft und geistig zugleich. „Sie entspringt darum nicht nur Trieb und Leidenschaft, sondern auch und vor allem einem Entscheid des freien Willens, der darauf hindrängt, in Freud und Leid des Alltags durchzuhalten, ja dadurch stärker zu werden: so werden dann die Gatten ein Herz und eine Seele und kommen gemeinsam zu ihrer menschlichen Vollendung“ (9).

2. Sie ist ganzheitlich. Es geht in ihr um eine personale Freundschaft, die den anderen ohne Vorbehalt liebt. Sie sucht nicht den eigenen Vorteil, sondern nimmt den anderen als Ganzen so an, wie er ist.

3. Als Abbild der Treue Gottes zum Menschen ist die eheliche Liebe treu und ausschließlich bis zum Ende des Lebens: „So wie sie Braut und Bräutigam an jenem Tag verstanden, da sie sich frei und klar bewusst durch das gegenseitige eheliche Jawort aneinander gebunden haben“ (9).
4. Als wirksames Zeichen der schöpferischen Liebe Gottes ist diese Liebe schließlich fruchtbar. In der Nummer 50 der pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et Spes“ des 2. Vatikanischen Konzils lesen wir: „Ehe und eheliche Liebe sind ihrem Wesen nach auf die Zeugung und Erziehung von Nachkommenschaft ausgerichtet. Kinder sind gewiss die vorzüglichste Gabe für die Ehe und tragen zum Wohl der Eltern selbst sehr bei“ (9).
Wenn ich diese vier Eigenschaften der ehelichen Liebe vortrage, erlebe ich immer wieder freudige Zustimmung der Eheleute. Ja, so ist es: Vollmenschlich, ganzheitlich, treu und fruchtbar soll die eheliche Liebe sein. Dann kann sie gelingen.
Absichtlich habe ich Ihnen bisher die verwendete Quelle dieser Aussagen verschwiegen. Es ist die Enzyklika „Humanae vitae“ von Papst Paul VI.[3] Denn dieses Lehrschreiben ist mit so vielen Vorurteilen beladen, dass viele gar nicht mehr richtig hinhören, wenn es zitiert wird. Es herrscht in unserer Kirche immer noch eine gewisse Tabuisierung dieser Enzyklika wegen der Ablehnung, die sie bei ihrem Erscheinen erfahren musste – sehr zu Unrecht, wie ich meine.
In seinen erwähnten Mittwochs-Katechesen hat Papst Johannes Paul II. ausdrücklich auf den Beitrag von Humanae vitae zur Spiritualität von Ehe und Familie hingewiesen. Im Blick auf einige dieser Katechesen wollen wir nun nach Elementen einer Spiritualität der Ehe fragen. Ja, wir müssen das tun. Denn nach dem Sündenfall sind wir Menschen gar nicht mehr fähig, die göttliche Liebe angemessen zu beantworten. Unsere Fähigkeit, Gott und die Menschen rein zu lieben, ist geschwächt. Deshalb hat Jesus uns den „anderen Beistand“, den Heiligen Geist gesandt. Wir haben ihn zuerst bei unserer Taufe, dann in besonderer Weise

bei unserer Firmung empfangen. Auch im Sakrament der Ehe ist er wirksam. Wir müssen und dürfen ihn immer wieder neu erbitten. Wenn wir nach dem Spezifischen der ehelichen Spiritualität fragen, dann müssen wir die verantwortliche Elternschaft in den Blick nehmen. Papst Johannes Paul II. hat das ausdrücklich getan in seiner Mittwochs-Audienz vom 3. Oktober 1984:[4] „Die unverkürzt verstandene verantwortliche Elternschaft ist nichts anderes als ein wichtiger Bestandteil der ganzen Spiritualität von Ehe und Familie, jener Berufung also, von welcher der zitierte Text aus Humanae vitae spricht, wenn er sagt, dass die Eheleute »ihre eigene Berufung bis hin zur Vollkommenheit« verwirklichen sollen (25). Das Sakrament der Ehe stärkt und weiht sie gleichsam dazu, diese Vollkommenheit zu erlangen (vgl. ebd.)“(3).

Wichtig ist in diesem Zitat, dass auch die Ehe eine Berufung ist und ein Weg zur Heiligkeit. Wenn der Papst immer wieder von einer Weihe der Ehepaare spricht, unterstreicht er diesen Aspekt: Wie die Priesterweihe eine geistliche Berufung ist, so ist es auch die sakramentale Ehe. Um dieser Berufung gerecht zu werden, müssen die Eheleute die verantwortliche Elternschaft unverkürzt verstehen und leben. Das heißt im Klartext: Empfängnisverhütung lässt sich nicht vereinbaren mit der Spiritualität der Ehe, Empfängnisregelung hingegen entspricht einer solchen Spiritualität.

Der Papst weiß, dass diese Lebensweise nicht leicht zu verwirklichen ist. So sagt er am Schluss dieser Ansprache: „Das ist also die wesentliche und grundlegende Kraft: die Liebe, die durch den Heiligen Geist in das Herz eingepflanzt (»ausgegossen«) wird. In der Folge zeigt die Enzyklika, wie die Eheleute im Gebet diese entscheidende Kraft und jede andere göttliche Hilfe erflehen sollen; wie sie aus der immer lebendigen Quelle der Eucharistie Gnade und Liebe schöpfen sollen; wie sie demütig und beharrlich ihre Mängel und Sünden im Bußsakrament überwinden sollen“ (5).

In der folgenden Ansprache vom 10. Oktober 1984[5] kommt Johannes Paul II. auf den Schlüssel für die Spiritualität der Ehe zu sprechen, auf die an die Keuschheit gebundene Liebe. Ich zitiere: „Wenn das Schlüsselelement für die Spiritualität

der Ehegatten und Eltern – jene entscheidende Kraft, die die Eheleute fortwährend aus der sakramentalen »Weihe« schöpfen – die Liebe ist, so ist diese, wie aus dem Text der Enzyklika hervorgeht (vgl. Humanae vitae 20), ihrem Wesen nach an die Keuschheit gebunden, die sich in Selbstbeherrschung oder auch in Enthaltsamkeit äußert, insbesondere in der periodischen Enthaltsamkeit“ (5). Manchmal findet man auch bei gläubigen Menschen das Missverständnis, die Keuschheit sei die Tugend, welche die Ehe nur gegen außen schütze. Innerhalb der Ehe sei im Bereich der Sexualität alles erlaubt. Das ist nicht wahr. Auch innerhalb der Ehe bedarf die Geschlechtskraft der wahrenden und wehrenden Ordnung. Die Tugend der Keuschheit ist auch eine eheliche Tugend. Liebe verlangt gegenseitige Rücksichtnahme. Bei der Empfängnisregelung beachten die Eheleute die fruchtbaren und unfruchtbaren Phasen des weiblichen Zyklus, je nachdem sie ein Kind empfangen oder aus berechtigten Gründen nicht empfangen können. So bedingt die Zeitwahl eine periodische Enthaltsamkeit. In ihr kommt die Tugend der Selbstbeherrschung zur Geltung. Im ersten Korintherbrief des Apostels Paulus gibt es übrigens einen biblischen Anknüpfungspunkt für die periodische Enthaltsamkeit: „Entzieht euch einander nicht, außer im gegenseitigen Einverständnis und nur eine Zeit lang, um für das Gebet frei zu sein. Dann kommt wieder zusammen, damit euch der Satan nicht in Versuchung führt, wenn ihr euch nicht enthalten könnt“ (1 Kor 7,5). Der Apostel gibt auch gleich eine Anregung dafür, wie die Zeit der leiblichen Enthaltsamkeit fruchtbar genutzt werden kann. Auch das vielleicht sogar gemeinsame Gebet ist eine Ausdrucksform der Liebe.

In seiner Ansprache vom 24. Oktober 1984[6] entfaltet Johannes Paul II. diesen Gedanken weiter: „Die Enthaltsamkeit, die zur umfassenden Tugend der Mäßigkeit gehört, besteht in der Fähigkeit, die sexuellen Triebe und ihre Folgen in der psychosomatischen Subjektivität des Menschen zu beherrschen, zu kontrollieren und zu lenken“ (1). Für ihn gehört diese Tugend zur gegenseitigen Unterordnung in der gemeinsamen Ehrfurcht vor

Christus, von der Paulus im Epheserbrief spricht (vgl. Eph 5,21): „Diese gegenseitige Unterordnung bedeutet die gemeinsame Sorge um die Wahrheit der Sprache des Leibes; die Unterordnung »in der Ehrfurcht vor Christus« hingegen weist auf die Gabe der Gottesfurcht (Gabe des Heiligen Geistes) hin, die die Tugend der Enthaltsamkeit begleitet“ (1).

Zur Sprache des Leibes gehört die Vorgabe der fruchtbaren und unfruchtbaren Phasen des weiblichen Zyklus. Eine ganzheitliche Liebe nimmt die Frau so an, wie sie jetzt ist, in ihrer fruchtbaren oder unfruchtbaren Zyklusphase. Hier liegt der ethische Unterschied zwischen Verhütung und Regelung. Bei der Empfängnisregelung ändern die Gatten aus Gründen der Verantwortung das Sexualverhalten. Wenn sie das Leben aus guten Gründen nicht weiterschenken können, leben sie periodisch d.h. während der fruchtbaren Tagen der Frau enthaltsam.

Mit seinem Verhalten sagt der Mann zur Frau: Ich liebe dich ganz so, wie du bist. Weil du in diesen Tagen fruchtbar bist und weil wir (zur Zeit) keine weiteren Kinder in unserer Ehe verantworten können, verzichten wir an diesen (wenigen) Tagen auf geschlechtliche Beziehungen und ich zeige dir meine Liebe auf andere Weise.

Bei der Empfängnisverhütung ändern die Gatten das Sexualverhalten nicht, trotz der Einsicht, eine Empfängnis sei zu vermeiden. Sie verhindern jedoch die unerwünschten Folgen dieses Verhaltens. Mit seinem Verhalten sagt der Mann zur Frau: Zur Zeit liebe ich dich nicht so, wie du bist. Ich liebe vor allem deinen Leib nicht ganz. Denn deine Fruchtbarkeit lehne ich ab, weil wir (zur Zeit) keine weiteren Kinder in unserer Ehe verantworten können. Da ich dennoch nicht auf geschlechtliche Beziehungen verzichten will, müssen wir verhindern, dass es trotz unserer Fruchtbarkeit zu einer Empfängnis kommt.

Dabei geht es nicht nur um den Verzicht, welchen die periodische Enthaltsamkeit auferlegt. Es geht auch um eine Reifung der ehelichen Liebe. Johannes Paul II. sagt in der gleichen Ansprache: „Wenn sich die eheliche Keuschheit (und die Keuschheit überhaupt)

zunächst als Fähigkeit, der Fleischeslust zu widerstehen, äußert, so offenbart sie sich in der Folge schrittweise als einzigartige Fähigkeit dazu, jene Bedeutungen der Sprache des Leibes zu begreifen, zu lieben und zu verwirklichen, die der Begierde völlig unbekannt bleiben und den bräutlichen Dialog der Eheleute nach und nach bereichern, indem sie ihn läutern, vertiefen und zugleich vereinfachen“ (3).

Beachten wir die Ausdrücke „die Fähigkeit offenbart sich schrittweise“ sowie „sie bereichern den Dialog nach und nach“. Der Papst weiß, dass wir Menschen Zeit brauchen, um zu reifen. Das Gesetz der Gradualität will nicht die Norm relativieren. Es will dem Umstand Rechnung tragen, dass noch kein Meister vom Himmel gefallen ist.

Die eheliche Liebe umfasst, wenn sie denn personal verstanden wird, viel mehr als die genitale Sexualität. Um möglichst praktisch zu sein, möchte ich hier an das bekannte Buch „Die fünf Sprachen der Liebe“ von Gary Chapman erinnern.[7] Neben der leiblich ausgedrückten Zärtlichkeit gibt es vier weitere Sprachen der Liebe: 1. anerkennende und ermutigende Worte, 2. Zeit haben für einander, 3. Geschenke und 4. Hilfsbereitschaft. Die periodische Enthaltsamkeit darf keine lieblose Zeit sein. Das sieht auch der Papst so: „Es geht in der Tat darum, dass die Gemeinschaft der Ehepartner keinen Schaden erleidet, falls sie sich aus rechten Gründen des ehelichen Aktes enthalten müssen. Noch mehr geht es darum, dass diese Gemeinschaft, die fortwährend Tag für Tag durch entsprechende »Ausdrucksformen der Liebe« aufgebaut wird, sozusagen reiche Möglichkeiten bietet, die Entscheidungen zu einem sittlich rechten ehelichen Akt den Umständen entsprechend heranreifen zu lassen“ (6).

Johannes Paul II. ist in diesem Zusammenhang die Unterscheidung wichtig zwischen Erregung und Emotion:[8] „Die Erregung sucht sich vor allem in Form der sinnlichen und körperlichen Lust auszudrücken, das heißt, sie strebt den ehelichen Akt an, der (abhängig von den natürlichen Fruchtbarkeitsperioden) die Möglichkeit der Zeugung einschließt. Die von einem anderen

menschlichen Wesen als Person hervorgerufene Emotion hingegen strebt, auch wenn sie in ihrem emotionalen Inhalt vom Frau- bzw. Mann-Sein des anderen bedingt wird, nicht an sich den ehelichen Akt an, sondern beschränkt sich auf andere Ausdrucksformen der Liebe, in denen die bräutliche Bedeutung des Leibes zum Ausdruck kommt und die trotzdem nicht seine (potentiell) auf Zeugung und Fortpflanzung hingeordnete Bedeutung in sich schließen“ (6).
Die bräutliche Bedeutung des Leibes besteht darin, dass der menschliche Leib als Mann und Frau auf die Personengemeinschaft hingeordnet ist. Indem die Selbstbeherrschung hilft, die Begierlichkeit in die Emotion zu integrieren, fördert sie die Personengemeinschaft von Mann und Frau, „die sich im Bereich der Begierlichkeit allein nicht gemäß der vollen Wahrheit ihrer Möglichkeiten zu bilden und zu entfalten vermag“(5)[9].
Wir bedenken die Spiritualität der Ehe. Ihr grundlegendes Element ist die Liebe, die als Geschenk des Heiligen Geistes in die Herzen der Eheleute eingegossen ist (vgl. Röm 5,5). Im Mittelpunkt der Ehespiritualität steht die Keuschheit. Sie ist nicht nur eine sittliche Tugend, sondern mit den Gaben des Heiligen Geistes verbunden. Der Papst unterstreicht hier die Gabe der Frömmigkeit, die er mit der „gemeinsamen Ehrfurcht vor Christus“ aus dem Epheserbrief (5,21) in Zusammenhang bringt. „So ist also die innere Ordnung des ehelichen Zusammenlebens, die es den Liebesäußerungen gestattet, sich in ihrem richtigen Ausmaß und in ihrer Bedeutung zu entfalten, nicht nur Frucht der Tugend, in der sich die Eheleute üben, sondern auch der Gaben des Heiligen Geistes, mit dem sie zusammenwirken“ (2)[10]. Schon das „ein Fleisch werden“ des Anfangs (Gen 2,24), die Vereinigung in der Personengemeinschaft, vollzieht sich mit Hilfe des Heiligen Geistes. »Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch nützt nichts« (Joh 6, 63).
So sagt der selige Johannes Paul II. in der Ansprache vom 14.11.1984 zusammenfassend: „Daraus ergibt sich, dass die wesentlichen Züge der Ehespiritualität »von Anfang an« in der biblischen Wahrheit über die Ehe enthalten sind. Diese Spiritualität ist zugleich »von Anfang an« offen für die Gaben des Heiligen

Geistes. Wenn die Enzyklika „Humanae vitae“ die Eheleute zu »inständigem Gebet« und zum sakramentalen Leben auffordert und sagt: »sie sollen ... vor allem aus der immer strömenden Quelle der Eucharistie Gnade und Liebe schöpfen«; sie sollen »demütig und beharrlich zur Barmherzigkeit Gottes ihre Zuflucht nehmen, die ihnen im Bußsakrament in reichem Maße geschenkt wird« (Humanae vitae 25), so tut sie das im Gedanken daran, dass der Geist »lebendig macht« (2 Kor 3, 6)“ (3)[11].

Fassen wir die Lehre des Papstes zusammen: Die Ehrfurcht vor Gottes Werk gehört wesentlich zur Spiritualität der Ehe. Diese Ehrfurcht ist eine Gabe des Heiligen Geistes. Dazu kommt die Tugend der ehelichen Keuschheit. Mit Hilfe dieser Gabe und dieser Tugend können die Eheleute die bräutliche Bedeutung des Leibes mit der auf Fortpflanzung hingeordneten verbinden in einer Weise, welche der Würde der Personen entspricht. Es gehört zur Spiritualität der Ehe, diese Zusammenhänge recht zu verstehen. Gott ist die Quelle des Lebens. Der Erlöser gibt sich hin für die Kirche in der bräutlichen Liebe der Hochzeit des Lammes. Die Eheleute sind dazu berufen, diesen Geheimnissen zu dienen. Das kann nur geschehen in der Haltung der Ehrfurcht vor Gottes Werk: „Die Haltung der Ehrfurcht vor Gottes Werk, die der Geist in den Eheleuten weckt, ist für jene Ausdrucksformen der Liebe von höchster Bedeutung, weil Hand in Hand mit ihr die Fähigkeit zu tiefem Wohlgefallen, Bewunderung und selbstloser Aufmerksamkeit für die sichtbare und zugleich unsichtbare Schönheit des Frauseins und Mannseins geht und schließlich eine Hochschätzung der selbstlosen Hingabe des anderen“ (4).[12]

Und der Papst fährt fort: „Durch die Liebesbezeugungen helfen die Eheleute einander, in ihrem Bund zu verharren; gleichzeitig schützen diese Ausdrucksformen der Liebe in beiden jenen tiefen Frieden, der gewissermaßen der innere Widerhall der Keuschheit ist, die von der Gabe der Ehrfurcht vor dem von Gott Geschaffenen geleitet wird“ (5).[13]

Die Ehe ist dazu berufen, zur Familie zu werden. Kinder sind eine wunderbare Gabe Gottes. Die Liebe in der Familie ist konkret verschieden entsprechend den Personen der Gemeinschaft. Zwischen den Gatten ist sie bräutlich, zwischen Eltern und Kindern väterlich oder mütterlich, bzw. kindlich, zwischen Brüdern und Schwestern ist sie geschwisterlich. Jede dieser Arten der Liebe hat ihre eigene Farbe, die es zu erkennen und zu entfalten gilt. Ich möchte sie dazu einladen, die Bedeutung der acht Grundgestalten[14] zu bedenken, welche die Liebesfähigkeit des Menschen entscheidend prägen. Diese acht Grundgestalten sind: Mann und Frau, Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester. Es lohnt sich, bei Beziehungsproblemen zu fragen, wie weit die Betroffenen mit ihren acht Grundgestalten ausgesöhnt sind. Damit das Leben gelingt, ist es notwendig, dass der Mann zu einem väterlichen und die Frau zu einem mütterlichen Menschen heranreift. Die Familie ist dazu nicht der einzige, aber ein ausgezeichneter Weg. Allerdings ist es absolut notwendig, dass die Frauen wirklich Mütter und die Männer wirklich Väter sind und sein können. Denn die Kinder sind zu ihrer eigenen Reifung auf Väter und Mütter angewiesen, die ihnen nicht nur das Leben und eine materielle Versorgung, sondern vor allem eine uneigennützige Liebe schenken. Zu ihren Familien gehören auch die alten Menschen, die oft die Fähigkeit haben, Barrieren zwischen den Generationen zu überbrücken, und so einen Beitrag zur Aussöhnung mit den Grundgestalten leisten.

Zur Weitergabe des Lebens gehört jedoch wesentlich die Weitergabe des Glaubens. Hier öffnet sich eine wichtige Dimension ehelicher Spiritualität. Wenn jede Einzelfamilie auf eine größere, sie tragende Gemeinschaft angewiesen ist, dann ist für die christliche Familie diese größere Gemeinschaft die Kirche. Daraus ergibt sich die Aufgabe, am Leben und an der Sendung der Kirche teilzunehmen. Die Familie wird so zur „Hauskirche“, wie sie das Zweite Vatikanische Konzil wieder genannt hat.[15] In

der Nachfolge Christi, der Prophet, Priester und König ist, ist die Familie berufen, an der kirchlichen Verkündigung, Heiligung und Diakonie teilzunehmen. Die Evangelisierung wird in Zukunft zu einem großen Teil von der Hauskirche abhängen. Die Eltern sollen sich dabei auch nicht durch die Pubertät ihrer Kinder entmutigen lassen. Die Familie soll mit Gott im Gespräch bleiben durch das private und liturgische Familiengebet und die Teilnahme am sakramentalen Leben der Kirche; so verwirklicht sie die Aufgabe der Heiligung. Schließlich steht die Familie als Gemeinschaft im Dienst des Menschen. Kraft des Geistes Jesu Christi wird sie in jedem notleidenden Mitmenschen das Bild Gottes entdecken; sie wird so das neue Gebot der Liebe halten.[16]

Zur Spiritualität der Ehe gehört ein großmütiges Ja zu Kindern. Die Kirche meint damit nicht, dass jedes Ehepaar möglichst viele Kinder haben sollte. Verantwortete Elternschaft heißt, dass sich jedes Ehepaar überlegt, was Großmut im Kontext dieser konkreten Ehe heißt. Es kann ernsthafte Gründe geben, nur einem oder zwei Kindern das Leben zu schenken. Wenn wir jedoch bedenken, dass das erste Gebot Gottes, welches in der Bibel vorkommt, heißt: „Seid fruchtbar und vermehret euch“ (Gen 1,28), dann ist hier wohl an einen größeren Kinderreichtum gedacht. Es ist bekannt, dass zur Erhaltung einer Generation mehr als zwei Kinder erforderlich sind. In unseren Ländern erreichen wir diese Quote schon lange nicht mehr. Das heißt: Wir sind sterbende Völker geworden. Das entspricht nicht dem Schöpfungsplan Gottes. Etwas mehr Großmut bei der Weitergabe des Lebens täte gerade uns Christen gut. Denn es geht ja nicht nur darum, Kinder in die Welt zu setzen, wie manchmal etwas abschätzig gesagt wird. Nein, es ist die schöne Berufung christlicher Eheleute, der Kirche neue und junge Mitglieder zu schenken. Und in der Kirche wiederum gibt es die eigene Berufung zu einem jungfräulichen Leben, zur Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen. Woher aber sollten geistliche Berufungen für die Kirche kommen, wenn die christlichen Eheleute nicht ein großmütiges Ja zu Kindern sprechen?

In seinem Apostolischen Schreiben „Familiaris consortio“ kommt

Papst Johannes Paul II. übrigens ausdrücklich auf den Zusammenhang von Ehe und Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ zu sprechen[17]. Ehe und Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ sind die beiden Weisen, das eine Geheimnis des Bundes zwischen Gott und seinem Volk darzustellen. Wer die Sexualität abwertet, wertet auch den Verzicht auf sie ab. Tatsächlich setzt die religiös begründete Ehelosigkeit das Ja zur Ehe voraus. Sie kann nicht durch Verachtung, durch Ekel gedeihen, sondern nur durch Ehrfurcht. Verachtung führt nicht zur Enthaltung, sondern zur Permissivität. Enthaltung ist auf die Dauer nur durch Bejahung möglich. Der christliche Zölibat bedeutet, dass der Mensch als Ganzer, auch mit seinem Leib, in der Erwartung der endgültigen Hochzeit Jesu Christi mit seiner Braut, der Kirche, steht und seine Gewissheit auch mit seinem Leib beglaubigt. Das Gemeinsame von Ehe und Zölibat ist also die Zuordnung zum Bundesgeheimnis der Liebe Gottes. Das Gemeinsame ist folglich die Überzeugung, dass Geist und Leib, dass Menschsein und Gottsein zueinander gehören. Das Gemeinsame ist vor allem auch die Treue, die mit dem ganzen Menschen, d.h. im Leib vollzogen und öffentlich vor der Gemeinschaft der Menschen verantwortet wird. Auf diesen Punkt insistiert der Papst besonders: „Die christlichen Eheleute haben das Recht, sich von jungfräulichen Menschen das gute Beispiel und das Zeugnis der Treue zu ihrer Berufung bis zum Tod zu erwarten.“ Gemeinsam ist aber auch nicht zuletzt die Fruchtbarkeit, so verschieden sie in ihrer konkreten Weise ist. Wer „um des Himmelreiches willen“ auf die Ehe verzichtet, erlebt eine neue Weise der Vaterschaft und der Mutterschaft, „wird Vater und Mutter vieler, hilft bei der Verwirklichung der Familie nach dem Plan Gottes“[18].

3. Zur Spiritualität der Unauflöslichkeit der Ehe

Zur Spiritualität der Ehe gehört die Lehre der Kirche von der Unauflöslichkeit der sakramentalen Ehe. Wieder bedeutet dies, dass hier Natur und Gnade zuammenwirken müssen. Das ist

ja das Besondere der christlichen Ehe, dass sie mehr ist als ein Vertrag. Sie hat teil am Geheimnis des Bundes zwischen Gott und den Menschen, zwischen Christus und der Kirche. Dieser Bund jedoch ist ein unwiderruflicher. Sehen wir hier etwas genauer hin und fragen: Wie verwirklicht sich die Schöpfungsidee in der Geschichte? Mittelpunkt dieser Geschichte ist der Bund: die Liebesgemeinschaft zwischen Gott und den Menschen. Im Zentrum der Offenbarungsgeschichte steht das Wort: „Gott liebt sein Volk." In ihrem Kern ist die biblische Offenbarung eine Liebes- und Bindungsgeschichte. So wird die menschliche Liebes- und Bindungsgeschichte zu einem Abbild und Symbol des Bundes, der Gott mit den Menschen verbindet. Das Unaussprechliche, die Liebe Gottes zu den Menschen, empfängt seine Sprachgestalt aus dem Wortschatz von Ehe und Familie, positiv und negativ: Die Treue des Volkes wird verglichen mit der bräutlichen Liebe, die Untreue des Volkes mit Ehebruch und Prostitution. Das ist mehr als eine Allegorie: polytheistische Religionen kennen häufig auch eine kultische Prostitution, während umgekehrt der monotheistische Glaube zur monogamen ehelichen Ordnung tendiert.

Allerdings hat erst die endgültige Bindung Gottes an den Menschen in der Menschwerdung Jesu Christi auch die endgültig eine und unauflösliche Ehe voll zur Geltung zu bringen vermocht. Das christliche Gottesbild prägt die christliche Ehe, und umgekehrt öffnet die gelebte christliche Treue den Blick für das christliche Gottesbild. So kann die Zerstörung der menschlichen Liebe zu einer Waffe des Atheismus werden.

Das Alte Testament deutet den Bund Gottes mit seinem Volk mit Hilfe des ehelichen Bundes. Die Ehe ist ein Symbol dieses Bundes. Das Neue Testament hingegen deutet den ehelichen Bund mit Hilfe der bräutlichen Liebe zwischen Christus und der Kirche. Die Ehe wird zum Sakrament, zu einem Zeichen, das bewirkt, was es bedeutet. Gott selber stärkt den ehelichen Bund so, dass er zu einem glaubwürdigen Zeugnis für die Treue Gottes werden kann. Gott radikalisiert seine Liebe bis in die leibliche Vereinigung mit dem Menschen hinein – er wird in seinem Sohn selbst Fleisch (Joh

1,14). Damit ist Gottes Liebe eine letzte Bindung eingegangen, die unumkehrbar und unwiderruflich ist. Damit ist auch der menschlichen Liebe ihre endgültige Form vorgezeichnet, die freilich im Tiefsten Zuwendung zur „Wahrheit des Anfangs“, zur Wahrheit der Schöpfung ist. Der Fleischwerdung des Wortes, der Einheit von Gott und Mensch, entspricht das „ein Fleisch werden“ der Gatten. Dem Ganzopfer Jesu am Kreuz und seiner sakramentalen Hingabe in der Eucharistie entspricht die Ganzhingabe (mit Leib und Seele) der Ehegatten. „Christus ist ein für allemal in das Heiligtum hineingegangen ... mit seinem eigenen Blut, und so hat er eine ewige Erlösung bewirkt“ (Vgl. Hebr 9,11-12).

Die Radikalität und Einmaligkeit der Liebe Gottes in Jesus Christus ruft nach einer ebenso radikalen und einmaligen Antwort des Menschen. Ein für allemal hat Jesus aus Liebe zu uns sein Leben hingegeben. Ein für allemal geben sich die Eheleute das Ja-Wort, wenn sie „im Herrn“ heiraten. Deshalb ist für die Kirche die Unauflöslichkeit der Ehe nie eine Zweckmäßigkeitsfrage, über die sich dann endlos diskutieren ließe.[19] Auch Jesus rechfertigt sie ja nicht mit Gründen der Zweckmäßigkeit. „Im Anfang war es nicht so“, sagt er; das ist eine genetische Begründung. Und dazu kommt eine theologische: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“

Die christliche Lehre der Unauflöslichkeit geht von dem „Für immer“ aus, das unzertrennlich zu jeder wahren Liebe gehört. Dieses „Für immer“ enthält mehr, als wofür Menschen von sich aus bürgen können. Es gewinnt eine von den Subjekten unabhängige Realität in einer symbolisch-sakramentalen Institution, die unabhängig von den Wechselfällen des Lebens Realität behält, bis einer der beiden stirbt.

Wer im Glauben sich auch beim empirischen Scheitern der Ehe nicht wieder verheiratet, tut dies nicht, um als abschreckendes Beispiel zu dienen, sondern bleibt durch seine Lebensweise in dem ihn tragenden Sinnzusammenhang; er bleibt seinem Ja-Wort in der Trennung treu. Die katholische Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe gewinnt ihre höchste Vernünftigkeit gerade darin, dass ihre

letzte Begründung nicht eine abstrakt-allgemeine ist, sondern im Bezug auf das „Ein-für-allemal“ des Christusereignisses liegt. Gilt diese Lehre also nur für Christen? Ja, natürlich. Ihre Universalität liegt nur darin, dass sie davon ausgeht, jeder Mensch sollte Christ sein; nicht darin, dass sie lehrt, jeder solle, ob Christ oder nicht, so leben.[20]

Diese Sicht ist nicht eine Vergewaltigung der Natur durch die Übernatur, wie das in der Neuzeit empfunden wurde. Die Erfahrung zeigt: Wer die Natur von der Übernatur befreit, macht sie letztlich kaputt. Auch hier zeigt sich die spirituelle Dimension der christlichen Ehe. Christ sein, heißt: sich von der Gnade des Heiligen Geistes ergreifen lassen. Wir bedürfen der Gnade, um die Unauflöslichkeit leben zu können.

Schließlich ist mit all dem noch einmal jener Tendenz zur Hypothese widersprochen, die so charakteristisch ist für den heutigen Menschen. Wenn ihm auch Gott zur bloßen Hypothese wird, wird damit sein eigenes Leben hypothetisch – er macht das Menschsein zum Experiment und betrügt sich damit um die Wahrheit und um die Liebe. „Man kann nicht nur auf Probe lieben, nur auf Probe und Zeit einen Menschen annehmen“, sagt Papst Johannes Paul II.

Diese Sicht der Ehe hat praktische Konsequenzen. Wir haben gesehen: Die erste Aufgabe der christlichen Familie ist die Bildung einer Gemeinschaft von Personen, deren Grundlage und Kraft die Liebe ist. Sie beginnt mit der Liebesgemeinschaft eines Mannes und einer Frau. Die Polygamie lässt sich mit dem Plan Gottes nicht vereinbaren. Überfordert diese Regel nicht die Menschen anderer, v.a. afrikanischer Kulturen? So wird heute hierzulande manchmal gefragt.

Was machen Sie – fragte ein deutscher Journalist einen afrikanischen Priester – wenn ein Mann kommt, der drei Frauen hat und Christ werden will?

Antwort: Zuerst rede ich mit ihm, dass er in eine Familie kommen will, die wie jede Familie ihre eigenen Regeln hat. Von Moral rede ich nicht. Erst nach vielen Gesprächen kommt der Punkt: Wenn

du zu uns gehören willst, dann gilt, was Jesus gesagt hat: Mann und Frau sind gleich. Wenn du aber drei Frauen hast, ist jede Frau nur ein Drittel wert, das ist ungerecht. Man überlegt gemeinsam, ob es die Möglichkeit gibt, zwei der Frauen bei ihren vielleicht schon erwachsenen Kindern wohnen zu lassen, oder sie wieder zu verheiraten. Zeigt sich keine Lösung, dann wird er darüber sprechen, dass es verschiedene Grade und Wege des Christseins gebe. Der Mann gehört zur Gemeinde, ist „unser Bruder", erhält auch alle Vorstufen der Taufe, nicht aber die Taufe selbst. Rückfrage des Journalisten: Zwingen wir den Afrikanern nicht unsere christliche Einehe-Tradition auf? Der Priester aus Afrika wird ungehalten: Auch Europa ist erst durch das Christentum zur Einehe gekommen, die zutiefst christlich ist – wegen der Gerechtigkeit. „Ihr kommt wie Kolonialherren. Ihr sagt, die Einehe ist für Afrikaner zu schwierig, bloß weil ihr selber jetzt damit Schwierigkeiten habt."[21]

Die Kirche betont mit Nachdruck die Unauflöslichkeit der ehelichen Gemeinschaft. Angesichts des Scheiterns so vieler Ehen wünschen manche in diesem Punkt eine „Lockerung". Hat sich hier also in der Lehre der Kirche nichts geändert? Ich meine doch. Warum? Es ist sinnvoll, Regeln und ihre Begründung zu unterscheiden. Es zeigt sich immer wieder, dass Begründungen wandelbarer sind als Regeln.[22] Weil Begründungen zum Handeln motivieren, sind bessere Begründungen ein Fortschritt. Wenn die Kirche in den letzten 1000 Jahren die Ehe v.a. als Vertrag beschrieben hat, der den Partnern gegenseitig das Recht auf den Körper gibt, dann kann man ja wie bei allen Verträgen nach der Kündbarkeit fragen. Wenn wir aber in den letzten Jahrzehnten wieder gelernt haben, wie im ersten Jahrtausend, die Ehe als Bund zu begreifen, dann gibt das ein anderes Bild. Vielleicht ist die folgende Charakterisierung für uns hilfreich:

„Verträge haben es mit Dingen, Bünde mit Menschen zu tun. Verträge fordern Leistungen, Bünde engagieren Personen. Verträge werden für eine bestimmte Zeitdauer geschlossen, Bünde für immer. Verträge kann man brechen, wobei die Vertragsparteien

materielle Verluste erleiden; Bünde kann man nicht brechen; werden sie verletzt, leiden Menschen darunter. Verträge sind weltliche Angelegenheiten und gehören auf den Marktplatz; Bünde sind sakrale Angelegenheiten; ihre Stätte sind der Herd, der Tempel oder die Kirche. Verträge werden am besten verstanden von Kennern des bürgerlichen und kirchlichen Rechts; für Bünde haben eher Dichter und Theologen einen Sensus. Verträge werden von Menschen bezeugt, die als Garanten fungieren; Bünde werden von Gott bezeugt und haben Gott zum Garanten. Verträge können von Kindern geschlossen werden, die um den Wert eines Pfennigs wissen; Bünde können nur geschlossen werden von Menschen mit reifem Verstand, Geist und Gemüt.“[23]

Es ist nicht Sturheit, sondern eine vertiefte theologische und anthropologische Sicht, welche die Kirche die Unauflöslichkeit der Ehe immer wieder unterstreichen lässt. Damit eine Ehe dauern kann, braucht sie die spirituellen Hilfen der Kirche: eine gute Motivation, eine bessere Ehevorbereitung und -begleitung. Auch das, was wir im ersten Teil bedacht haben, kann eine große Hilfe sein. Wir wussten von einer amerikanischen Studie, welche besagt, dass Ehepaare, welche die natürliche Empfängnisregelung leben, sich seltener scheiden lassen. Wir wollten wissen, ob sich dieses Ergebnis auch für Europa bestätigen lässt und haben durch das Arzt-Ehepaar Rhomberg aus Vorarlberg eine eigene Studie machen lassen in Zusammenarbeit mit dem Institut für Natürliche Empfängnisregelung nach Dr. J. Rötzer (INER).[24] Nach den Ergebnissen dieser Studie kann diese Frage bejaht werden. Die durchschnittliche Scheidungsquote liegt in unseren Ländern nahe bei 50%. Wenn Ehepaare die verantwortete Elternschaft nach den Regeln der NER praktizieren, sinkt die Quote nach dieser Studie etwa auf einen Viertel. Bei Ehepaaren, die sich außerdem noch um ein christliches Glaubensleben bemühen, liegt die Quote bei 1,7 - 5,5%. NER ist also gut gegen Scheidung! Wenn wir an die großen Probleme denken, die jede Scheidung für alle Betroffenen und nicht zuletzt für die Kinder mit sich bringt, dann sehen wir, dass die Lehre der Kirche in Bezug auf den Umgang mit der

Fruchtbarkeit einen nicht zu unterschätzenden Beitrag leistet für das Gelingen der ehelichen Treue. Das hängt damit zusammen, dass die Ehepartner lernen, auf einander Rücksicht zu nehmen im besonders sensiblen Bereich der Sexualität. Das schließt ein, dass sie lernen müssen, auch darüber im Gespräch zu bleiben. So hat die erwähnte Studie auch gezeigt, dass eine gute Motivation des Ehemannes wichtig ist. Wenn wir also etwas Gutes tun wollen für das Gelingen unserer Ehen, dann müssen wir darum besorgt sein, dass in allen Ehevorbereitungskursen die Lehre von „Humanae vitae“ unverkürzt weitergegeben wird und dass dort auch grundlegende Informationen über NER vermittelt werden. In den Standards für die Ehevorbereitung in den Diözesen Österreichs ist dies bereits enthalten.[25] Ob es aber auch schon überall umgesetzt wird, entzieht sich meiner Kenntnis.

Schlussgedanken

So wie Gott die Ehe von Anfang an geschaffen hat, ist sie sehr anspruchsvoll. Wegen der Folgen der Sünde, wegen der menschlichen Schwäche und Selbstsucht ist sie schwer zu leben. Was kann vor allem zum Gelingen einer christlichen Ehe beitragen über das bereits Gesagte hinaus? Es ist der Dialog, das Gespräch. An erster Stelle möchte ich das, wenn möglich, gemeinsame Gespräch mit Gott, das Gebet, nennen. Es ist erwiesen, dass Ehen, in denen gebetet wird, stabiler und oft auch glücklicher sind. Ebenso wichtig ist das Gespräch zwischen den Eheleuten. Es ist ganz wichtig, den Gesprächsfaden nicht abreißen zu lassen oder ihn immer wieder neu zu knüpfen. Selbstverständlich gehört zum Gespräch nicht nur das Reden, sondern auch das Zuhören. Der liebe Gott hat uns zwei Ohren, aber nur einen Mund gegeben, damit wir eher hören als reden.

Nach meiner Erfahrung scheitern viele Ehen, weil die Partner sich gegenseitig überfordern. Vom französischen Dichter Paul Claudel gibt es ein meistens missverstandenes Wort. Er lässt in

seinem Werk „Der seidene Schuh“ eine Frau sagen: „Ich bin das Versprechen, das nicht gehalten werden kann.“ Damit ist nicht gemeint, dass Frauen ein Versprechen weniger halten könnten als Männer. Gemeint ist, dass in der Begegnung der Geschlechter eine Sehnsucht geweckt wird, die von uns Menschen nicht gestillt werden kann. Wenn ich von meinem Partner die Erfüllung meiner ganzen Sehnsucht nach Glück erwarte, dann ist die Enttäuschung vorprogrammiert. Alle Menschen sind sehr begrenzt. Meine Sehnsucht, die auf eine unendliche Erfüllung ausgerichtet ist, kann nur Gott stillen. Wo jedoch die Beziehung zu Gott nicht gelebt wird, neigen die Menschen dazu, sich gegenseitig zu überfordern.
So kann es zu großen gegenseitigen Verletzungen kommen. Bitten um Verzeihung und Vergebung annehmen können gehören zwar wesentlich zu jeder christlichen Spiritualität, haben jedoch für die Ehe eine besondere Bedeutung. Denn im intimen Raum von Ehe und Familie sind wir Menschen besonders verwundbar. Meine Arbeit mit Menschen, deren Ehe gescheitert ist, zeigt mir, wie wichtig es ist, Schritte des Verzeihens[26] zu versuchen – gerade auch dann, wenn eine Versöhnung nicht mehr möglich zu sein scheint. Aber auch hier müssen die menschlichen Tugenden mit der Gnade zusammenwirken. Erst aus der Erfahrung der göttlichen Barmherzigkeit und Vergebung kann ich meinerseits zu meinen Fehlern und Schwächen stehen, kann ich lernen zu verzeihen und um Verzeihung bitten. Hier ist das Sakrament der Versöhnung eine große Hilfe.
Unsere Ganzhingabe im absoluten Sinn verdient nur Gott, der sich in Jesus Christus ganz für uns am Kreuz hingegeben hat. Seine Liebe dürfen die Eheleute ein wenig erfahren und erfahrbar machen. Sie sind deshalb in besonderer Weise eingeladen, aus der Feier der heiligen Messe immer neu Kraft zu schöpfen, um das Sakrament der Ehe im Alltag zu leben.

Anmerkungen

[1] http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/apost_exhortations/documents/hf_jp-ii_exh_19811122_familiaris-consortio_ge.html

[2] Johannes Paul II., Menschliche Liebe im göttlichen Heilsplan (Hrsg. Norbert und Renate Martin), Fe-Medienverlag, 2008. Die vergriffene dreibändige Ausgabe ist im Internet verfügbar. Ich zitiere nach dieser Ausgabe: http://www.human-life.ch/ - dort: Pro Life Themen – Überblick – Ehe und Familie – Johannes Paul II.

[3] http://www.vatican.va/holy_father/paul_vi/encyclicals/documents/hf_p-vi_enc_25071968_humanae-vitae_ge.html. Vgl. Christoph Casetti/Maria Prügl, Geheimnis ehelicher Liebe. Humanae vitae – 40 Jahr danach, 29-48. Die Ziffern im Text beziehen sich auf die Ziffern in der Enzyklika.

[4] Johannes Paul II., Die Erlösung des Leibes und die Sakramentalität der Ehe. Katechesen 1981-1984 (Hrsg. Norbert und Renate Martin), 324-327.

[5] Ebd. 327-331.

[6] Ebd. 331-335.

[7] Gary Chapman, Die fünf Sprachen der Liebe. Wie Kommunikation in der Ehe gelingt, 5. Aufl. 2008.

[8] Johannes Paul II., Katechese vom 31.10.84, 336-340.

[9] Ebd. 340-343.

[10] Ebd. 343-347.

[11] Ebd.

[12] Ebd. 347-351.

[13] Ebd.

[14] Vgl. Heinen Wilhelm, Das indirekte Fragen nach den personalen Grundgestalten in menschlichem Agieren und Fragen, in: ders., Begründung christlicher Moral, Würzburg 1969, 253-266.

[15] Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“ Nr. 11.

[16] Vgl. zu diesem Thema: Maria Prügl, Die Kirche erwacht in den Seelen, Ehe Familie Buch 2007.

[17] http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/apost_exhortations/documents/hf_jp-ii_exh_19811122_familiaris-consortio_ge.html, Nr. 16.

[18] Die Zitate sind der Nr. 16 von Familiaris consortio entnommen.

[19] Vgl. dazu und zum Folgenden: Robert Spaemann, Wovon handelt die Moraltheologie, in: IKZ 6 (1977) 289ff.

[20] Vgl. ebd. 303f.

[21] Quelle nicht mehr bekannt.

[22] Vgl. Spaemann a.a.O. 291.

[23] Paul F. Palmer, in: IKZ 1974,414.

[24] Vgl. www.iner.org. Die Studie ist veröffentlicht im Buch „Die Dynamik der Liebe. Neue Gesichtspunkte zur Natürlichen Empfängnisregelung nach Rötzer (Hrsg.: Maria Eisl / Andreas Laun), Ehe Familie Buch 2011.

[25] http://www.pastorale-informationen.de/medien/anhaenge/k1_m9037.pdf.

[26] Vgl. dazu: Jean Monbourquette, Vergeben lernen in zwölf Schritten, Matthias-Grünewald-Verlag; Auflage: Neuauflage. (1. September 2010)

Die Liebe und Barmherzigkeit Jesu
Geschenk und Auftrag

Margaritha Valappila SJSM

Halleluia. Wir wollen ja schon jetzt und hier das Halleluia einüben, noch bevor wir gestorben sind.
So lesen wir in der Offenbarung Kap 19, dass wir alle laut Gott loben und preisen dürfen, weil wir in den Himmel kommen: „Halleluia! Das Heil und die Herrlichkeit und die Macht ist bei unserem Gott.“ Halleluia heißt: ich lobe meinen Gott, ich preise meinen Jahwe. Mit einem Halleluia allein kann ich in der ganzen Welt, wohin auch immer ich komme, Menschen begrüßen. Inzwischen war ich in allen fünf Kontinenten. Jesus hat mich geleitet und geführt. Und ich kann mich überall ohne Übersetzer mit diesem einen Wort „Halleluia“ verständlich machen, auch in Deutschland. Ich möchte mit einem Gebet beginnen:
Herr Jesus Christus, ich danke dir, dass ich in dieser Gemeinschaft sein darf. Danke, Jesus, dass du überall bist, wo wir sind. Wir danken, Jesus, für deine Barmherzigkeit, für deine Güte und für deine Liebe. Wir danken, Jesus, auch für deine Mutter, die du uns geschenkt hast.
Herr, sende deinen Geist, gieße deinen Geist über uns, sprich du durch mich zu deinen Kindern. Gib uns allen deinen Geist, Jesus, damit wir alles verstehen, was du in dieser Stunde zu uns sprichst.
Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade. Der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus.
Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.
Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Ja, ich freue mich, dass ich zu Ihnen sprechen darf. Denn Sie kennen mich sicherlich nicht, es sei denn durch das, was Sie über mich gelesen haben.
Ja, als junges Mädchen hat Jesus mich durch meinen Heimatpfarrer berufen, mit Namen gerufen. Der gleiche Gott, der zu Abraham gesagt hat, so wie wir in Gen 12 lesen: Geh in das Land, das ich dir jetzt zeige. Verlasse deine Heimat, auch deine Eltern, deine Geschwister, alles. Ich wollte dies zunächst gar nicht wahrhaben. Ich habe Jesus gleich geantwortet: Du kannst ja meine Schwester haben. Denn meine Schwester eignet sich besser als Ordensfrau. Ich will heiraten. Ich habe lange gekämpft, bis ich schließlich zu Jesus Ja gesagt habe. Drei Monate lang. Dann habe ich Ja zu Jesus gesagt und es gab in der Familie große Probleme, sogar Streit. Am Schluss hat Mutter angefangen zu weinen.
Aber nichts hat mich festgehalten, weil ich Jesus schon damals gesagt habe: In meinem Leben habe ich immer wieder mit dir gesprochen. Auch in diesem Fall habe ich zu ihm gesagt: Wenn du nicht willst, dass ich nach Deutschland gehe, schick mir eine Krankheit, und zwar Tuberkulose. Dann kann ich in Indien bleiben. Aber das muss gleich sein. Am nächsten Tage habe ich Fieber bekommen. Ich habe mich sehr gefreut. Ich muss nicht Schwester werden, ich muss nicht nach Deutschland gehen. Aber es war nur eine kleine Grippe, und ich habe verstanden.
Ich war eines der ersten Mädchen, die nach Europa gekommen sind, und ich bin in Europa in die Ordensgemeinschaft eingetreten. 1960 bin ich mit dem Schiff nach Deutschland gekommen. 14 Tage unterwegs, seekrank, Heimweh. Aber wir konnten überall Jesus hören. Ich habe so gedacht: Jesus, wenn wir jetzt sterben sollten, werden diese Menschen vom Schiff uns, unsere Leichen, ins Meer werfen. Die großen Fische werden uns fressen. Aber du willst, dass wir nach Deutschland gehen. Das ist dein Plan. So wie der Herr durch den Propheten Jeremia spricht: Ich habe einen Plan mit dir vor, Plan des Heils, nicht des Unheils. Dieser Gott hat mit jedem

von uns einen Plan, einen Plan des Heils. Aber wir müssen auf ihn hören und müssen tun, was Gott will, ob es gefällt oder nicht. Ja, das ist meine Vorgeschichte.

Jesus ist barmherzig und gütig

Nun wollen wir über die Barmherzigkeit Jesu hören, wie großzügig er ist, auch wenn wir weglaufen. Wir wollen hören, wie Gott uns festhält oder mitgeht und so viele Jahre mit uns Geduld hat. Diese Erfahrungen machen wir ständig bei uns, in unserem Programm im Haus Raphael.

Ich habe meine Profess gemacht, zwei Jahre Noviziat, und habe einen neuen Namen bekommen, nicht nur einen Habit. Ich heiße Margaritha. Dann habe ich Krankenpflege gelernt. Ich dachte, das ist meine liebste Beschäftigung, das ist mein Hobby: Kranke pflegen, Sterbenden beistehen. Es war eine wunderschöne Zeit. Ich wollte niemals von der Krankenpflege weggehen. Als Stationsschwester arbeitete ich in der chirurgischen Abteilung und im Operationssaal. Ich pflegte die Kranken in der Frauenabteilung. Schließlich war ich acht Jahre lang in der Gemeinde Krankenschwester. Überall wo ich war, war es wunderschön. Ich wollte nicht weggehen.

Dann hat Gott mich zur Erneuerung gebracht. Ich habe vorher gedacht: Ich bin in Ordnung. Ich war 29 Jahre Ordensschwester. Morgens bis abends haben wir gearbeitet. Jeden Tag feierten wir die heilige Messe. Ich habe die Pflichten des Gebetslebens erfüllt: unser Brevier, den Rosenkranz, eine halbe Stunde vorgeschriebene Anbetung. Wenn ich heute das alles bedenke. Wie hat sich mein Leben geändert.

Es war 1990. Wir lesen in Joh 3,3: Nikodemus ist zu Jesus gegangen, sogar in der Nacht, damit ihn die anderen nicht sehen. Der gelehrte Nikodemus. Er hat das Wort Jesu, „du musst neu geboren werden“, nicht verstanden. Viele studierte Menschen verstehen das nicht: Du musst neu geboren werden. Nikodemus hat die Frage gestellt: Wie kann ich wieder in den Mutterschoß kommen?

Meine Mutter hat zu mir gesagt: Du musst auch neu geboren

werden. Denn sie wurde 1982 neu geboren, in Exerzitien. Sie wollte, dass alle ihre Kinder neu geboren werden. Aber wir waren ja sehr gläubig. Schon mit drei Jahren haben wir den Rosenkranz beten gelernt. Jeden Tag pflegten wir Rosenkranzgebet und nicht nur Rosenkranzgebet. 30 bis 40 Minuten lang beteten wir danach andere Gebete. Jeden Herz-Jesu-Freitag gingen wir zur Beichte und zur Kommunion. Freitag, Samstag, Sonntag nahmen wir an der heiligen Messe teil. Was brauchten wir noch mehr? Warum sollten wir neu geboren werden?

Mutter hat uns erzählt, wie wichtig es ist, dass wir Lobpreis beten. Alle Geschwister haben mitgemacht. Ich wollte nie mitmachen. Und als ich einmal auf Heimaturlaub nach Indien kam, war meine Mutter krank und ein Gebetskreis kam. Die Besucher haben für Mama gebetet, und sie wurde geheilt. Sie sagte dann: Jetzt gehst du mit mir, nur einmal, zu einem Gebetstag. Ich bin mitgegangen. Ich wollte nur zuschauen, was die Leute machen. 5000 Menschen waren zusammengekommen. Sie haben Gott gelobt, die Hände streckten sie nach oben. Ich habe mich fest zurückgehalten, dass ich ja nicht meine Hände erhebe. In mir war ein bestimmter Stolz darüber, was ich alles kann, was die anderen nicht können. Was bin ich und was kann ich, das war für mich wichtig. So war meine Einstellung. Ich sündige ja nicht. Mein Leben ist in Ordnung. Ich arbeite für Jesus, für seine Kranken.

Und da, ein taubstummes Mädchen konnte plötzlich sprechen. Diese Heilung hatte Jesus für mich gemacht, damit mein Glaube gestärkt wurde. In diesem Moment, als das Mädchen zum ersten Mal durch das Mikrophon „Jesus“ gerufen hat, sind meine Hände nach oben gegangen.

Ich habe angefangen, laut zu weinen, zu Jesus. Ich habe laut gesagt: Jesus, ab jetzt will ich ein Kind bei dir sein, ein Baby sein, ich will kein Erwachsener mehr sein. Ich will nicht mehr sagen, ich will dies und jenes. Ich will jetzt ein Baby sein. Wenn ich deine Hand festhalte, kann mir nichts passieren. Denn du machst alles für mich. Du machst keine Fehler. Fehler machen wir in unserem Leben.

In diesem Moment habe ich in mir gehört (1 Kor 4,7): Alles hast

du von mir bekommen. Warum bildest du dir ein, dass das alles dir gehört?
Ich habe nur eine Hand auf meiner Schulter gespürt. Ich habe gespürt, wie es wie ein Strom meinen ganzen Körper durchströmte, ja, mein ganzes Leben. In diesem Moment hat mich Jesus ohne mein Wissen innerlich und körperlich geheilt. Ich hatte eine Knochenoperation mit Verdacht auf Krebs hinter mir und ich war noch nicht geheilt. Mit einem Gipsbein war ich nach Indien gekommen, weil meine Mama krank war. Plötzlich meinte ich: Die Schrauben fliegen aus meinen Knochen heraus. So war mein Gefühl. So habe ich mich geschüttelt. Ich habe in mir gehört: Geh hinaus in die ganze Welt und verkünde mein Wort. Später hat der berühmte Vinzentinerpater Mathew Naickomparambil, der bekannteste katholische Priester in Indien und der Gründer des weltgrößten Exerzitienzentrums, für mich gebetet und mir eine Botschaft gegeben: „Du bekommst jetzt einen neuen Auftrag. Jesus ist mit dir. Mach weiter."
Inzwischen war mein Fuß geheilt, der Gips ist weit geworden und ich habe ihn weggeschnitten. Ich habe ein neues Leben mit Jesus begonnen. Soweit! Deshalb sitze ich heute bei Ihnen.

Der Mensch denkt, Gott lenkt

Manche kennen mich durch KTV und Radio Horeb. Dort spreche ich seit 10-11 Jahren immer wieder. Nachdem ich drei Jahre in Radio Horeb gesprochen hatte, bin ich in die kleine Hauskapelle gekommen. Sr. Kiliana war in der Kapelle alleine beim Allerheiligsten – Wir haben 24 Stunden eucharistische Anbetung im Haus Raphael. Seitdem spüren wir Jesus noch mehr. –
Ich habe Jesus gesagt: Jesus, dass du weißt, ab jetzt spreche ich nicht mehr in Radio Horeb, weil es eine so große Belastung ist. 11 bis12 Seiten muss ich schreiben und vorlesen. Das ist für mich viel Arbeit und Zeit. Ich habe das Jesus gesagt. Sr. Kiliana reagierte überrascht.
Gott ist barmherzig und gütig. Sofort hat mein Telefon geklingelt.

Ich: „Ja, Haus Raphael.“ – Am Telefon: „Ja, ich rufe sie von Berlin aus an. Eben habe ich ihren Vortrag gehört über Umkehr. Ich möchte Sie einmal sehen.“ Ich erwiderte: „Ich komme nach Berlin. Kommen Sie dann zu den Exerzitien.“ Da sagte der Mann ganz leise: „Wissen Sie, ich rufe Sie aus dem Gefängnis an.“
Ich habe laut gesagt: „Jesus, ich spreche weiter in Radio Horeb.“ Der Mann hat mir erzählt: „Wir hören zu 20 Personen immer Radio Horeb. Ist das nicht wunderschön. Ihre Aufgabe ist so wichtig.“
Er musste noch zweieinhalb Jahre warten, bis er herauskam. Später, nach dieser Zeit, nahm er an unseren Exerzitien teil. Er sagte: „Zwei Wochen vorher bin ich entlassen worden und habe ihr Programm entdeckt und deswegen komme ich zu Ihnen.“ Und er hat Zeugnis gegeben.
Heute weiß ich, wie gütig und barmherzig der Herr ist, auch gegen diese Menschen, die Durst haben nach dem Wort Gottes, die kommen, um über Gott zu hören. Und übermorgen darf ich zum ersten Mal in ein Gefängnis fahren, nach Freiburg. Ich bin eingeladen, zu den Gefangenen zu sprechen.
Ich habe so große Freude, dass ich im Gefängnis über Gott sprechen darf.

Verkündigung der Barmherzigkeit Jesu

Jesus hat Sr. Faustyna den Auftrag gegeben, seine Barmherzigkeit auf der ganzen Welt zu verbreiten. Besonders sollen wir den Barmh erzigkeitsrosenkranz beten. Sr. Faustyna schreibt in ihrem Tagebuch am 22. Febr 1931: Am Abend, als ich in der Zelle war, erblickte ich Jesus, den Herrn, in einem weißen Gewand. Eine Hand war zum Segnen erhoben, die andere berührte das Gewand auf der Brust. Von der Öffnung des Gewandes an der Brust gingen zwei große Strahlen aus, ein roter und ein weißer … Nach einer Weile sagte Jesus zu mir: „Male ein Bild, von mir, wie du mich siehst, und schreibe darunter: Jesus, ich vertraue auf Dich! Ich wünsche, dass dieses Bild verehrt wird, zuerst in eurer Kapelle, dann auf der ganzen Welt.
Jenen, die dieses Gnadenbild verehren, womit sie an der Quelle der

Barmherzigkeit Gnaden schöpfen können, verspreche ich, dass sie nicht verloren gehen. Ich verspreche ihnen den Sieg über den Feind im Leben und besonders in der Stunde des Todes. Ich selbst werde sie verteidigen wie meine Ehre. Ich verspreche,dass die Seele, die dieses Bild verehrt, nicht verloren geht. Die Häuser, ja sogar die Städte, wo dieses Bild verehrt wird, werde ich verschonen und beschützen."

1990 habe ich zum ersten Mal ein Bild geschenkt bekommen, ein Bild der Barmherzigkeit Jesu. Ich war sofort in das Bild verliebt, ich wollte es an alle Menschen verteilen. Ich habe viele Bilder in alle Länder mitgenommen und verteilt. Ich habe auch angefangen, in unserer Muttersprache den Barmherzigkeitsrosenkranz zu beten.

Wir haben viele Erfahrungen damit gemacht. Seitdem beten wir in der heiligen Stunde (zwischen drei und vier Uhr) für die Bekehrung der Sünder und für die ganze Welt den Barmherzigkeitsrosenkranz und andere Gebete. Einmal hat mir eine Frau 50 Novenebücher in deutscher Sprache gebracht. Ich hatte keine Ahnung, warum sie mir diese Bücher brachte. Ich habe zu ihr gesagt: „Ich bin hier als Pflegedienstleiterin tätig in einem Pflegeheim. Ich habe viel Arbeit. Ich habe keine Zeit, die Bücher zu verteilen. Warum bringen Sie mir diese Bücher?" Sie antwortete: „Das ist mir im Gebet gekommen."

Darauf sagte ich: „Ok, ich behalte sie." Am gleichen Abend hat eine Frau mich angerufen und zu mir gesagt: „Kennen Sie mich nicht? Wir haben uns in Paray-le-Monial kennengelernt. Ich wollte Sie fragen:Haben sie diese Novenebücher von der Barmherzigkeit Jesu?" Ich habe gefragt: „Wie viele wollen sie?" Antwort: „40". Ich habe gesagt: „Es ist recht. Ich schicke sie." Nach einer Stunde rief mich eine indische Schwester an und fragte mich: „Weißt du, wo es diese Bücher gibt? Ich möchte sie an Kranke verteilen." Ich fragte: „Wie viele willst du denn?" Sie antwortete: „zehn." Damit waren die 50 Novenebüchlein weg. Das war der Anfang. Ich habe die Bücher gleich eingepackt. In meinem Büro hatte ich viel Arbeit. Es gab noch Sterbende.

Alles war fertig. Dann bin ich um 23 Uhr ins Bett gegangen. Kurz

vorm Einschlafen hat das Telefon geläutet. Damals war um drei Uhr immer mein Schlaf vorbei. Ab drei musste ich aufstehen und beten.
Es war jemand aus der Schweiz: „Ja, wie geht es dir?“ Ich: „So was zu fragen, nachts um 11 Uhr! Was ist los? Ich muss um drei Uhr aufstehen. Das geht doch nicht.“ Er fragte weiter: „Ja, was hast du denn gearbeitet?“ Ich: „Viele Schwerkranke habe ich betreut und noch viele Bücher eingepackt. Das war auch eine Arbeit. 10 Bücher und dann noch 40 Bücher.“ Ich habe kein Licht angehabt. Plötzlich habe ich ein Bild gesehen, keine Erscheinung. Ich sehe manchmal Bilder. Das war Faustyna in Lebensgröße. Sie stand da und lächelte mir zu. Da habe ich verstanden: Sie freut sich, dass ich das mache. Seitdem will ich in der ganzen Welt noch mehr tun. Ich habe mich so gefreut, dass wir ausgerechnet diesen Rosenkranz hier beten dürfen. Das ist der Heilige Geist, der durch sie gesprochen hat.
Wir haben jetzt Freude. So habe ich noch viele Erfahrungen mit den Barmherzigkeit-Jesu-Bildern. Einmal wollte ich beim Heimaturlaub dem Erzbischof ein großes Bild schenken. Er war nicht da. Ich habe das Bild wieder mit nach Hause genommen. Dann habe ich in mir gehört: Schenk das Bild dem Taxifahrer. Ich habe gesagt: Nein, Jesus! Das kann ich nicht machen. Ich habe kleinere Bilder zu Hause liegen, in Postkartengröße. Das reicht für ihn. Jesus sagte zu mir, dass ich ihm das große Bild schenken muss. Wir müssen immer hören, was der Herr sagt. Ich habe gesagt: Ok. Ich habe dem Taxifahrer das große Bild geschenkt mit den Worten: ‚Bitte, beten sie um 3 Uhr nachmittags den Barmherzigkeitsrosenkranz vor diesem Bild für die ganze Welt!“ Er sagte ja und freute sich.
Zwei Jahre später habe ich in Schweden Exerzitien gehalten. Dort war ein indischer Pater, ein Karmeliter, Pater Raphael. Er hat mich begrüßt und gefragt: „Sind Sie die Schwester Margaritha? Haben Sie einem Taxifahrer ein Bild der Barmherzigkeit Jesu geschenkt?“ Ich habe gesagt: „Ja“ und habe ihm die Geschichte erzählt. Pater Raphael sagte: „Wissen Sie, das war mein Bruder! Und mein Bruder hat soviel Segen bekommen. Die ganze Familie betet

jeden Tag den Barmherzigkeitsrosenkranz.“ Ich möchte sagen: Vielleicht ist jemand da, der in einem Hospiz arbeitet. Beten Sie in der Sterbestunde den Barmherzigkeitsrosenkranz. Dies ist mein Vorschlag.

Vergebung und Heilung

Letztes Jahr im März war ich wieder in Krakau für normale Volksexerzitien. Etwa 120 Leute waren da. Man spürte Sr. Faustyna als Fürsprecherin. Eine Ordenschwester kam zu mir und fragte, ob ich Exerzitien für schwer erziehbare Kinder halten würde. Ich habe gesagt: „Das ist ein wunderbarer Ort. Ich komme. Sicher, Jesus will das auch.“ Also habe ich Exerzitien für schwer erziehbare Kinder gehalten. In dem Haus dort sind 78 Mädchen im Alter zwischen 16 und 18 Jahren aufgenommen.

Ich bin hingegangen und habe mit jeder einzelnen gesprochen. Traurige Geschichten, wie ich sie in meinem Leben noch nie gehört hatte.

Ich musste mitweinen mit den Mädchen. Schreckliches Familienleben: der Vater nimmt Drogen, das Kind nimmt Drogen, Alkohol, geschieden, aus dem Haus rausgegangen, auf der Straße gelebt. Solche Geschichten! Die Polizei hat mich zu den Schwestern gebracht. 24 Ordensschwestern sind dort für die Mädchen tätig. Vier Tage lang haben sie das Wort Gottes gehört. Über 70 Mädchen haben gebeichtet. Wir haben viele Fische gefangen. Das macht alles Gott, weil er barmherzig ist. Halleluia.

Während ich gebetet habe, hat ein Mädchen gerufen: „Jetzt bin ich Jesus begegnet. Das erste Mal in meinem Leben.“ Am Ende der Exerzitien sagten viele Mädchen: „Mutter, geh nicht weg, Mutter bleib hier.“ Sie haben alle geweint, und es war so etwas Wunderbares! Wir haben auch geweint. Da sehen wir, wie gütig Gott ist. Er ruft mich ausgerechnet dorthin, und ich bin doch nur eine kleine Schwester. Ich habe keine Theologie studiert, aber ich darf das Wort Gottes verkünden. Der Herr gibt es uns ein. Wir müssen nur hinstehen. Was der Herr will, will ich sprechen, nicht was ich vorhabe.

Gott hat uns alle geformt, wie er uns formen wollte. Je nachdem, wieviel Material er hat. Manche hat er gründlich geformt. Manche dünn und lang. Jeder von uns ist wertvoll, wir sind sein Eigentum. Wir sollen alle zufrieden sein, mit unserem Aussehen, ob braun, schwarz oder ganz hell. Alle sind gleich. Unsere Würde kommt von Gott. Jeder von uns ist sein Eigentum. Aus der Erde nach seinem Abbild hat er uns erschaffen. Er formte den Menschen aus der Erde des Ackerbodens und blies in die Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen, so atmen wir in uns Gottes Atem. Er ist in dir und in mir. Gott ist in uns. Wir sollen leben mit ihm und hören, was der Herr sagt.
Gott will nicht, dass irgendeine Seele verloren geht. Denn wir sind sein Eigentum. Gott hat den Menschen die 10 Gebote gegeben. Trotzdem haben sie die Gebote Gottes nicht gehalten. Dann hat er Propheten geschickt. Auch mit ihnen waren die Menschen nicht zufrieden. Sie haben weiter in Sünde gelebt. Dann hat er seinen eigenen Sohn in die Welt gesandt. Dieser Jesus ist Mensch geworden. Was folgte dann? Die Menschen sündigen immer noch. Jesus hat sein kostbares Blut vergossen wegen uns, weil wir gesündigt haben. Der Herr aber will nicht, dass wir verloren gehen. So wie er uns versprochen hat: Ich werde euch einen Beistand senden, einen Helfer. Er hat den Heiligen Geist gesandt.
Letzten Montag, Pfingstmontag, war ein Gebetstag bei uns – alle vier Wochen ist bei uns ein Gebetstag – letzten Pfingstmontag waren bei uns über 1000 Menschen. Wir haben nur tausend Stühle. Jugendliche müssen vorne sitzen. Viele müssen stehen. Das ist eine Freude, eine Gemeinschaft. Vom Morgen bis zum Abend sind wir dort. Menschen geben Zeugnisse von der Barmherzigkeit Gottes und lassen uns so am Wirken Gottes Anteil nehmen. Ich denke gerade an Genoveva, ein Mädchen mit 16 Jahren. Sie hat Zeugnis gegeben. Sie war bei uns bei Jugendexerzitien.Wir haben regelmäßig Jugendexerzitien im Haus Raphael, in den Osterferien und auch nach Weihnachten, so fünf Tage.

Das Mädchen war bei uns. Sie hat gesagt, dass ihre Oma sie zu einem Gebetstag mitgenommen hat. Sie hat immer Drogen genommen, ihre Mutter geschlagen. Die Mutter hat sie geschlagen, sie hat dann das Haus verlassen und teilweise auf der Straße gelebt. Sie hat Alkohol getrunken und geraucht.
Beim Heilungsgebet, beim Vergebungsgebet hat das Mädchen zu weinen angefangen. Sie hat Zeugnis gegeben: „Wenn ich heimgehe, werde ich meine Mama umarmen.“ Jetzt kam sie und hat Zeugnis gegeben. Sie hat vor allen laut gesagt: „Ich bin geheilt. Ich habe meine Mami umarmt. Ich sage dir, Mami – du sitzt ja da – jetzt vor dieser Menschenmenge: Mami, ich vergebe dir alles. Ich habe dir alles vergeben und ich sage dir das jetzt vor allen diesen Leuten.“
Die Mami, ganz modern angezogen, kam nach vorne und beide haben sich umarmt. Da sehen wir die Barmherzigkeit Gottes. Ist das nicht wunderschön?
In diesem Moment denke ich immer: Jetzt steht Jesus nebendran und freut sich. Das ist Versöhnung. Unsere Tage sind gezählt. Wir haben nicht so viel Zeit. Wir sollen jeden Tag ernst nehmen. Ist das vielleicht der letzte Tag heute? Weiß ich, ob ich morgen noch lebe? Wie stehe ich vor meinem Gott, wenn ich ankomme? Wir wissen nicht, wann er kommt, um uns abzuholen. Es ist sehr wichtig. Wir sollen nicht immer denken: Ja, das ist halt heute so, morgen ist wieder ein Tag. Ich bin so beschäftigt. Ich bin erst 60, die Menschen sterben vielleicht Mitte 90. Ich habe noch Zeit zum Leben und Nachdenken. Nein, wir wissen nicht, wann der Tag ist. Wir wissen es nicht.
Wir lesen in Lk 1,78-79 den Lobgesang des Zacharias, der vom Heiligen Geist erfüllt, gesagt hat:
„Durch die barmherzige Liebe unseres Gottes wird uns besuchen das aufstrahlende Licht aus der Höhe, um allen zu leuchten, die in der Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens.“
Schon bevor Jesus geboren wurde, als Licht in die Dunkelheit der Welt kam, hat der Prophet Zacharias diese Worte gesprochen: Wenn das Licht kommt, muss die Finsternis weichen. Wo Jesus ist,

haben böse Mächte keine Rechte über uns. Ich muss glauben: Er ist da. Er kommt als Licht.
Ich will Ihnen eine Erfahrung mitteilen. So etwas hatte ich noch nie erfahren in den 21 Jahren, in denen ich das Wort Gottes verkündete. Da habe ich zum ersten Mal eine Frau erlebt, die war vorne gesessen. Ich habe erzählt: Gott ist barmherzig, seine Liebe ist ewig, seine Liebe ist ewig, grenzenlos. Diese Frau hat mich nicht angeschaut, sich immer auf die Seite gedreht oder nach unten geschaut. Mir hat sie so leid getan. In der Pause habe ich sie mitgenommen und gefragt: „Kann ich Ihnen helfen? Ihnen geht es nicht so gut. Vielleicht brauchen Sie ein Gespräch. Sie können nicht zuhören, glaube ich.“ Dann hat sie angefangen zu erzählen: „Bis zum Alter von sieben Jahren war ich in einem Kinderheim. Dann sind Pflegeeltern gekommen und haben mich mitgenommen. Sie hatten 14 Pflegekinder.“ Noch zwei andere und sie, also drei Mädchen davon, konnte die Pflegemutter nicht leiden. Sie haben ständig Schläge bekommen. Sie hat ganz laut zu mir gesagt: „Sie hat mich immer geschlagen, bis die Haut heruntergezogen war. Ich habe nur geweint. Wo war dieser Jesus, wo war Gott? Jede Nacht musste ich zum Pflegevater ins Bett gehen, als 10jähriges Mädchen: Wo war dieser Gott?“ Ich habe sie einfach sprechen lassen, dass sie frei wird. Sie hatte ihre Geschichte bisher nur einer Ordensfrau erzählt, sonst niemandem. Das zweite Mal mir. Ich habe versucht zu sagen: „Gott macht keine Fehler. Die Menschen machen Fehler. Jesus war immer dabei, aber er konnte nichts tun. Er gibt uns die Freiheit. Wir dürfen selbst wählen: Hier ist das Leben, dort der Tod, hier ist das Feuer, dort das Wasser. Du darfst festlegen. Gott gibt uns die Freiheit. Er ist kein Diktator. Die Menschen machen Fehler.“ Sie hat erzählt, dass ihre eigene Mutter zwölf Kinder von verschiedenen Männern hatte. Davon war sie eines. Wie kann ich einen solchen Menschen beruhigen. Ich habe mir Zeit genommen für sie.
Am letzten Tag kam sie zu mir. Sie hat mich umarmt. Sie sagte: Ich verstehe jetzt alles besser. Sie hat viel geweint. Ich habe sie noch einmal eingeladen, im Haus Exerzitien mitzumachen. Sie

hat eine Ausstrahlung bekommen. Sie hat die Barmherzigkeit Jesu verstanden. Er kann nichts gegen die Freiheit der Menschen machen.
Wir lesen Lk 15 über den verlorenen Sohn. Der jüngere Sohn in diesem Gleichnis wollte das ganze Erbe mitnehmen. Der Vater hat gewusst, wie er damit umgeht. Weil er ihn liebt, hat er es ihm gegeben. Er hat nicht gesagt: Nein, ich gebe es dir nicht. Aber er hat auf ihn gewartet. Er hat gewartet. Und ich denke, dieser jüngere Sohn musste bis in den Schweinestall kommen. Dort ist ihm eingefallen: Beim Vater gibt es so viele Tagelöhner. Warum soll ich nicht als Tagelöhner zurückkommen? Dann kommt er heraus. Es ging ihm so dreckig. Nicht einmal was zum Essen hatte er. Und der Vater ist ihm entgegengegangen, hat ihn umarmt, hat nicht gefragt, wo warst du die ganze Zeit, hat ihm nicht eine rechts und eine links gegeben. Er hat ihn umarmt, hat ihm eine neues Kleid gegeben, einen Ring, mit dem er einen neuen Bund geschlossen hat; ein Paar Schuhe hat er bekommen und es sollte ein Fest für ihn sein. Gott hat Geduld mit uns. Gott zwingt uns nicht. Er ist kein Diktator.
Gott sagte auch nichts zu den Eltern dieser Frau und zur Pflegemutter. Er kann nichts sagen, er kann nichts gegen unsere Freiheit machen. So denke ich mir das. Wir können nicht Gott alle Schuld geben. Wir erben alles von ihm. Ich wollte einfach erzählen, wie diese Frau ihr Leben geändert hat, im Haus Raphael. Eine so wunderbare Ausstrahlung hat sie bekommen. Ich habe gesagt: Man kennt dich nicht mehr.“ Sie hat viel geweint, das erste Mal in ihrem Leben. Wie viele solcher Geschichten gibt es heute auf der Welt? Wie viele hilflose Kinder müssen leiden? Wir wollen für sie alle beten und für die, die Böses anstellen.
Sie sagte früher, sie wollte diese Mutter anzünden, sie wollte zuschauen, wie die Mutter brennt. Ich: „Gott sei Dank, hast du keine Gelegenheit dazu bekommen. Gott hat dich davor bewahrt.“ Ich weiß, dass aus ihr jemand wird, der das Wort Gottes verkündet, evangelisiert, Zeugnis davon gibt, wie Jesus sie neu umarmte in ihrem Leben, nachdem sie vergeben hatte. 1Joh3,15: Wer seinen Bruder hasst, ist ein Mörder. In ihm kann das ewige Leben nicht

sein. Jesus kann in ihm nicht wohnen.
Diese Frau war voll mit Depressionen und Traurigkeit. Sie konnte nicht weinen. Sie hatte sich innerlich und äußerlich verkrampft. Jesus hat sie umarmt. Er hat ihr neu seine Liebe gezeigt. Viele solche Erfahrungen kann ich ihnen mitteilen.

Befreiung aus Fesseln

Bei Exerzitien in Berlin waren etwa 80 Teilnehmer. Ich habe geschaut: Mit wem soll ich sprechen? Da habe ich gespürt, dass eine Frau mich so angeschaut hat. Ich: „Kommen Sie. Ich habe Zeit für Sie."
Sie fragte: „Warum holen Sie ausgerechnet mich?" Ich: „Ich weiß auch nicht. Der Heilige Geist will das. Brauchen Sie keine Hilfe?" Sie antwortete: „Ich schminke mich so stark, dass niemand merkt, dass ich eine Alkoholikerin bin." Aber Jesus sieht alles, auch durch die Schminke. Über 20 Jahre Alkohol. Ich habe sie mitgenommen zum Allerheiligsten. Dort hat sie mir alles erzählt.
Seit ihr Mann mit einer anderen weggelaufen ist, hat sie angefangen, Alkohol zu trinken. Sie war traurig, als sie mir das Ganze erzählte. Sie war auch bei einem Priester beim Beichten. Sie wollte sich entscheiden für Exerzitien oder, was der Pfarrer meint. Der Pfarrer sagte, sie brauche eine Kur. Sie solle in Kur gehen, dort gebe es eine Entzugsbehandlung.
Ihr Zeugnis, wie sie schreibt: „Heute drängt es mich sehr, Ihnen zu schreiben, wie überaus glücklich und zufrieden ich mit meinem Leben bin, das mir Jesus geschenkt hat. Er hat mir wirklich das Herz aus Stein weggenommen und er hat mir ein Herz aus Fleisch gegeben. Der barmherzige liebende Gott hat mich während der Exerzitien, die Sie im November in Berlin gehalten haben, vom Alkohol befreit. Am Tag, bevor ich in Exerzitien kam, hatte ich ein ausführliches Beichtgespräch mit einem Pfarrer, der mir dringend zu einer Entzugstherapie riet. Innerlich war ich bereit dazu. Denn so konnte es ja nicht weiter gehen. Aber ich war sehr skeptisch. Als Sie mich dann einen Tag später zum Gespräch eingeladen haben,

wusste ich sofort, dass es um mein Alkoholproblem geht. Ich schämte mich sehr, als ich es Ihnen erzählte. Sie sprachen von Gott. Er ist der größte Arzt, er kann alle und alles heilen. Sie müssen es nur glauben und auf ihn vertrauen. Der Herr ist barmherzig und gütig. Ich wusste in diesem Moment, dass Jesus durch Sie zu mir gesprochen hat. Ich glaubte und vertraute diesen Worten, ohne eine Frage zu stellen und ohne daran zu zweifeln. Ich merkte: Gott meint es immer gut mit mir. Denn bei ihm ist nichts unmöglich.
Beim eucharistischen Segen und während des Heilungsgebetes habe ich innerlich deutlich gespürt, dass Gott mich berührt und mir die Fessel des Alkohols löst und mich heilt.
Als Sie und Pfarrer Edel mir die Hände auflegten, wurde mir ganz warm ums Herz. Ich war voller Freude und Glück und Heiterkeit, dass ich alle, ja sogar die ganze Welt, hätte umarmen können. Dieses Glücksgefühl fühle ich heute noch in mir. Als ich am Abend nach Hause kam, goss ich allen Alkohol in ein Waschbecken und habe bis zum heutigen Tag keinen Alkohol mehr angerührt. Ich hatte keinen Drang mehr, etwas zu trinken. Und das nach über 20jährigem Alkoholkonsum.“ Halleluia! Das gilt für Jesus, der heute unter uns ist. Er heilt wie vor 2000 Jahren auch. Er hat uns versprochen (Mt 28,20), seid gewiss, bis zum Ende der Welt werde ich bei euch sein. Und dieser Jesus ist auch jetzt hier.

Sich vom Heiligen Geist leiten lassen

Ich kann von so vielen Erfahrungen erzählen. Ich möchte noch eine Erfahrung erzählen, wie der Heilige Geist uns führt und leitet. Ich war in der Nähe von Altötting in Unterdietfurt. Dort hielt ich Exerzitien. Da war ein junger Mann. Er ist jetzt Priester geworden. In Unterdietfurt haben wir gehört, dass es nicht weit sei nach Altötting: 20 Minuten hin, 20 Min zurück, 20 Minuten bei der Muttergottes beten. Zu fünft sind wir hingefahren. Nach den 20 Minuten Gebet sind wir alle aufgestanden. Ich wollte hinausgehen.
Ich höre in mir: Gehe zu der Schwester nach vorne. Ich habe

geschaut, ob jemand jetzt ganz vorne kniet. Da war eine alte Frau mit einem farbigen Kopftuch gesessen. So habe ich das gesehen. Da sagte ich mir. Ich sehe keine Schwester. Ich gehe. Da hörte ich wieder: Geh nach vorne zur Schwester. Ich bin nach vorne gegangen. Es war eine Ordenschwester. Das farbige Tuch trug sie, weil es ihr zu kalt war.
Ich bin zu ihr hingegangen. Und sage : „Grüß Gott!“ Sie erwiderte: „Grüß Gott!“ Ich überlegte: Was soll ich sagen? Ich sagte: „Bitte, beten Sie für mich!“
Sie fragte: „Wie heißt du? Wie ist dein Familienname?“ Ich dachte: Es ist ein komplizierter Name. Ich bin Ausländerin. Ich wollte eigentlich sagen: Beten sie für mich, der Herr kennt mich. Ich sagte dann aber doch: „Valappila“. In diesem Moment ist die Schwester aufgestanden und hat mich umarmt.
„Über zwei Jahre bete ich, dass ich dich einmal sehen darf.“ Ich: „Sie mich? Warum?“ Sie: „Ich höre immer Radio Horeb. Ich habe gedacht: Wenn ich jung wäre, würde ich auf diese Weise zu den Menschen sprechen, die Wahrheit sprechen, dass die Menschen verstehen. Ich bete jeden Tag für dich. Seit zwei Jahren bete ich um eine Begegnung mit dir.“
Wäre ich nicht nach vorne gegangen, hätte ich vielleicht nicht gehört, was der Herr gesagt hat, wie der Heilige Geist führt und leitet. Sie hätte mich nicht gesehen und sie wollte mich sehen. Ich habe durch diese Schwester eine große Freude erlebt.
An einem großen Gebetstag mit sakramentalem Einzelsegen begleitete ich mit brennender Kerze den segnenden Priester. Ich sehe einen Mann von vielleicht 38 Jahren, der zu weinen anfing. Ich sagte innerlich: O Jesus, ich weiß nicht, warum der Mann weint. Du hast doch auch Mitleid mit ihm. Ich höre in mir: Gehe und lege deine Hand auf. Ich sagte: Das kann ich jetzt nicht. Zurücklaufen durch fünf Reihen, den Pfarrer Edel mit dem Allerheiligsten allein lassen, durch die Reihen zurückgehen? Ich höre wieder: Gehe zu ihm. Ich bin hingegangen. Ich habe kurz gebetet: Jesus, ich mach das, was du willst. Ich gehe hin. Jesus, du bringst das in Ordnung.
Nach vier Wochen kommt ein Ehepaar nach vorn und hat

Zeugnis gegeben. Die Frau und der Mann, der geweint hat, sind ans Mikrophon gekommen. Die Frau erzählte: Ich habe Schilddrüsenkrebs gehabt und Chemotherapie bekommen. Der Krebs wurde gestoppt. Ich habe zwei kleine Kinder. Aber ich durfte keine weiteren Kinder mehr bekommen, weil ich krebskrank war. Wochen später haben die Ärzte fünf kleine Tumore im Kopf festgestellt. – Eine Operation ist nicht mehr möglich. Sie muss sterben. – Nach langer Zeit gingen sie, Kroaten, wieder einmal in die Kirche zur kroatischen heiligen Messe. Danach sind Leute zusammengestanden und haben von dem Gebetstag und dem Heilungsgottesdienst im Haus Raphael gesprochen, der in Kürze stattfinden sollte. Zu diesem Gebetstag gingen der Mann und seine Frau. Es war der Gebetstag, an dem ich zu dem weinenden Mann zurückging.

Die Frau erzählte: Während des eucharistischen Segens, als mein Mann weinte, sagte ich zu Jesus: Jesus, ich glaube, dass du lebst, dass du hier bist. Schick du die Schwester zurück zu meinem Mann. Sie soll meinen Mann segnen. Ich werde seine Hand festhalten, dass das Heil auch zu mir kommt.

In diesem Moment bin ich zurückgekommen. Ich legte die Hände auf und betete für den Mann. Die Frau hat die Hand ihres Mannes festgehalten. Sie spürt, wie Wärme durch ihren ganzen Leib geht. Am nächsten Tag ist sie zum Arzt gegangen. Es war kein Tumor mehr zu sehen. Jesus hat geheilt. Halleluia. Inzwischen hat sie noch zwei weitere Kinder bekommen.

Dieser Jesus lebt auch heute unter uns. Ganz gleich, wie der Herr spricht, ich muss das tun, was er sagt.

Den Schutz der Mutter suchen: Die Weihe an Maria[1]

Markus Hofmann

Am 12. Mai 2010 hat der Heilige Vater, Papst Benedikt XVI., in der Dreifaltigkeitskirche zu Fatima einen Weiheakt der Priester an das Unbefleckte Herz Mariä vollzogen.[2]
Am 11. Juni hat er diesen gemeinsam mit den ca. 15.000 anwesenden Priestern auf dem Petersplatz in Rom zum Abschluss des Priesterjahres wiederholt, nachdem diese zuvor ihre Weiheversprechen öffentlich erneuert hatten.[3]
In dem Gebet, das der Stellvertreter Christi auf Erden als „Pontifex Maximus", also als der oberste Priester auf Erden, dabei im eigenen Namen und im Namen aller 410.000 Priester der Katholischen Kirche gesprochen hat, heißt es u.a.:

„*Maria, unbefleckte Mutter, an diesem Ort der Gnade, an dem die Liebe Deines Sohnes Jesus, des Ewigen Hohenpriesters uns ... Priester zusammengerufen hat, weihen wir uns deinem mütterlichen Herzen, um treu den Willen des Vaters zu erfüllen.*
...
Hilf uns mit deiner mütterlichen Fürsprache, dass wir dieser erhabenen Berufung nie untreu werden, dass wir unserem Egoismus nicht nachgeben, noch den Schmeicheleien der Welt und den Verlockungen des Bösen.
...
Von dir geführt, wollen wir Apostel der Göttlichen Barmherzigkeit sein und voll Freude jeden Tag das heilige Opfer des Altares feiern und allen, die darum bitten, das Sakrament der Versöhnung spenden.

Fürsprecherin und Mittlerin der Gnaden,du bist hineingenommen in die einzige universale Mittlerschaft Christi,erflehe uns von Gott ein völlig neues Herz, das Gott mit all seiner Kraft liebt und der Menschheit dient wie du.
Mit diesem Akt des Anvertrauens und der Weihe wollen wir dich auf tiefere und vollständigere Weise, für immer und ganz in unser Leben als Menschen und Priester hineinnehmen.
Deine Gegenwart lasse die Wüste unserer Einsamkeit neu erblühen und die Sonne über unseren Dunkelheiten leuchten und bringe nach dem Sturm die Ruhe zurück, damit jeder Mensch das Heil des Herrn sehe, das den Namen und das Gesicht Jesu trägt, der sich in unseren Herzen widerspiegelt, da sie stets eins mit dem deinen sind.“[4]
Der „Sturm“, von dem der Heilige Vater spricht, war jener Orkan der medialen Entrüstung, der durch das Bekanntwerden schwerster Vergehen hervorgerufen worden war, die u.a. von Priestern begangen worden sind. In der ersten Jahreshälfte 2010 war dieser Sturm bei uns in Deutschland auf seinem Höhepunkt. Er fand ein weltweites Echo, nicht zuletzt deswegen, weil er in der Heimat von Papst Benedikt tobte, und dabei auch versucht wurde, den Papst selbst für mitschuldig zu erklären. Das Priesterjahr schien damit eigentlich gescheitert und in sein Gegenteil verkehrt zu sein.
Was war die Antwort des Papstes? – Die Weihe der Priester an Maria. –
Benedikt XVI. hat damit einen Schritt getan, den vor ihm in ähnlich brisanten Situationen schon verschiedene seiner Vorgänger im Petrusamt gesetzt hatten:
Am 31.10.1942 hatte Papst Pius XII. in der Radioansprache „Regina del santissimo Rosario“ erstmals öffentlich die ganze Welt dem Unbefleckten Herzen Mariä geweiht. Er hat diesen Akt dann feierlich am 8.12.1942 im Petersdom erneuert.[5] Das geschah auf dem Höhepunkt des 2. Weltkrieges.
Der selige Papst Johannes Paul II. hat am 8.12.1978, also keine zwei Monate nach seiner Wahl zum Oberhirten, in S. Maria Maggiore die Weihe sowohl für sich persönlich als auch für die

Kirche vollzogen und sie dann bei seinem ersten Besuch in Polen, am 6.6.1979 in Tschenstochau erneuert. Damals betete er:
„*Erhabene Mutter der Kirche! Dir weihe ich mich nochmals als Knecht deiner mütterlichen Liebe. Totus tuus – Ganz Dein! Dir weihe ich die Menschheit und alle Menschen, meine Brüder, alle Völker und Nationen. Dir weihe ich Europa und alle anderen Erdteile. Dir weihe ich Rom und Polen, durch Deinen Diener mit einem neuen Band der Liebe vereint. Mutter nimm uns an! Mutter, verlasse uns nicht! Mutter, führe uns*!“[6]
Das war zehn Jahre vor dem Fall der Mauer in Berlin. Die vertrauensvolle und uneingeschränkte Hingabe an Maria, die in seinem Wahlspruch „Totus Tuus“ zum Ausdruck kommt, hat Johannes Paul II. oft wiederholt.
Am 25.03.1984 vollzog er die Weihe der Menschen und Völker an das Unbefleckte Herz Mariä in geistlicher Einheit mit den Bischöfen der Kirche vor der Fatima-Madonna auf dem Petersplatz. Fünf Jahre später hatte Europa ein anderes Gesicht.
Für die dauerhafte christliche Erneuerung des Kontinents empfahl dieser weitsichtige Papst in seinem Nachsynodalen Schreiben „Ecclesia in Europa“ vom 28. Juni 2003:
„*Kirche in Europa, richte ... deinen betrachtenden Blick weiterhin auf Maria und erkenne, dass sie ‚mütterlich und teilnahmsvoll anwesend [ist] bei den vielfältigen und schwierigen Problemen, die heute das Leben der einzelnen, der Familien und der Völker begleiten‘, und dass sie die Helferin des christlichen Volkes in dem unaufhörlichen Kampf zwischen Gut und Böse [ist], damit es nicht ‚falle‘ oder, wenn gefallen, wieder ‚aufstehe‘. … Vertrauen wir ihr die Zukunft der Kirche in Europa und die Zukunft aller Frauen und Männer dieses Kontinents an.*“[7]
Der Papst ist gewissermaßen der erste Vorbeter des Volkes Gottes auf Erden. Wenn er als sichtbares Oberhaupt der Kirche sich selbst und bestimmte Menschen bzw. die ganze Menschheit Maria weiht, dann ist das für katholische Christen nicht einfach eine historische Notiz, die wir mehr oder weniger interessiert zur Kenntnis nehmen können, sondern dann ist ein solcher Akt zugleich Vorbild und Verpflichtung.

Die genannten Beispiele zeigen:
Als Reaktion auf besondere, geschichtliche Herausforderungen im Leben der Kirche und der Menschheitsfamilie haben Pius XII., Johannes Paul II. und Benedikt XVI. mit der Weihe an Maria geantwortet.
Was dies für gläubige Katholiken bedeutet, soll in den folgenden Punkten etwas näher bedacht werden. Dabei soll zunächst der Begriff der Marienweihe kurz bestimmt und sowohl ihre persönliche Form als auch die stellvertretende Weihe anderer Personen vorgestellt werden. In einem zweiten Punkt werden beispielhaft aktuelle Herausforderungen im Leben der Kirche in Deutschland benannt. Drittens folgt eine Reihe praktischer Anregungen für die mögliche Praxis der Marienweihe im Bereich der Familie, der Pfarrei und größerer geistlicher Gemeinschaften, bevor ein Resümee in Form von zehn Thesen die Überlegungen abschließt.

1. Was bedeutet „Weihe“ an Maria?

Der theologische Begriff „Weihe“ meint zunächst allgemein einen Ritus, in dem eine Sache oder Person in besonderer Weise für Gott ausgesondert und in Dienst gestellt wird.[8]
Marienweihe ist dementsprechend eine besondere Art der Marienverehrung, in der ein Gegenstand (z.B. eine Kirche) oder eine Person der Gottesmutter (und damit letztlich Gott selbst) hingegeben und übereignet wird.
Der Vollzug geschieht in einem Weihegebet, in dem neben der Verehrung Mariens und der vertrauenden Hingabe an sie die Bitte um ihren Segen und ihren Schutz zum Ausdruck gebracht wird.
In unserem Zusammenhang meinen wir nicht die Weihe von Gegenständen an Maria, sondern die Weihe von Personen.
Dabei können wir unterscheiden, ob sich jemand selbst aktiv Maria weiht oder ob eine bzw. mehrere andere Personen passiv durch einen Dritten Maria geweiht werden. Wie die eingangs zitierten Beispiele von Benedikt XVI. und Johannes Paul II. zeigen, sind

beide Formen auch in einem einzigen Vollzug möglich. Dennoch ist es sinnvoll, sie in ihrem Wesen und ihren Wirkungen zu unterscheiden:

a) Die persönliche Weihe an Maria

Wenn ich mich selbst Maria weihe, dann ist dies zunächst sicher eine besonders intensive Bitte um ihren Schutz und Beistand.
Schon die Weihe von Kirchengebäuden an die Gottesmutter, die mit dem Konzil von Ephesus (431) nachweisbar werden, zeigen, dass über die aktuelle Bitte um Mariens Schutz hinaus mit der Weihe eine bleibende und objektive Wirkung gemeint ist, die in einer besonderen Beziehung dessen, was Maria geweiht worden ist, zu ihr besteht.
Diese Beziehung ist tiefer und intensiver, wenn sich eine Person oder eine Personengruppe, z.B. eine Ordensgemeinschaft oder die Mitglieder einer Marianischen Kongregation, durch die Weihe ganz und bleibend an Maria bindet. Denn damit wird einerseits eine Hochschätzung Mariens und die Anerkennung ihrer besonderen Stellung als Königin und Gnadenvermittlerin im Heilsplan Gottes verbunden, wie auch andererseits die Verpflichtung, ihr in ganz besonderer Weise zu gehören, d.h. sich und sein Leben ihr zu übereignen. Durch eine solche Weihe wird aufgrund einer persönlichen Entscheidung ein zweiseitiges, personales Verhältnis gestiftet und eine Art Bund eingegangen.[9]
In diesem Zusammenhang taucht häufig der Einwand auf, ob eine solche Ganzhingabe nicht ausschließlich Gott gebührt und Maria, die ein Geschöpf Gottes ist und bleibt, nicht der falsche Adressat sei.[10]
Diese Frage ist nicht unberechtigt. Sie klärt sich, wenn deutlich wird, dass die Weihe an Maria nicht bei ihr stehenbleibt, sondern letztlich auf Gott selbst ausgerichtet ist. Nur er, der Schöpfer und Erhalter des natürlichen Lebens wie des übernatürlichen Gnadenlebens kann Ziel einer solchen Ganzhingabe sein.
Weil Gott Maria aber einen einzigartigen Platz in seinen

Heilsplänen gegeben hat und weil sie als Mutter Christi sowie als Mutter der Christen bei der objektiven Erlösung der Welt wie auch beim Empfang des neuen Lebens aus der Taufe bei jedem einzelnen Christen aktiv mitgewirkt hat, darum hat sie einen gottgewollten Anteil an der Vermittlung des Gnadenlebens.

Jeder Getaufte steht bereits in einem besonderen persönlichen Verhältnis zu Maria, auch wenn ihm dies nicht bewusst ist, wie z.B. einem getauften Säugling. Darum ruft das II. Vatikanische Konzil in Erinnerung, dass die Verehrung Mariens als Mutter Christi und Mutter der Christgläubigen in der Ordnung der Gnade zu den notwendigen Lebensäußerungen der Kirche und zu den Pflichten jedes erlösten Menschen gehört.[11]

In der Weihe an Maria wird diese ihre besondere Stellung in der Heilsordnung von Seiten des sich Weihenden ausdrücklich anerkannt und in Anspruch genommen.

Maria empfängt dabei nicht um ihrer selbst willen die Weihehingabe eines Menschen, sondern insofern sie Christusträgerin und Christusvermittlerin ist. Durch die Weihe an sie soll die Verbundenheit mit Jesus Christus vertieft werden, im Sinne des bekannten Weges: „Durch Maria zu Jesus“. Besonders der hl. Ludwig Maria Grignion von Montfort hat herausgestellt, dass die Weihe an Maria zu einer größeren Christusnähe und -verähnlichung führen soll. Er drückt dies z.B. in dem Satz aus:

„Je mehr ... eine Seele Maria geweiht ist, um so mehr gehört sie Jesus Christus.“[12]

Dabei richtet sich die Weihe schon durchaus an die Person Mariens – sonst würde keine personale Beziehung zu ihr gestiftet –, aber an sie als eine Person, zu der wesentlich die Verbindung mit Christus gehört.[13] Weil Maria zugleich Urbild und Mutter der Kirche ist, bedeutet Marienweihe auch immer eine tiefere Bindung an die Kirche und die Verpflichtung, Maria in der Kirche tiefer zu lieben.

Insofern Marias mütterliche Sorge sich aber nicht nur auf bestimmte einzelne Menschen, sondern auf alle Christen, ja auf alle Menschen bezieht, gewinnt derjenige, der sich Maria bewusst weiht, Anteil

an ihrer Sorge um das Heil der anderen. Daraus ergibt sich dann die Bereitschaft und Verpflichtung, nicht nur für das eigene Heil, sondern sich auch für die Rettung der anderen Menschen durch Gebet, Opfer und ggf. weitere Formen des Apostolates einzusetzen. Damit kommt der Gedanke der Stellvertretung in den Blickpunkt.

b) Die stellvertretende Weihe anderer Personen an Maria

Weil Maria als Mutter Christi, des Erlösers, als Mutter der Kirche, als Königin der Heiligen und als Gnadenvermittlerin nicht nur ein persönliches Verhältnis zu jedem einzelnen Erlösten hat, sondern zugleich auch Mutter bzw. Herz des ganzen mystischen Leibes Christi, der Kirche ist, kann die persönliche Bindung an Maria nicht von dem Ziel getrennt werden, dass auch die anderen Menschen das Heil finden.

Anschaulicher ausgedrückt: ich kann mich nicht damit zufrieden geben, dass ich selbst durch meine Bindung an Maria tiefer mit Jesus Christus verbunden bin, wenn ich zugleich – gerade durch meine engere Weihbindung an sie – ihre mütterliche Sorge verspüre, dass auch diejenigen zu Christus als ihrem Heiland finden, die ihm noch fern sind.

Ich kann dabei die freie Entscheidung des anderen nicht überspringen oder schlechthin ersetzen. Insofern eine Selbstverpflichtung mit der Weihe verbunden ist, kann ich sie nur in begrenzter Weise stellvertretend für andere Personen vornehmen. Dies ist vor allem dann möglich, wenn derjenige, der eine solche Weihe für Dritte vornimmt, eine besondere Verantwortung für diese Dritten hat und zeitweise oder dauerhaft in ihrem Namen handeln kann.

Das ist etwa bei Eltern der Fall, die für ihr Kind wichtige Entscheidungen treffen und z.T. treffen müssen, ohne es nach seinem eigenen Willen fragen zu können.

So treffen die Eltern bei der Säuglingstaufe die unwiderrufliche Entscheidung, dass ihr Kind eine für die Ewigkeit bleibende, tiefe seelische Prägung erfährt und für immer zu dem Kreis derer gehören wird, die aus dem Wasser und dem Hl. Geist einmal das

neue Leben der Gnade empfangen haben.
Weder durch einen Kirchenaustritt oder eine andere schwere Sünde noch durch irgendeinen anderen Akt sonst ist dies rückgängig und unwirksam zu machen.
Indem die Eltern stellvertretend für das Kind entscheiden, dass es getauft wird und gemeinsam mit den Paten an der Stelle des Täuflings das Taufversprechen ablegen, entmündigen sie den ihrer Sorge anvertrauten Menschen aber nicht, sondern lassen ihn die nach der Geburt wichtigste und wertvollste Gabe empfangen, die es in diesem Zustand erhalten kann: den Beginn des ewigen Lebens. Sie tragen so gerade dazu bei, dass dieses Geschöpf durch die Befreiung von der Erbschuld und die Hilfe der Gnade jene Freiheit der Kinder Gottes erlangen kann, die von der Sklaverei und Knechtschaft der Sünde, vom Ausgeliefertsein an die Kräfte der gefallenen Natur entbindet.
Da der Empfang und die Bewahrung der Taufgnade der sichere Weg zum Heil ist, sind katholische Eltern nach dem Kirchenrecht sogar verpflichtet, ihr Kind möglichst bald nach der Geburt taufen zu lassen. Indem sie dieser Liebespflicht nachkommen, sorgen sie in verantwortlicher Weise für den ihnen anvertrauten Menschen.
Wenn die Weihe an Jesus durch Maria nach Grignion ein leichter, kurzer, vollkommener und sicherer Weg zu Christus und damit zum ewigen Leben darstellt,[14] dann ist es naheliegend, dass Eltern gerade ihre Kinder gerne der Gottesmutter weihen und anempfehlen.
Aus dem Rituale von Cambrai vom Jahr 1600 ist z.B. folgendes an Christus gerichtetes Gebet bekannt, das offenbar von einem Priester zu sprechen war:
„*Wir bitten dich, siehe auf die Unschuld des dir dargebrachten Kindes und die Frömmigkeit seiner Eltern. Gütig segne es durch meinen Dienst zur Ehre Mariens, der es mit ganzer Hingabe geweiht wird.*“[15]
Der von Johannes Paul II. im Jahr 2001 zum Kardinal erhobene Theologe Leo Scheffcyzk ist davon überzeugt, dass auch eine solche stellvertretende Übergabe nicht ohne objektive Wirkung

bleiben kann, entsprechend der aufrichtigen und guten Tat derjenigen, die hier handeln, besonders wenn dies durch einen Amtsträger und Vertreter der Kirche geschieht.[16]

Das gilt in ähnlicher Weise auch von anderen kollektiven Weihen, die im Namen der Kirche vollzogen werden, wie z.B. die erwähnten Weltweihen an das Unbefleckte Herz Mariens durch Papst Pius XII. und Johannes Paul II. bzw. die Weihe der Priester durch Papst Benedikt XVI.

Insofern sie aus jeweils bestimmten geschichtlichen Situationen heraus erfolgt und durch entsprechende Formulierungen im Weihegebet auch daran gebunden sind, können sie nicht einfach zu jeder Zeit eingesetzt und unterschiedslos wiederholt werden.

Bei einer Marienweihe als Empfehlung von Sündern und Ungläubigen treten die Momente der Aussonderung und Selbstverpflichtung deutlich zugunsten einer inständigen Bitte um die Hilfe Mariens bei der Bekehrung der Genannten zurück. Solche „Weihen“, die ihrer Natur nach in erster Linie Ausdruck intensiver Bitten sind, können dementsprechend auch häufiger wiederholt werden.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass diejenigen, die eine solche stellvertretende Weihe vornehmen, dies redlicher Weise nur dann tun sollten, wenn sie bereit sind, die ausgesprochene Hingabe an Christus durch Maria vor allem in ihrem eigenen Leben anzustreben und durch Gebet, Opfer und ggf. auch weitere Schritte das Ihrige dazu beizutragen, dass die von ihnen Geweihten zum Glauben und zu einer entsprechenden Lebenspraxis finden.

Scheffczyk erklärt: „Der Vollzug einer solchen ‚Weltweihe‘ setzt bei denen, die sie vollziehen, einen lebendigen Christus- und Marienglauben voraus, aber auch die Gesinnung eines tätigen Apostolats. Wo diese vorhanden sind (und in Bezug auf die ganze Kirche darf daran kein Zweifel sein), behalten solche Weihungen auch heute noch ihren Sinn, selbst wenn sie als unmittelbares und sichtbares Ergebnis ... weniger erbringen sollten.“[17]

Für beide Formen der Marienweihe, die aktive und die passive, hält derselbe Theologe fest:

„Eine innere Strahlkraft solcher Geschehnisse auf die Kirche kann nicht ausbleiben. Kraft des Stellvertretungsgedankens kann der M[arien]weihe aber auch eine Wirkung selbst auf die vielen Einzelnen nicht abgesprochen werden, welche um diesen Glauben nicht wissen. Ihnen gegenüber wird M[aria] durch die M[arien]-weihe in ihrer Stellung als ‚Mutter der Menschen' (LG 54) bestätigt und bekräftigt."[18]
So ist es auch folgerichtig, dass die Väter des II. Vatikanischen Konzils im Dekret über das Apostolat der gläubigen Laien, „Apostolicam Actuositatem", Maria als Vorbild anführen und in Nr. 4 festhalten: „Alle sollen sie innig verehren und ihr Leben und ihr Apostolat ihrer mütterlichen Sorge empfehlen."[19] Der hier im lateinischen Originaltext verwendete Ausdruck „vitam atque apostolatum eius maternae curae commendent" kommt der Sache nach einer Empfehlung des Konzils zur Marienweihe sehr nahe.

2. Aktuelle Herausforderungen im Leben der Kirche

Wenn die Päpste angesichts aktueller geschichtlicher Herausforderungen bis in die jüngste Zeit hinein die Weihe an Maria als eine angemessene und wirksame Antwort gewählt haben, dann besteht für uns als Glieder der Kirche die moralische Pflicht, die damit einhergehende Bindung mit zu übernehmen. Das bedeutet, dass insbesondere die Priester aufgerufen sind, die im Jahr 2010 vom Heiligen Vater in Anwesenheit zahlreicher Bischöfe und Priester in Rom stellvertretend vollzogene Weihe innerlich und wenn möglich auch äußerlich nachzuvollziehen. So hat z.B. der Erzbischof von Köln den Text des Weihegebetes von Papst Benedikt als kleines Andachtsbild herausgegeben und bei Begegnungen mit Seminaristen und Priestern seiner Diözese gemeinsam mit ihnen gesprochen.[20]
Darüber hinaus stellt sich für uns alle die Frage, ob heute nicht auch besondere Herausforderungen auf den Ebenen bestehen, die unserem Handlungsspielraum anvertraut sind und die es nahe legen, die Möglichkeiten der Marienweihe aufzugreifen.

Es sollen beispielhaft nur zwei solcher Herausforderungen genannt werden:

a) Die mangelnde Weitergabe des Glaubens an die nächsten Generationen

Wer die Sorge zahlreicher Eltern und Großeltern über die religiöse Entfremdung ihre Kinder und Enkel kennt und durch die statistischen Erhebungen weiß, wie schwer es in einem massiv säkularisierten Umfeld ist, den Zugang zu einem lebendigen Christusglauben zu ermöglichen, der erkennt darin eine gewaltige Herausforderung an die Kirche unserer Zeit, nicht zuletzt in Deutschland und ganz Europa. Die jüngst, am 21.09.2010, erfolgte Einrichtung eines eigenen Päpstlichen Rates zur Neuevangelisierung ehemals christlicher Völker belegt dies ebenfalls.[21]
In Deutschland gehören zurzeit nur noch rund 30% der Bevölkerung der Katholischen Kirche an, weitere 30% sind protestantisch. Die Zahl der sonntäglichen Messbesucher ist in den Jahren 1990 bis 2009 von 21,9 auf 13 % dramatisch zurückgegangen, Tendenz weiter fallend.[22] Dass dies keineswegs normal ist oder so sein muss, zeigt z.B. die Situation in Indien oder vielen Ländern Afrikas, wo nahezu 100% der katholischen Christen am Sonntag die hl. Messe besuchen, sofern ihnen dies physisch möglich ist.
Im vergangenen Jahr ist die Zahl der Kirchenaustritte in Deutschland sprunghaft gestiegen, z.T. um mehr als 40%.

b) Die mangelnde Einheit im Glauben

Es gibt deutliche Anzeichen dafür, dass viele Personen, die hierzulande formal Mitglied der Katholischen Kirche sind, wesentliche Elemente des Glaubens nicht akzeptieren.
Angesichts der großen Zahl derjenigen, die mehr oder weniger regelmäßig sonntags die hl. Kommunion empfangen und der gleichzeitig im Vergleich dazu äußerst geringen Zahl derjenigen, die das Bußsakrament aufsuchen, drängen sich Zweifel an der

rechten inneren Haltung und damit letztlich auch am Glauben vieler Gottesdienstbesucher an die wahre, wirkliche und wesenhafte Gegenwart Jesus Christi in der hl. Eucharistie auf. Wer fest davon überzeugt ist, dass es wirklich der menschgewordene Gottessohn mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit ist, der in der hl. Hostie empfangen wird, der wird die Notwendigkeit einer angemessenen Vorbereitung auf diese Begegnung leichter einsehen. Wer dagegen meint, in der Eucharistiefeier letztlich „nur“ gesegnetes Brot zu erhalten, der wird kaum verstehen, warum nicht jeder im Gottesdienst Anwesende an diesem Zeichen der Gemeinschaft ohne weitere Voraussetzung teilhaben können soll.

Die äußeren Zeichen der Ehrfurcht wie Stille im Gotteshaus, Kniebeuge vor dem Tabernakel und vieles mehr in diesem Bereich werden in der Praxis immer weniger selbstverständlich und sind damit ein Indiz für das Schwinden auch der inneren Ehrfurcht.

Umfragen belegen, dass der für die Integrität des Credos wesentliche Glaube an die jungfräuliche Empfängnis und Geburt Jesu aus Maria, seine leibliche Auferstehung aus dem Grab und die Erwartung eines persönlichen Gerichts nach dem Tod mit der Scheidung in Seligkeit, Reinigungsort und Verdammnis auch unter katholischen Kirchensteuerzahlern keineswegs mehr allgemein akzeptiert ist. Auseinandersetzungen wie solche um das sogenannte „Theologen-Memorandum“, belegen, dass die Polarisierungstendenzen innerhalb der Katholiken in Deutschland weiter zunehmen. Nur diese zwei Beobachtungen dürften bereits ausreichen, um von einer wirklich ernsten, wenn nicht schon dramatischen Situation der Kirche hierzulande sprechen zu können.

Das Vorbild der Päpste regt dazu an, unter den Antwortmöglichkeiten auf diese Herausforderungen auch die Weihe an Maria zu bedenken. Da Erwartungen an andere leicht zu erheben sind, aber wenig Glaubwürdigkeit besitzen, wenn der Handlungsspielraum im eigenen Verantwortungsbereich nicht genutzt wird, sollen im nächsten Abschnitt einige Anregungen für die Belebung der Marienweihe im Leben der Familie, der Pfarreien und ähnlicher Gemeinschaften aufgeführt werden.

3. Praktische Anregungen

a) Marienweihe im Kontext der Taufe

Im Taufritus gibt es am Ende den Hinweis, dass dort, wo es üblich ist, die Kinder nach der Taufe vor ein Marienbild zu bringen, dieser Brauch beibehalten werden soll. Die Feier der Taufe bietet eine gute Möglichkeit, auf das besondere persönliche Verhältnis jedes Christen zu Maria hinzuweisen und ihre mütterliche Zuständigkeit in Anspruch zu nehmen. Insofern der Getaufte in die Gemeinschaft der Kinder Gottes aufgenommen und durch die neue Geburt aus dem Wasser und dem Hl. Geist Bruder bzw. Schwester Jesu Christi wird, tritt er auch in ein neues und engeres Verhältnis zu Maria, der Mutter Jesu. Vom Kreuz herab hat der sterbende Jesus in dem einen Jünger alle künftigen Glieder der Kirche der mütterlichen Sorge Mariens anvertraut. Dem Beispiel des Jüngers in Joh 19, der Maria in das Seine, d.h. in sein Leben aufgenommen hat, zu folgen, und Maria in sein Leben aufzunehmen, gehört deswegen zur Ausgestaltung des christlichen Lebensvollzuges.

Es ist sehr sinnvoll, wenn dies im Rahmen der Tauffeier einen besonderen Ausdruck findet, indem der Neugetaufte von seinen Eltern und Paten vor ein Bild Mariens gebracht und ihr dort, im Sinne des oben zitierten Gebetes aus dem Rituale von Cambrai, vom Zelebranten der Tauffeier und damit im Namen der Kirche besonders empfohlen wird.

Wenn die Eltern bzw. Paten es wünschen, könnte diese Anempfehlung auch schon den Charakter einer stellvertretenden Weihe haben, die freilich dann auch die Bereitschaft der Bezugs- und Erziehungspersonen beinhalten würde, dem heranwachsenden Getauften zu einer persönlichen Übernahme dieses Weiheverhältnisses in analoger Weise zu helfen wie zum Verständnis der Taufe insgesamt.

Die häufig empfohlene Feier des Jahrestages der Taufe, die etwa durch das jährlich Entzünden der Taufkerze einen sichtbaren Ausdruck finden kann, kann gut durch die Erneuerung der

Empfehlung an Maria bzw. die im Rahmen der Tauffeier vollzogene Weihe ausgestaltet werden.

b) Kinder zu Maria als geistlicher Mutter hinführen

Der Gedanke der geistlichen Mutterschaft Mariens kann gerade Kindern gut vermittelt werden, indem die marianischen Feste bewusst als Feste der himmlischen Mutter begangen werden. Auch sie bieten sich für die Erneuerung und Vertiefung des besonderen persönlichen Verhältnisse an, wie Kinder ja auch sinnvollerweise dazu angeleitet werden, die Festtage ihrer leiblichen Mutter zu begehen.

Wie die Liebe zur irdischen Mutter sich nicht auf besondere Tage beschränkt, so sollten auch die Äußerungen der Liebe zu Maria als geistlicher Mutter nicht auf einige, wenige Gelegenheiten beschränkt werden. Wie für ein Kind der tägliche Gruß und das Gespräch mit der Mutter eine Selbstverständlichkeit und für eine gesunde menschliche Entwicklung in gewissem Sinne notwendig sind, so stellt die tägliche Kontaktaufnahme durch ein marianisches Gebet, wie etwa das „Gegrüßet seist Du Maria“, für die religiöse Erziehung ein Grundelement dar, das freilich heute immer weniger selbstverständlich ist.

Wenn mit der Taufe oder später z.B. im Rahmen der Erstkommunionfeier eine Weihe des Kindes an Maria vollzogen worden ist, dann ist es sehr sinnvoll diese Art der besonderen Hingabe auch durch ein entsprechendes, kurzes Erneuerungsgebet lebendig zu halten. Hier bietet sich vor allem das bekannte, von dem italienischen Jesuiten Niccolò Zucchi (+1670)[23] stammende Gebet „O meine Gebieterin, o meine Mutter“ an. Leider gehört es nicht zu den im Handbuch der Ablässe verzeichneten und besonders empfohlenen Mariengebeten.[24] Im Stammteil des Gotteslobes ist es als Teil der Marienandacht unter Nr. 783,4 zu finden.[25] Eine gewisse Alternative kann hier auch das nach dem Ave Maria älteste Mariengebet „Unter deinem Schutz und Schirm“ sein, das in seiner frühesten bekannten Form aus dem 3./4. Jh. stammt und

im Gotteslob mit Nr. 32, 3 unter den Grundgebeten zu Maria zu finden ist. Es ist zwar kein ausdrückliches Weihegebet, drückt aber mit den Worten „Wir fliehen unter deinen Schutz und Schirm“ zumindest den Gedanken des Schutzsuchens aus, das in dieser Formulierung zugleich eine Hinwendung und Selbstübergabe der ganzen Person einschließt.[26] In jedem Falle ist es ratsam, zur Weihe bzw. häufigeren Weiheerneuerung ein Gebet zu wählen, das die kirchliche Druckerlaubnis, also das Imprimatur besitzt, und damit zugleich auch eine zumindest grundsätzliche Gewähr für eine rechtgläubige Formulierung bietet.
Andere Gelegenheiten, sich Maria in besonderer Weise anzuempfehlen oder auch zu weihen, stellen etwa die Erfahrung einer bedrohlichen Krankheit dar, wobei die auf die Fürbitte der Gottesmutter erlangte Genesung daraus, Anlass für einen entsprechenden Dank bzw. die Erneuerung einer solchen Weihe darstellt.

c) Marienweihe als Teil einer vorgeburtlichen „Erziehung“

In der modernen Pädagogik und Psychologie wird zunehmend die Bedeutung der vorgeburtlichen Zeit für die spätere Entwicklung des Kindes entdeckt. Nicht nur die emotionalen Stimmungen der Mutter wie Freude, Angst, Stress oder Zufriedenheit haben Einfluss auf die Art und Weise, wie das Kind sich unter dem Herzen der Mutter entwickelt, sondern auch die Art der Musik, der Mutter und Kind ausgesetzt sind, sollen nachweisbare Spuren im Gehirn des Embryos hinterlassen.
Gut nachvollziehbar ist die Erfahrung, dass ein Kind, das von seinen Eltern, insbesondere von seiner Mutter, nicht gewollt war und vielleicht sogar einem ernsthaften Versuch zur Abtreibung ausgesetzt worden ist, in seiner späteren Entwicklung von solchen Eindrücken erkennbar geprägt wird. Aber auch die Situation eines Kindes, das unter allen Umständen gezeugt bzw. vielleicht mittels künstlicher Befruchtung hat „hergestellt“ werden müssen, um dem Anspruch und den Erwartungen seiner Eltern zu entsprechen, kann

für seine Lebensgeschichte zu bleibenden Spuren führen.
Wenn es also eine vorgeburtliche Erziehung im allgemeinen gibt, dann ist auch eine vorgeburtliche religiöse Erziehung möglich. Wenn eine Familie z.B. jeden Sonntag oder auch an Werktagen die hl. Messe mitfeiert, und die Mutter dann auch während der Schwangerschaft mit ihrem noch ungeborenen Kind an der Liturgie teilnimmt, dürften manche Eindrücke des Gotteshauses wie z.B. das Orgelspiel für das Kind später leichter aufzunehmen sein als dann, wenn es noch gar keine Erfahrung mit einem gottesdienstlichen Raum und einer liturgischen Feier gemacht hat.
Jedenfalls ist grundsätzlich auch eine Marienweihe von Kindern vor der Geburt denkbar, da Maria unter dem Kreuz nicht nur die Mutter der Getauften, sondern aller Menschen geworden ist.[27]
Im Alten Testament ist eine solche vorgeburtliche Weihe in der Praxis Hannas greifbar, die in Sam 1,11 den Sohn, den sie von Gott erbittet, im Vorgriff auf die Erhörung ihres Gebetes bereits dem Dienst vor Gott weiht.
Sicher gilt es hier, das Moment der personalen Freiheit eines unmündigen Menschen nie aus dem Blick zu verlieren. Das bedeutet, dass eine solch frühe Weihe stets mit dem aufrichtigen Willen einhergeht, der heranwachsenden und dann später herangewachsenen Person, die Möglichkeit einer eigenen Stellungnahme zu dem zu lassen, was Eltern im Bewusstsein ihrer Verantwortung und zugleich in klarer Anerkenntnis der Reichweite ihrer Entscheidungen vollziehen.
So kann z.B. das Gelübde, ein noch nicht geborenes oder noch unmündiges Kind Gott zu weihen, die Bereitschaft beinhalten, einem Ruf Gottes zu einem gottgeweihten Leben als Priester oder Ordenschrist keine Hindernisse in den Weg zu legen und durch eine gute religiöse Erziehung zu fördern. Eine solche Förderung kann und darf aber nicht die eigene Entscheidung des Betreffenden, auf einen möglichen Ruf Gottes zu antworten, ersetzen. Vielmehr wird die rechte Erziehung darin bestehen, dazu anzuleiten, den Willen Gottes als oberste Richtschnur der eigenen Entscheidungen zu ergründen und zu befolgen. Auch Samuel wurde dazu erzogen

und musste dann, als er zwar noch jung, aber alt genug geworden war, seine eigene Antwort auf den ihm mitgeteilten Willen Gottes geben.

d) Gemeinsame Vorbereitung auf eine Marienweihe in der Familie, der Pfarrei oder einer Diözese

Es wurde schon darauf hingewiesen, dass es nicht nur die persönliche Einzelweihe an Maria oder die stellvertretende Weihe anderer Einzelpersonen oder Gruppen gibt, sondern dass es auch möglich ist, dass eine bestimmte Gemeinschaft sich gemeinsam und bewusst der Gottesmutter weiht. Das kann eine Familie sein, eine Pfarrei oder auch eine andere kirchliche Gruppe.
Der hl. Pfarrer von Ars, Jean Marie Vianney, hat dies auf der Ebene seiner Pfarrei durchgeführt. Er war von Kind auf ein großer Marienverehrer und bekannte, dass seine Liebe zu Maria vom Herzen seiner leiblichen Mutter in sein eigenes Herz übergangen sei und die Liebe zu Maria seine „älteste Liebe“ sei.[28] Das Ave Maria hatte er gelernt, indem er seine Hände in die Hände seiner Mutter gelegt und ihr die Worte des Gebetes nachgesprochen hat. Die erste Kapelle, die er an die in Ars vorhandene Pfarrkirche anbaute, weihte er der Gottesmutter.[29] Später hat er die Namen seiner Pfarrangehörigen aufgeschrieben und sie symbolisch in ein herzförmiges Gefäß gegeben, das er dann der Marienstatue um den Hals hängte.[30] Auf diese sinnenfällige Weise hat er seine Pfarrkinder der Gottesmutter buchstäblich ans bzw. ins Herz gelegt und damit den Sinn der Weihe zum Ausdruck gebracht.
In Österreich hat im Jahr 2009 die Diözese Feldkirch eine 33tägige Vorbereitung auf die Erneuerung des Taufvesprechens an Jesus durch die Hände Mariens angeboten, die im Jahr 2010 wiederholt und dann ebenfalls von der Diözese St.Pölten aufgegriffen worden ist.[31]
Vom 5. November bis zum 8. Dezember 2010 haben sich mehr als 7.000 schriftlich angemeldete Personen auf einen geistlichen Weg gemacht, auf dem sie jeden Tag anhand entsprechender

Betrachtungs- und Gebetstexte die Marienweihe im Geist des hl. Ludwig Maria Grignion von Montfort vorbereitet haben, die dann in zentralen Kirchen am 8. Dezember gemeinsam vollzogen werden konnte. Für die Kinder gab es ein eigenes Begleitheft für einen entsprechenden geistlichen Weg.
Die entsprechenden Materialien sind ebenfalls geeignet, wenn eine Familie oder eine andere Gruppe einen solchen Weg gemeinsam gehen möchte.
Dabei sollte auch hier natürlich die Freiheit der einzelnen Mitglieder gebührend berücksichtigt werden.

e) Marienweihe in einer geistlichen Gemeinschaft

Es gibt eine sehr große Zahl geistlicher Gemeinschaften, Orden oder andere nationale und internationale Vereinigungen von Gläubigen, zu deren Geist und Proprium es gehört, sich Maria zu weihen.[32] Hier seien stellvertretend für viele andere nur einige an Mitgliedern besonders zahlreiche Gruppen genannt:
Zu ihnen gehört die „Blaue Armee Mariens“, die 1947 in den Vereinigten Staaten von Amerika von Pfarrer Haral V. Cogan gegründet wurde und heute den Namen „Fatima-Weltapostolat Unserer Lieben Frau“ trägt. Zu dieser Gemeinschaft gehören heute in 120 Ländern insgesamt rund 22 Millionen Mitglieder, in Deutschland sind es ca. 40.000.[33]
Die Marianischen Kongregationen sind aus einer Initiative des belgischen Jesuiten Jean Leunis am Collegium Romanum 1563 in Rom entstanden. Im Zuge der Reformen nach dem II. Vatikanischen Konzil wandelte sich das Ziel der Kongregationen von der Marienverehrung hin zu der Übung der Geistlichen Exerzitien nach dem hl. Ignatius von Loyola. Der Name wurde geändert in « Gemeinschaft christlichen Lebens ». Zahlreiche Marianische Kongregationen vollzogen diese Änderungen allerdings nicht mit, sondern bestehen bis heute unter den vertrauten Namen weiter. Sie sind in 79 Kongregationen organisiert und zählen zur Zeit rund 80.000 Mitglieder.[34]

Die von P. Josef Kentenich gegründete Schönstattbewegung bzw. –familie setzt sich föderativ aus mehreren selbstständigen Gemeinschaften zusammen. Ihre Mitglieder müssen keinen formellen Aufnahmeantrag stellen, sondern gehen mit einer Weihe an Jesus durch Maria das sogenannte Liebesbündnis sein. Die Bewegung stützt sich auf die Präsenz von rund 200 Schönstatt-Heiligtümern in mehr als 60 Ländern. Sie berührt mit ihrer marianisch ausgerichteten Spiritualität, zu der u.a. die Verbreitung des als „kleine Weihe" bezeichneten Gebetes „O meine Gebieterin, o meine Mutter" gehört, sicher mehrere hunderttausend Personen.[35]

4. Resümee

Wir können also abschließend festhalten:

1. Die Weihe an Maria besitzt ein biblisches Fundament, das sich nicht zuletzt auf die Worte des sterbenden Jesus am Kreuz an seine Mutter und den Jünger stützt.
2. Der Gedanke einer Übergabe des eigenen Lebens an Maria findet sich in Gebeten seit dem 3. bzw. 4. Jahrhundert und ist bis heute fester und weit verbreiteter Bestandteil der Volksfrömmigkeit.
3. Letzter Adressat einer Marienweihe ist Gott als Geber und Erhalter des Lebens.
4. Durch die Weihe an Maria wird ihre besondere Stellung und bleibende Aufgabe im Heilswerk Gottes anerkannt und in Anspruch genommen.
5. Mit der persönlichen Weihe an Maria ist eine unlösbare apostolische Dimension verbunden.
6. Eine stellvertretende Weihe anderer Personen an Maria ist möglich und sinnvoll, wobei die je eigene persönliche Freiheit zu respektieren und zu schützen ist.
7. Das Beispiel bedeutender Heiliger[36] ermutigt und empfiehlt die eigene und die stellvertretende Weihe anderer an Maria.
8. Die Empfehlung des eigenen Lebens und des Apostolats der Laien an Maria entspricht sowohl dem Wortlaut als auch

dem Geist des Konzils im Sinne einer Hermeneutik der Kontinuität.

9. Die Kirche in Deutschland steht vor gewaltigen Herausforderungen.
10. Es ist klug dem Beispiel des Papstes und seiner Vorgänger zu folgen, sich selbst und diejenigen der Gottesmutter zu weihen, für die ich Verantwortung trage.

Wenn wir selbst diese Erkenntnisse für unser eigenes Glaubensleben nutzen und fruchtbar machen, dann werden wir wirksam dazu beitragen, dass der in Gebetsform ausgedrückte und damit bereits schon in die Tat überführte Wunsch Papst Benedikts XVI. an Maria sich über den Kreis der Priester hinaus erfüllt:
„Deine Gegenwart lasse die Wüste unserer Einsamkeit neu erblühen und die Sonne über unseren Dunkelheiten leuchten und bringe nach dem Sturm die Ruhe zurück, damit jeder Mensch das Heil des Herrn sehe, das den Namen und das Gesicht Jesu trägt, der sich in unseren Herzen widerspiegelt, da sie stets eins mit dem deinen sind.“[37]

Anmerkungen

[1] Der Text ist die leicht überarbeitete Fassung des Vortrags, gehalten auf der 19. Theologischen Sommerakademie am 17.06.2011 in Augsburg.

[2] Vgl. z. B. M. Hauke, Die Marienweihe in der deutschsprachigen Theologie des 20. Jahrhunderts : Sedes Sapientiae. Mariologisches Jahrbuch 14/2, 2010, 5.

[3] Vgl. z.B. Benedikt XVI., Ansprache beim Angelus am 13.06.2010 http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/angelus/2010/documents/hf_ben-xvi_ang_20100613_ge.html und http://www.kathpedia.com/index.php?title=Jahr_des_Priesters am 24.07.2011.

[4] Der Text des Gebetes ist zu finden unter http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/prayers/documents/hf_ben-xvi_20100512_affidamento-fatima_ge.html am 24.07.2011.

[5] Vgl. M. Hauke, Marienweihe 5-6 und J.Stöhr, Die Rezeption der Marienweihe von 1954 in Deutschland : Die Herz-Mariä-Verehrung. Geschichtliche Entwicklung und theologischer Gehalt = Mariologische

Studien XXII, Regensburg 2011, 197. Die an letzterer Stelle angegebene Jahreszahl 1941 ist offensichtlich ein Druckfehler.

6 Zitiert nach J. Stöhr, Rezeption 200 Anm.16.

7 Johannes Paul II., Nachsynodales Apostolisches Schreiben „Ecclesia in Europa“ an die Bischöfe und Priester, an die Personen gottgeweihten Lebens und an alle Gläubigen zum Thema „Jesus Christus, der in seiner Kirche lebt – Quelle der Hoffnung für Europa“ 28. Juni 2003, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz = VApS 161, 124-125.

8 Vgl. L. Scheffczyk, Weihe : Marienlexikon 6 (1994), 696-8.

9 Vgl. L. Scheffczyk, Maria. Mutter und Gefährtin Christi, Augsburg 2003, 256.

10 Vgl. C. Feckes, Marienfrömmigkeit und Marienweihe. Leutesdorf [2]1964, 29-30.

11 Vgl. Vaticanum II., LG 52 und 53 sowie M.Hofmann, Kriterien einer gesunden Marienverehrung : Donum Veritatis. FS A. Ziegenaus, Regensburg, 310-311.

12 L.M.G. de Montfort, Das Goldene Buch der vollkommenen Hingabe an Jesus durch Maria, Fribourg [22]1980, 131.

13 Vgl. L. Scheffczyk, Maria, 259.

14 L.M.G. de Montfort, Buch 156-71.

15 Zitiert nach L. Scheffczyk, Weihe, 697.

16 Vgl. L. Scheffczyk, Weihe, 697-8 und ders., Maria, 262.

17 L. Scheffczyk, Maria, 262-3.

18 L. Scheffczyk, Weihe, 698.

19 Vaticanum II., AA 4 : LThK[2] 13, 1986=1967, 621.

20 Das hat der Autor selbst als Teilnehmer der Admissiofeier am 5. September 2010 im Erzbischöflichen Priesterseminar zu Köln erlebt.

21 Vgl. N. U. Buhlmann, Die neue Evangelisierung als Haltung und Aufgabe. Was will und was kann das von Papst Benedikt XVI. errichtete römische Dikasterium erreichen?, Die Tagespost vom 10.06.2011.

22 So lauten Zahlen aus der„Tabelle: Eckdaten des kirchlichen Lebens in den Bistümern Deutschlands 1990-2009“ am 24.07.2011 auf der Homepage der Deutschen Bischofskonferenz unter http://www.dbk.de/zahlen-fakten/kirchliche-statistik/.

23 Vgl. J. Stöhr, Rezeption 214-215 und F. Courth, Marianische Gebetsformen: Handbuch der Marienkunde, hg. V. W. Beinert und H. Petri, Regensburg 1984, 396.

24 Vgl. Poenitentiaria Apostolica, Enchiridion indulgentiarum. Normae et concessiones, Vatikanstadt [4]1999,sowie die deutschsprachige Ausgabe „Handbuch der Ablässe. Normen und Gewährungen, Vatikanstadt [2]2008.

25 Im Kölner Diözesananhang des Gotteslobes ist es unter Nr. 983 aufgeführt.

26 Vgl. J. Stöhr, Sapientia cordis. Theologische Überlegungen zur Weihehingabe : Mariologisches Jahrbuch 1/1, 1997, 108.

27 Vgl. J. Stöhr, Sapientia 99.

28 Vgl. F. Trochu, Der heilige Pfarrer von Ars. Johannes-Maria-Baptist Vianney 1786-1859, übersetzt von Justinian Widlöcher, Colmar [5]1947, 21.

[29] Vgl. F. Trochu, Pfarrer 139 und ders., Die Seele des hl. Pfarrers von Ars. Einblick in das Seelenleben des hl. Johannes Baptist Vianney, übersetzt von A. di Rocca, Gröbenzell [2]1979, 106-14.

[30] Vgl. Trochu, Seele, 109.

[31] Vgl. http://www.33schritte.at/.

[32] Vgl. dazu J.Stöhr, Rezeption 207-216, wo die in Deutschland verbreiteten Gemeinschaften aufgeführt sind.

[33] Vgl. J. Stöhr, Rezeption, 209-10.

[34] Vgl. J. Stöhr, Rezeption 212 und W. Lambert, Kongregationen I. : Marienlexikon 3 1991, 605-6.

[35] Vgl. http://www.relinfo.ch/schoenstatt/info.html.

[36] Neben den in diesem Vortrag genannten Heiligen lässt sich die Liste derer, die sich selbst Maria geweiht haben und die stellvertretende Marienweihe vollzogen haben, leicht und reichlich verlängern. Vgl. z.B. F. Holboeck, Geführt von Maria. Marianische Heilige aus allen Jahrhunderten der Kirchengeschichte, Stein am Rhein 1987.

[37] Vgl. Anm. 4.

Als christliche Familie gegen den Strom schwimmen

Hans und Christina Augustin

Bevor wir in das Thema einsteigen, möchten wir ein Zitat aus der Ansprache am Aschermittwoch 2010 von Papst Benedikt XVI. zitieren *... gegen den Strom schwimmen heißt Umkehr, wo der ‚Strom' den oberflächlichen, inkonsequenten und trügerischen Lebensstil meint, der uns oft fortreißt, beherrscht und zu Sklaven des Bösen oder zu Gefangenen einer moralischen Mittelmäßigkeit macht".*

Gegen den Strom schwimmen heißt Umkehr

Grundsätzlich haben wir – wie alle anderen auch – mit den Konflikten des Lebens zu kämpfen. Wobei manches gelingt und anderes daneben geht.
Die Kinder gehen zum Teil andere Wege als die von uns gewünschten, und wir müssen sie loslassen. Allerdings im Vertrauen darauf, dass Gott in allem die letzte Entscheidung hat.
Bedingt durch unsere Bekehrung versuchen wir ein intensiveres Glaubensleben zu führen, aber das bedeutet nicht, dass man immer den Umweg über die Glaubensferne nehmen muss, um zu Gott zu finden. Man kann grundsätzlich gleich bei ihm bleiben.
Es ist uns bewusst, dass alles auch ganz anders hätte kommen können, ohne diese Gnade der Bekehrung und Umkehr.

Was ist nun der Strom bzw. was empfinden wir als Strom?

Sobald man das Haus verlässt, stürmen die Welt-Botschaften aus Mode, Musik Politik und Wirtschaft, die sogenannte öffentliche

Meinung durch alle möglichen Arten von Medien auf potentielle Mitschwimmer ein.
Über die letzten intimen Informationen aus Facebook u.a. Plattformen, aus den Abendfilmen im Fernsehen, über die auf dem Weg zur Schule und in der Arbeit geredet wird, reagieren nicht wenige Erwachsene – wenn man danach fragt – verunsichert und irritiert, aber nach außen zeigt man sich völlig unberührt.
Wir möchten das einmal ganz ungeschminkt festhalten: Ohne unser Gebet um den Beistand des Heiligen Geistes und ohne das Leben aus den Sakramenten wären wir restlos überfordert. Es ist ein guter, aber Kräfte zehrender Kampf.

Was tut man dagegen?

Wir haben nichts Neues, dafür aber Bewährtes, um gegen den Strom zu schwimmen.
Vorweg einige Beispiele, wie wir uns stromaufwärts über Wasser gehalten und verschiedene Situationen gemeistert haben:
Unsere ältere Tochter, damals ca. 13 Jahre, kommt eines Tages von der Schule nach Hause, mit einer Einladung für eine Party mit Übernachtung bei einem Schulkollegen, dessen Familie etwas abgelegen am Berg wohnte.
Unsere Antwort: Wir erlauben dir dorthin zu gehen, aber um 12 Uhr holen wir dich dort ab.
Es folgte ein großer emotionaler Ausbruch: Alle dürfen, nur ich nicht! Zusätzlich hatte sich auch die Mutter einer Mitschülerin für unsere Tochter stark gemacht, aber ich blieb freundlich und fest bei unserer Entscheidung. Dann habe ich einige Stichprobentelefonate gemacht. Das Ergebnis war: Von 24 Schülern durften nur vier dort übernachten.
Nicht dass wir erwartet hätten, dass bei dieser Familie alles aus dem Ruder läuft. Aber wenn wir das jetzt der Tochter mit ihren13 Jahren erlauben, was sagen wir dann später, wenn sie älter ist!
In diesem Zusammenhang habe ich auch uns bekannte Mütter befragt, wie sie in verschiedenen Situationen reagiert haben:

Eine Erfahrung von uns bekannten Eltern erwachsener Söhne: Der Jüngste wollte mit seinen Freunden eine Reise nach Mallorca machen. Da die Eltern gehört hatten, dass auf solchen Reisen sehr viel Alkohol konsumiert wird, waren sie nicht sehr glücklich. Sie sprachen in der Familie darüber, und der ältere Bruder gab seinem jüngeren Bruder auch noch gute Ratschläge. Verbieten kann man in diesem Alter ein solches Unternehmen nicht mehr. Also begleiteten sie die Reise mit viel Gebet.
Das Ergebnis war: Am ersten Tag wurde schon ein wenig gefeiert, aber im Hotel waren vorwiegend ältere Gäste, die die Ruhe schätzten. Beim Ausgehen erlebten die jungen leute dann so viel Negatives, dass sie einstimmig beschlossen, nie mehr nach Mallorca zu fahren.
Weitere Problemthemen waren zweifelhafte Kinobesuche oder auch Einladungen zu Halloween. Um dem zu entgehen, haben wir frühzeitig mit befreundeten Familien einen Besuch vereinbart, über den sich auch die Kinder gefreut haben, und somit war dieser Termin „leider“ schon verbucht.
Ein wichtiger Hinweis von einer Mutter von sechs Kindern, die mir u.a. erzählte, dass sie Arzttermine oder Einladungen zu einem Kaffee nie am Nachmittag vereinbart, da selbst bei älteren Kindern die Motivation für Hausaufgaben und Lernen schwindet, sobald die Mama die Haustüre hinter sich schließt.

Wir müssen von der Tatsache ausgehen, dass es eine Perspektive des Kindes und eine der Eltern gibt.

„Strom“ ist das, was die Kinder mit nach Hause nehmen, und mit dem wir umgehen müssen. Bestimmte Inhalte verstehen sie gar nicht, sondern sie werden erst durch die Reaktion der Eltern aufmerksam, dass da etwas anderes gemeint ist.
D.h. wir sehen uns vor die Tatsache gestellt, Stellung zu nehmen – in Form von Erklärung, Korrektur, u. U. auch durch Verbote.
D.h. eine altersgemäße Vorbereitung zu Themen wie Glaube, Freundschaft, Partnerschaft, Sexualität, Berufswahl, Lebensführung usw. ist besser als eine Korrektur im nachhinein, die u.U.

nicht mehr oder nur schmerzlich greifen wird.
Wir haben auch die Erfahrung gemacht, dass wir als Eltern, die den Glauben leben, geistliche Beschützer für unsere Kinder sind, eine Art Schutzwall, der sie nicht vor allem, aber vor so vielem bewahren kann, wenn wir die Verantwortung der Erziehung mit Umsicht wahrnehmen.

„Gegen den Strom schwimmen“ zeigt sich im Zeitgeist

Wir können und sollen uns als Christen kirchen- und gesellschaftspolitischen Themen nicht verschließen bzw. sie negieren oder auf das Jüngste Gericht verschieben.
Im Gegenteil, wir haben auch eine Verantwortung, an derartigen Diskussionen teilzunehmen, aber unter der Perspektive unseres Glaubens und den gegebenen Bedingungen, d.h. je nach dem wir eine Familie mit Kindern sind oder alleinstehend oder ein Paar in Pension, usw.

„Gegen den Strom schwimmen“ zeigt sich im Lebensstil

Wieviel wird uns von außen diktiert und wir übernehmen es, weil wir uns nicht vorher schon für ein bestimmtes Verhalten entschieden haben. Das ist ein Lernprozess. Aber ich komme um bestimmte Erfahrungen nicht herum.
Sind z.B. die Maßstäbe, mit denen die Gesellschaft misst, auch meine? Und wenn ja, in welchen Bereichen? Oder gibt es Themen, in denen ich stark genug bin, „gegen den Strom zu schwimmen“?
Z.B. bei der sog. Toleranz – d.h. setze ich den Maßstab von Gut und Böse aufs Spiel und verfälsche die Situation, passe ich die Antwort an die gesellschaftlichen Umstände an und verrate damit meine Orientierung, weil es einfacher ist, weil ich damit Konflikten ausweiche, weil ich nicht aus „der Reihe“ tanzen will?

„Gegen den Strom schwimmen“ zeigt sich im Beruf

Das Berufsleben wirkt auf vielfältige Weise in das Leben des Einzelnen bzw. der Familie ein: Nachtarbeit, Tätigkeiten am Fließband, Akkordarbeiten, Arbeiten mit einem hohen Anteil an Risiken für die Gesundheit; Arbeit, die eine Trennung von der Familie über mehrere Tage erfordert; Arbeiten, die Entscheidungen über das Schicksal von Menschen verlangen; Tätigkeiten, die nach katholischem Verständnis einen Gewissenskonflikt verursachen, wenn durch mein Mitwirken Waren hergestellt werden, deren Auswirkung das Leben gefährden – alles dies und noch vieles mehr, um sich das Leben „leisten“ zu können.

„Gegen den Strom schwimmen“ zeigt, wie wir mit der Welt umgehen und was sie aus uns macht!

Wir erfahren eine krisenhafte Gegenwart: Ölkrise, Hungerkrise, Finanzkrise, Verteilungskrise, Glaubenskrise, Kirchenkrise. Wir sind Weltuntergangs-Spekulationen ausgesetzt. Obwohl man nachlesen kann: Niemand kennt den Tag noch die Stunde. Haben wir vergessen, was Paulus sagt, dass nur die Liebe zählt?
Ein Zitat aus „Ecclesia in Europa“ verdeutlicht das: „Die Zeit, in der wir leben, vermittelt … den Anschein des Verlorenseins. Viele Männer und Frauen scheinen desorientiert, unsicher und ohne Hoffnung zu sein, und nicht wenige Christen teilen diesen Gemütszustand“ (Eccl. in Eu 7).
Ist diese Sicht zu sehr von Europa aus gesehen? Haben wir die Weltkirche aus den Augen verloren? Wissen wir ausreichend, was es an Aufbrüchen innerhalb und außerhalb Europas gibt?
Ist angesichts der Ereignisse in der Welt und Kirche Hoffnung berechtigt? Können wir als Christen, als Mütter und Väter unseren Kindern vermitteln, dass Glaube unverzichtbar ist? Dass sich eine religiöse Erneuerung, eine Re-Evangelisierung lohnt?

In Wahrheit geht es um Umkehr gemäß dem Eingangszitat von Papst Benedikt.

Jeden Tag, fast möchte man sagen, jede Stunde. Dazu ein ganz praktisches Beispiel: Wir machen im Sommer mit der Familie einen Ausflug ins Gebirge. Am Nachmittag kommt ein Gewitter auf, und der Vater oder die Mutter sagt: „Es ist besser, wir kehren um.“ Das heißt doch nichts anderes, als dass wir uns in Sicherheit bringen, weil wir Verantwortung haben für die Kinder und für uns. Die Heftigkeit des Gewitters ist nicht abschätzbar.
Vielleicht treffen die Eltern auch gegen den Widerstand der größeren Kinder, die das Abenteuer suchen, diese Entscheidung.
Die Kinder würden gerne unter einem Baum stehend das Gewitter erleben. Aber wir wissen, dass gerade das Verweilen unter Bäumen bei einem Gewitter sehr gefährlich ist. Daher könnte es zwischen Eltern und Kindern bzgl. dieser Entscheidung vielleicht eine Diskussion geben, bei der die Bemerkung fällt: Ihr habt ja immer etwas dagegen.
Ja, wir haben in Fragen unserer Glaubensorientierung, die eine Gefahr für unsere Kinder sind, etwas dagegen, die Kinder unübersehbaren Gefahren auszuliefern. Es stellt sich daher die Frage: Was können wir tun? Tatsache ist: Wer nicht schwimmt, treibt ab.

Schwimmen als stetige Herausforderung

Das bedeutet verschiedene Disziplinen ins Auge zu fassen, auf die wir näher eingehen wollen: Gebet, Beichte, Vorbereitung auf den Sonntag, Liturgie im Jahreskreis, Lektüre religiöser Schriften, Aus- und Weiterbildung als Ehepaar, Ehe- und Versöhnungsgespräche, Zugehörigkeit zu einer geistlichen Gemeinschaft.

Gebet

Um überhaupt in der Lage zu sein, gegen die Strömung des Zeitgeistes anzukämpfen, ist das Gebet ein ganz wichtiger Anker.

Wenn wir – in welcher Form immer – zu Gott beten, steht nicht die Pflichterfüllung als brave Christen im Vordergrund, sondern es geht um eine persönliche Begegnung mit Gott unserem Schöpfer, mit der Liebe in Person; dass wir mit unserem Ehe- und Familienalltag unseren Dank, unsere Sorgen und Nöte vor den Allmächtigen tragen.
Unsere Praxis als Ehepaar ist unter anderem der tägliche gemeinsame Rosenkranz. Diese Erfahrung, die Treue im Gebet über Jahre, wird die Kinder in ihre Zukunft mittragen. Auch wenn die Jahre zwischendurch stürmisch oder karg werden. Es ist ein geistiges Erbe.
Um unsere Kinder einigermaßen im Schwimmen gegen den Strom zu trainieren, haben wir uns bemüht, sie von klein an die wichtigsten Gebete zu lehren, und sind mit ihnen schon relativ früh zur Sonntagsmesse und später einmal pro Woche zur Schülermesse gegangen.
Allerdings haben wir bei allem Engagement für den Glauben darauf geachtet, dass wir das rechte Maß finden, damit es den Kindern nicht zuviel wird. Eine Familie ist kein Kloster.
Dazu ein weiteres Beispiel von einer Bekannten – ihre Kinder sind jetzt schon erwachsen. Das Wichtigste für sie ist jetzt einmal am Tag ein gemeinsames Essen, und dazu gehört auch das gemeinsame Tischgebet. Rückblickend ist es beruhigend für sie, dass sie viele Jahre bei den Kindern zu Hause bleiben konnte.
Dazu habe ich eine persönliche Erfahrung mit meinem verstorbenen Bruder gemacht. Als Bub war er Ministrant. Ab der späteren Jugendzeit lebte er 30 Jahre mehr oder weniger ohne Bezug zu Gott. Das hat mir nach meiner eigenen Bekehrung Sorgen gemacht, und ich habe in diesem Anliegen voll Vertrauen viele Jahre den Rosenkranz zur göttlichen Barmherzigkeit gebetet. Er ist dann an Krebs erkrankt, und als es ihm schon sehr schlecht ging, habe ich immer wieder versucht, ihn mit einem Priester in Kontakt zu bringen. Als er schon Atemnot hatte – er litt an Lungenkrebs – versuchte ich, ihm nochmals eindringlich eine Aussöhnung mit Gott nahezulegen. Er lehnte verärgert ab. So betete ich zu

Hause, selbst schon etwas in Panik, nochmals im Vertrauen den Barmherzigkeitsrosenkranz. Eine halbe Stunde später ließ er den Arzt bei mir anrufen, wie lange ich bräuchte, um mit einem Priester bei ihm zu sein. Er empfing noch das Sakrament der Buße und der Krankensalbung und konnte den Leib des Herrn empfangen. Nachher benötigte er keine Sauerstoffmaske mehr. Tags darauf starb er ohne Kampf in großem Frieden.

Das Sakrament der Versöhnung

Ein wichtiger Teil beim Schwimmen gegen den Strom ist das Bußsakrament – wir haben erkannt, dass das Beichten nicht nur in der Weihnachts- und Osterzeit, sondern auch zwischendurch sehr hilfreich ist. – Besonders nach Konflikten vereinbaren wir als Grundlage und Voraussetzung einer Vergebung und Versöhnung die Beichte. In jedem Fall kostet die Beichte eine Überwindung, bisweilen sogar einen Kampf. Im Rückblick betrachten wir, was alles schief gelaufen ist und warum; wo die Ansätze und Vorsätze für eine Verbesserung sind. Unsere Erfahrung zeigt, dass die Beichte wirklich ein Neuanfang ist. Weil Gott uns vergeben hat, können auch wir einander vergeben.
Als die Kinder noch jünger waren und wir alle gemeinsam zur Beichte gegangen sind, haben wir uns danach – z.B. im Sommer – auf ein Eis eingeladen oder ein Familienspiel gemacht. Dabei haben wir aufgepasst, dass uns die Gnade des Familienfriedens möglichst lange erhalten blieb. Das ist auch jetzt noch die Realität.
Inzwischen gehen die Kinder, die mittlerweile schon ganz oder beinahe erwachsen sind, selbständig und unabhängig von uns zur Beichte.

Ein wesentliches Training um „gegen den Strom zu schwimmen“, war und ist die Vorbereitung auf den Sonntag.

Das Leben im liturgischen Jahreskreis ist Bestandteil unserer Hauskirche. Es ist der Ort, an dem die Weitergabe und Praxis des

Glaubens in der Familie gelebt wird.
In unserem Wohnzimmer steht eine Holzkommode, auf der sich unser Hausaltar befindet: darüber ein schönes Kreuz, auf einer angemessenen Leinendecke eine geschnitzte Muttergottesstatue, eine passende Spruchkarte, eine geweihte Kerze. An jedem Samstag wird der Gebetsplatz mit frischen Blumen geschmückt, und je nach liturgischer Zeit verändert sich das Aussehen durch die entsprechenden Farben unseres Hausaltares. Zur Zeit – im Monat Juni – steht ein Herz-Jesu-Bild im Vordergrund.
Als Besonderheit gegenüber den Wochentagen lege ich zur Sonntagsvorbereitung etwas Weihrauch auf. Das betont den spirituellen Charakter und vermittelt eine besondere Atmosphäre.
Mein Mann liest das Evangelium. Hin und wieder ergibt sich daraus ein Gespräch oder eine Betrachtung. Anschließend beten wir als Familie den Rosenkranz als Dank oder als Bitte für verschiedene Anliegen der Familie und der Welt.
Als die Kinder noch kleiner waren, hat es im Anschluss noch gemeinsame Spiele gegeben oder, in der Adventzeit, hat mein Mann eine Geschichte vorgelesen. Ab und zu haben wir auch einen passenden Familienfilm angeschaut.
Mutter Teresa war davon überzeugt, dass eine Familie, die zusammen betet, auch zusammenbleibt.
In diesem Zusammenhang eine Begebenheit von unserer jüngsten Tochter: Sie war mit der Scheidung der Eltern ihrer Freundin konfrontiert. Tag für Tag war das am Mittagstisch das wichtigste Thema. Sie hat hautnah miterlebt, in welche Tiefen ein junger Mensch durch das Verhalten eines Elternteiles stürzt. Es hat sie sehr mitgenommen und erschüttert.
Meinungsverschiedenheiten zwischen mir und meinem Mann lösten bei ihr die Befürchtung aus, dass auch wir uns scheiden lassen könnten. Unterschiedliche Ansichten sind kein Scheidungsgrund, erklärten wir ihr. Unlängst hat sie sich von Herzen bedankt, dass wir zusammenbleiben.

Auch das Mitfeiern der Liturgie im Jahreskreis stärkt die Schwimmkondition

An dieser Stelle möchten wir Ihnen ein ausführliches Kompendium zum Thema „Familien feiern das Kirchenjahr“ von Maria Prügl, Referat für Ehe und Familie der Erzdiözese Salzburg, empfehlen. Wir haben die Kinder schrittweise an die Feste herangeführt – in erster Linie Advent und Weihnachten, die Fastenzeit mit Ostern und Pfingsten.
Unsere Kinder hatten das Glück, größtenteils einen wirklich katholischen Religionsunterricht zu erfahren. Natürlich hatten wir sie zu Hause schon mit Kinderbibeln und anderen Büchern zum Glauben hingeführt. Vor allem das Mitfeiern und Erklären der jeweiligen Feste führt zum Verständnis des liturgischen Jahreskreises. Wir haben im Laufe der Jahre in unserer Familie eine Art „Liturgie“ entwickelt, die uns geholfen hat, das Kirchenjahr in seiner Fülle zu leben und zu erleben und ganz wesentlich unseren Alltag zu bewältigen.

Exerzitien

Aus der Erfahrung eines sehr weltlichen Alltags sind wir auf Vertiefungen im Glauben und spirituelle Begleitung angewiesen. Deshalb nehmen wir einmal im Jahr an Exerzitien teil. Es ist eine Auszeit für ein paar Tage von den weltlichen Verpflichtungen für eine wohltuende Schweigsamkeit, für Vorträge, für Beichte, aber vor allem für die hl. Messe. Wir haben Zeit für Betrachtung und Anbetung.

Lektüre religiöser Schriften

Einerseits ist es wichtig, dass die Eltern über passende Lektüre ihren eigenen Glauben erweitern und vertiefen. In Ergänzung von Artikeln zu gegenwärtigen Fragen der Gesellschaft, Wissenschaft

und Politik sind die Texte von Enzykliken und anderen päpstlichen Dokumenten wichtige Orientierungen.
Andererseits ist es Aufgabe der Eltern, ihre Kinder im Glauben zu erziehen. Eine behutsame Katechese je nach Reife und Alter ist daher Grundlage für eine religiöse Entwicklung.
Durch Geschichtenerzählen, durch Vorlesen können sich Kinder ein Bild von der Welt machen. Je nach Alter und Interessen sind Dokumentationen, Lehrbücher oder Kinderbibeln Hilfen zur Vorbereitung auf Erstkommunion und Firmung.

Gemeinsame Teilnahme an ganzheitlich bildenden Veranstaltungen

Wichtig war uns auch die sinnvolle Beschäftigung, mit ihnen am Abend z.B. einmal ins Konzert, Theater oder zu einem Vortrag zu gehen oder ins Kino, um einen nach unserer Meinung wertvollen Film zu sehen.
Da alle unsere Kinder ein Instrument erlernt haben, war die Freizeit relativ begrenzt.
Unsere Kinder waren altersmäßig weit auseinander waren. Wir hatten keinen Fernseher, sondern nur eine Video- und DVD Abspielmöglichkeit.
Viele gemeinsame Unternehmungen am Sonntag, Wanderungen, kleine Wallfahrten oder einfach Besuche bei Glaubensfreunden hat unser Familienleben immer wieder gestärkt.
Haben unsere Bemühungen – je nach Alter – nicht gereicht, etwas zu verhindern, haben wir uns im Vertrauen geübt und gebetet.

Aus- und Weiterbildung als Ehepaar

Im Jahr 2004 sind wir über einen Prospekt der Ehe- und Familienakademie der Erzdiözese Salzburg gestolpert. Wir hatten in dieser Zeit Sehnsucht, etwas für uns zu tun. Wir haben uns entschlossen diese Ausbildung zu machen.
Dazu erläuternd: Im ersten Kursjahr geht es um das eigene Ehe-

und Familienleben. Themen wie „Herkunftsfamilie“ und „Loslösen vom Elternhaus“ sind oft Zündstoff besonders für die ersten Jahre einer jungen Familie. „Versöhnung in Ehe und Familie“, „Verschiedenheit von Mann und Frau“, „Sexualität – aus der Sicht des Mannes und der Frau“: Aus diesen Themen ergeben sich sehr intensive Paar-Auseinandersetzungen, die zu tiefen Einsichten und Aha-Erlebnissen führen. Wir erlebten eine neue Dimension unserer Ehe und durften gewissermaßen Taborstunden erfahren.
Im zweiten Jahr lernen die Ehepaare ihre Erfahrung und ihr Wissen weiterzugeben. Sie erarbeiten ein Thema, das ihnen persönlich wichtig ist, lernen Gruppen zu leiten, Gespräche zu moderieren und Vorträge zu halten.
Eine weitere Ausbildung liegt uns noch am Herzen: ein Programm für die Begleitung von Jugendlichen in der Pubertät: TeenSTAR.

Zeit für den Ehepartner

Im Alltag bleibt oft zu wenig Zeit für den Ehepartner. Wir sprechen aus eigener Erfahrung. Ein kleiner Einblick in unsere Praxis: Mein Mann konnte schlecht Disharmonie ertragen. Es sollte alles still und friedlich ablaufen. Nur ja kein lautes Wort. Er war eher introvertiert und von zu Hause her nicht ermutigt, Konflikte auszutragen. Ich dagegen wollte alles ausdiskutieren und war nicht immer ganz leise in meiner Emotionalität.
Deshalb möchten wir aus unserer Ausbildung zwei ganz wertvolle Werkzeuge für die Ehe vorstellen: das Ehe- und das Versöhnungsgespräch.

Das Ehegespräch

Zum Ehegespräch gibt es eine eigene Anleitung. Wir haben ein paar Exemplare für Sie mitgebracht.
Es ist eine Brücke zwischen Mann und Frau. Da sie in ihrer Art sehr unterschiedlich sind, ist hier der Bereich mit den vielen Missverständnissen und Irrtümern.

Ehegespräch bedeutet Mühe, die mit Sicherheit ein ganzes Leben lang andauert. Es läuft nach bestimmten Regeln ab. Es gehört auch zum „Schwimmen gegen den Strom“, wenn man an der eigenen Ehe arbeitet.
Das Gespräch sollte an einem fix vereinbarten Termin stattfinden, wenn möglich regelmäßig, ohne Telefon, ohne Störung durch die Kinder, evtl. bei einem Glas Wein, auf alle Fälle in einer guten Atmosphäre, wo sich beide wirklich begegnen können. Diese Stunden gehören dem Paar alleine. Es geht um das, was dem anderen am Herzen liegt, wie es ihm geht, was man dem anderen mitteilen möchte. Der eine spricht, der andere hört nur zu und versucht das Gesagte zu verstehen. Hören meint „das von sich Weghören“, auf die Werte des anderen, auf seine Sorgen, Ängste, hören auf das, was den anderen beschäftigt. Der andere darf nur nachfragen, ob er das so richtig verstanden hat. Diskussion ist beim Ehegespräch nicht erlaubt – auch keine familienorganisatorischen Themen. Es geht darum, was den anderen innerlich bewegt. Nur so kann ich ihm begegnen, wenn er sich im Vertrauen öffnen kann. Das sind die Sternstunden einer Beziehung: Ich lasse ihn an meinem Herzen teilhaben.
Mit dem Gehörten muss man dann behutsam umgehen. Es ist kostbar, und wir haben den größten Respekt vor dem anderen. Durch aufmerksames Zuhören kann man auch die Stimme Gottes im Partner hören, d.h. Gott spricht manchmal auch durch meinen Ehepartner.

Das Versöhnungsgespräch

Nach einem Ehegespräch, wenn der Partner erzählt hat, was ihn gekränkt hat, aber auch vor oder nach einer Beichte, könnte z.B. ein Versöhnungsgespräch stattfinden.
Wir sagen einander: Ich bitte dich um Verzeihung, wo ich dich verletzt habe. Der andere antwortet: Du hast mir wehgetan, aber ich verzeihe dir, es steht nichts mehr zwischen uns.
Aufrichtig und von Herzen einander zugesprochen kann es Berge

in der emotionalen Kommunikation versetzen.
Auch dem ehelichen Einssein sollen wir Raum und Zeit ermöglichen, das ist sehr wichtig. Wenn möglich hin und wieder einmal ein romantisches Wochenende ohne Kinder. Da sind die Großeltern oder Geschwister gefragt, die die Kinder übernehmen können, um dem Ehepaar eine wichtige Zeit des Alleinseins zu ermöglichen. Dadurch wird die Ehe, das Fundament der Familie, gestärkt.
Ein wichtiger Punkt ist die Atmosphäre, das Klima, das bei uns zu Hause herrscht. In diesem Raum der Familie finden wir die wichtigste Voraussetzung für gesunde Entwicklung, für Lebens- und Liebesbefähigung und die Weitergabe des Glaubens: die Liebe und Einheit der Eltern.

Zugehörigkeit zu einer geistlichen Gemeinschaft

Da in der Ankündigung bei unserem Vortrag der Zusatz zu lesen ist, dass wir der geistlichen Gemeinschaft „Das Werk“ angehören, ein paar Worte dazu: Wir sind als Familie in dieser Gemeinschaft . Sie ist seit vielen Jahren unsere spirituelle Beheimatung. Obwohl wir in einer Pfarre leben, wo großer Wert auf die Liturgie im Jahreskreis gelegt wird, hatten wir das Bedürfnis nach einem tieferen geistlichen Leben und einer Begleitung in spirituellen und familiären Belangen.
Es gibt Zugehörigkeiten in loserer und festerer Art. Wir stehen in einer festeren Verbindung und dürfen so durch Priester, Schwestern und andere Familien, die zur Gemeinschaft gehören, Stärkung und Hilfe in unserem Ehe- und Familienleben erfahren. In der Begleitung wird auf die jeweiligen Möglichkeiten geachtet, die sich aus dem örtlichen und gesellschaftlichen Kontext ergeben.
Umgekehrt bringen die Familien ihre Erfahrungen des täglichen Lebens aus Beruf und Familie in das Leben der Gottgeweihten. Diese gegenseitige Ergänzung ist ein wesentliches Merkmal des Charismas dieser Gemeinschaft.
Wir treffen uns für Katechese, Austausch und Gebet regelmäßig.

Einmal pro Jahr nehmen wir an Exerzitien teil.
Auch unsere Kinder wurden in diversen Sommerlagern und mit verschiedenen Angeboten begleitet. Sie wachsen mit jeder Menge Klostererfahrung auf und lernen einen unverkrampften Umgang mit Gottgeweihten, Priestern und Bischöfen und erleben die Kirche als einen Ort der Freude, der Freundschaft und der Orientierung für ihr Leben.
Im Auf und Ab des Alltags, in Beruf, Schule, vor allem im Umgang mit Nichtgläubigen, ja sogar Kritikern der Kirche haben wir als Familie das Gefühl einer „Rückendeckung“ und Stärkung durch diese Zugehörigkeit und das Mithineingenommensein in das fürbittende Gebet der Gemeinschaft.
Ein geistliches Band der Gemeinschaft ist das Abendsegensgebet; dieser Segen wird uns von Priestern und Bischöfen, die zur Gemeinschaft gehören, gespendet.
Zum Abschluss noch einige Schwimmregeln zur Empfehlung: wenn möglich täglich hl. Messe, in monatlichen Abständen eine Beichte, Anteilnahme am sozialen und kirchlichen Leben, Rosenkranz, Treffen mit Gleichgesinnten, Ideen vom Reich Gottes, andere ermutigen, den Glauben nicht zu verlieren; sie stärken, aber auch zulassen, dass man selbst Stärkung braucht.
Glaubensvermittlung bzw. –praxis ist eine Art Atlantiküberquerung, wobei man auf die Bedingungen des Meeres vorbereitet sein muss. Natürlich kann man das Meer nicht schwimmend überqueren. Daher benötigt man ein Schiff; je nach Aufgaben und Verantwortung, ein größeres oder kleineres, wenn möglich hochseetüchtig; aber es genügt schon, wenn es in Binnenseen nicht untergeht, Segel oder Motor, Anker, Steuerrad, Schlafkojen, eine Bibel; für längere Passagen ausreichend Wasser und Lebensmittel, Schwimmweste, Rettungsringe bzw. Rettungsboot und einen Kompass, damit man die Orientierung nicht verliert, – und Mut und Gott-Vertrauen.

Beten mit den Kindern

Silvia Cichon-Brandmaier

Ziele in der religiösen Erziehung

Eine wichtige Überlegung, der man sich stellen sollte, ist die nach den Zielen der religiösen Erziehung: Wo will ich hin? Welche Vorstellung habe ich von einem reifen Christen? Was wünsche ich mir für meine Kinder?
Um besser auf die Spur zu kommen, können wir überlegen, welche Vorbilder wir haben, welche Bilder uns einfallen. Für den Menschen wird gerne das Bild eines Baums gebraucht: Fest verwurzelt in der Erde kann er vielen Stürmen standhalten. Er streckt seine Zweige dem Himmel und seine Blätter der Sonne entgegen. Wenn er sich gut entwickelt, trägt er Früchte.
Auch biblische Gestalten eignen sich gut als Bilder für gelingendes Leben vor Gott: etwa Abraham, der aus allem Gewohnten aufbricht, alles verlässt und Gottes Ruf folgt; David, der eher ein Kämpfer, ein Widerständler ist, oder Jona, der Angst vor Gottes Ruf hat, sich versteckt, vor Gott flieht, aber doch Gott nicht loslässt und von ihm nicht verlassen wird. Ähnlich gibt es Frauenfiguren: Rut, die ihre Heimat verlässt und treu ist; Hanna, die trotz Scham über ihre Kinderlosigkeit unermüdlich zu Gott betet und nicht aufgibt; Judith, die mutig für ihr Volk kämpft.
Solche Gestalten können uns auf der Suche nach Vorbildern anregen. Wie sehen sie aus? Sehe ich ihre Stärken, ihre Schwächen, ihre Kämpfe? Welche Stärken haben meine Kinder? Sind sie vorsichtig oder forsch, hilfsbereit, energisch, eher Denker oder Bastler oder sportlich, sind sie sensibel für andere, sozial, ehrgeizig? Wofür interessieren sie sich? Brauchen sie Herausforderungen oder bewegen sie sich eher in kleinen Schritten vorwärts? All das spielt

eine Rolle auch für die Zugänge zum Glauben. Der eine begeistert sich für spannende Geschichten wie Daniel in der Löwengrube, andere mögen die Atmosphäre oder die Musik im Gottesdienst.
Nicht nur der Charakter unserer Kinder ist wichtig für ihre Entwicklung, sondern auch die Herausforderungen, von denen wir denken, dass sie auf sie zukommen, zuerst im Kindergarten und in der Schule, bei Freunden und später im Beruf. Was für Fähigkeiten werden sie brauchen? Wir müssen beispielsweise unseren Glauben viel besser begründen und erklären können als früher, weil wir viel stärker mit anderen konfrontiert werden, die ihn nicht teilen. Freunde von uns in den neuen Bundesländern hatten etwa heftige Auseinandersetzungen mit Kindergärtnerinnen, die ihrem Kind unbedingt das Christkind ausreden wollten.
Wir dürfen das Vertrauen haben, von Gott geliebt, ja, Kinder Gottes zu sein, von ihm erschaffen, berufen und erwählt. Dieses Vertrauen kann bei Kindern zu einem guten Selbstbewusstsein beitragen. Wir als Familie hören etwa des öfteren Bemerkungen zu unserer Kinderzahl wie „fleißig, fleißig“. Einmal ist eine Mitschülerin unseres Ältesten, Rafael, mit uns auf dem Heimweg gewesen und meinte: „Warum habt ihr denn vier Kinder? Zwei reichen doch völlig!“ Rafael konterte ganz selbstverständlich und selbstbewusst: „Wir wollen sogar noch mehr Kinder!“ Mich hat es sehr gefreut, wieviel Stärke er in diese Worte gelegt hat – auch wenn ich nicht unbedingt seiner Meinung war. Solche Stärke kann man natürlich nicht herbeireden, sie wächst in erster Linie aus dem Gefühl, angenommen, geliebt zu sein.

Mein Gottesbild

Das Selbstbewusstsein führt uns zur Frage nach unserem Gottesbild, das ich hervorragend dargestellt gefunden habe bei Peter Beer (Wozu brauchen Erzieherinnen Religion? Ein Arbeitsbuch für Ausbildung und Praxis, 26 f.) mit einer Zusammenschau vieler möglicher Gottesbilder. In einer Skizze werden positive und negative Gottesbilder einander gegenübergestellt.

Negative Gottesbilder sind: „Nichts-Gott“ als Gott ohne Eigenschaften, die Unendlichkeit; der „Null-Gott“ als absolut nicht erkennbarer Gott; der Rächer-Gott, der auch kleinste Vergehen bestraft; der Leistungs-Gott liebt nur die Erfolgreichen; der „Todes-Gott“ verteilt willkürlich Krankheit und Tod; der BigBrother-Gott sieht alles; der Buchhalter-Gott widmet sich dem Menschen nur bei Gegenleistung.
Diesen Vorstellungen sind die positiven Gottesbilder entgegengesetzt: der Schöpfer-Gott als Geber und Erhalter des Lebens; der Vater-Gott, der sich aus Liebe den Menschen zuwendet; der Begleiter-Gott steht zum Menschen in Leid und Not; der Befreier-Gott will den selbstbestimmten Menschen, steht ihm bei und befreit aus Abhängigkeit und Sklaverei; der Versöhner-Gott verzeiht dem Menschen seine Fehler und Sünden, so dass sie nicht ewig weiter wirken.
Als Christen wäre uns rational klar, dass wir die biblischen Gottesbilder bejahen und die anderen ablehnen. Wenn wir aber ehrlich mit uns sind, werden wir feststellen, dass unbewusst auch Teile der negativen Gottesbilder bei uns vorkommen. Die Ausprägung der Gottesbilder hängt dabei stark von unseren Erfahrungen, vor allem in der Kindheit, ab. Wer etwa als Kind häufig willkürlich bestraft wurde, wird eher zu einem Gottesbild neigen, wo Gott willkürlich und unberechenbar ist. Oder in wessen Familie ein starkes Leistungsdenken herrschte, der wird auch eher versuchen, sich Gott durch Leistung und Wohlverhalten zu „erkaufen“. So werden auch unsere Kinder ihre Erlebnisse auf Gott projizieren, z. B. wenn für sie Glaube viel mit Zwang zu tun hatte. Wenn sie umgekehrt nie Konsequenzen erleben, etwa wenn sie anderen weh tun, werden sie wohl eher ein Gottesbild entwickeln, wo Gott keine echte Beziehung zum Menschen hat.

Als Christen leben

Nach dem Pestalozzischüler Peter Wilhelm August Fröbel[1] ist Erziehung Beispiel und Liebe. Kinder ahmen im Wesentlichen

nach, was sie sehen, und nehmen ihre Eltern als Vorbild, ob diese das wollen oder nicht. Kinder haben deshalb auch ein sehr feines Gespür dafür, ob ihre Eltern etwas ernst meinen oder „nur“ irgendein Ritual vollziehen.

Die beste religiöse „Erziehung“ ist daher, wenn die Eltern eine lebendige Beziehung zu Gott haben. Die Kinder lernen am besten von ihren Eltern, zu Gott zu sprechen wie zu einem Freund. Dazu gehört bitten und danken ebenso wie klagen, schimpfen, sich freuen und betteln. Das kann man besonders an den Psalmen ablesen. Da steht „Behüte mich, Gott, denn ich vertraue dir“[2] neben „Wie lange noch, Herr, vergisst du mich ganz? Wie lange noch verbirgst du dein Gesicht vor mir“[3]. Im Gebet wird die Beziehung zu Gott auch durch Wut, Schmerz und Zweifel aufrechterhalten.

Natürlich muss da jede Familie ihre Formen und Rituale finden, die passen. Eine Schwierigkeit ist dabei, dass der Glaube bei uns fast ein Tabuthema ist, über das nicht gerne gesprochen wird. Als Folge davon haben wir oft Probleme, die richtigen Worte zu finden, oder die Worte passen nicht, weil sie altmodisch oder „salbungsvoll“ klingen.

Zum anderen belasten wir unsere Kinder ungern mit unseren Sorgen und Ängsten. Ich würde meinen Kindern etwa nicht über Amokläufe oder Terrorakte erzählen, außer sie fragen direkt danach. Manchmal kommt man aber an diesen Themen nicht vorbei. Es kommt vor, dass etwa ein Amoklauf Thema in der Schule ist oder dass ein Mitschüler oder Lehrer Selbstmord begeht. Dann würde ich auf jeden Fall als Mutter darüber sprechen, die Kinder und ihre Ängste ernst nehmen und ehrlich und altersgemäß die Fragen der Kinder beantworten, sie nicht überfrachten mit Dingen, die sie noch nicht verstehen können, diese Probleme aber auch nicht übergehen.

Schon kleinere Kinder fragen ja etwa, wo der Opa jetzt ist und wie der Himmel aussieht. Wichtig finde ich dabei, nicht zu verkitschen, aber auch nicht unverständlich zu werden. Gut ist immer, die Kinder selbst überlegen zu lassen: Was denkst du denn? Auch über die eigenen Vorstellungen kann man sprechen. Ich habe neulich

meinem Sohn erzählt, was ich mir als Kind ausgemalt habe, wie der Himmel ist. Er fand das ziemlich lustig und „typisch Mädchen“.
Dabei stellen sich natürlich auch Fragen, die für uns als Erwachsene schwierig sind. Warum lässt Gott Leid und Tod zu? Warum greift er nicht ein, wenn himmelschreiendes Unrecht geschieht? Wir müssen aber nicht auf alles eine Antwort haben. Wir können durchaus sagen: ich weiß es nicht. Wenn Kinder eine schwierige Situation zu verarbeiten haben, etwa einen Todesfall oder die Trennung ihrer Eltern, ist das Wichtigste, was sie in einer solchen Situation hören müssen: Du trägst keine Schuld![4]
Vor allem im Grundschulalter haben Kinder noch eine sehr ich-zentrierte Weltsicht und glauben schnell, an Ereignissen Schuld zu sein, auf die sie gar keinen Einfluss haben: Wäre ich nur braver gewesen, dann würden meine Eltern sich noch lieben … Dann ist es entscheidend, zu entlasten: Das hat nichts mit dir zu tun. Du hättest es nicht verhindern können.
Christ kann man nicht alleine sein. Deshalb haben wir auch immer Anschluss gesucht. Nichts ist überzeugender für Kinder als Gleichaltrige, die auch glauben. Da gibt es in den meisten Pfarreien vielfältige Angebote, die man nutzen kann. Als Ministrant etwa gibt es gar keine Diskussionen mehr, ob man sonntags in die Kirche geht. Familienkreise laden ein, Ausflüge oder Aktivitäten mit Gottesdiensten zu verbinden.

Gebet in der Familie

Ein geordneter Tag, eine Struktur hilft Kindern, sich zu beruhigen und Sicherheit zu entwickeln. So soll auch das gemeinsame Gebet den Kindern helfen, gute Gewohnheiten zu entwickeln, an die sie später anknüpfen können. Bei ganz kleinen Kindern kann man beginnen, sie zu segnen. Mutter oder Vater zeichnet ein Kreuz auf die Stirn, vielleicht auch mit Weihwasser, und kann dabei sagen „Gott segne dich“. Ich habe meine Kinder immer vor dem Schlafengehen gesegnet oder die älteren Kinder, wenn sie das Haus verlassen.

Schön ist es auch, ab und zu in einer Kirche vorbeizuschauen. Mit älteren Kindern kann man dabei ein Gebet beten oder eine Kerze anzünden, was bei unseren Kindern sehr beliebt ist. Dann gibt es Gebete, die den Tag strukturieren, Morgengebet (so weit das machbar ist), Tischgebet, Abendgebet. Ich halte es für gut, wenn Kinder Grundgebete kennen wie das Vater Unser und das Gegrüßet seist du, Maria. Man braucht sie aber nicht mit ihnen extra zu lernen. Wenn man jeden Abend betet, lernen die Kinder sie nämlich ganz von allein. Bei den Tischgebeten kann man immer das Gleiche beten oder abwechseln. Es gibt dazu auch ansprechende Gebetswürfel. Neben den vorformulierten Gebeten sollten Kinder auch ihre Erlebnisse einbeziehen können. Wir fragen beim Abendgebet zum Beispiel immer, was am Tag schön war und wofür sie Gott danken wollen. Und bei Gelegenheit formulieren wir auch Bitten, zum Beispiel wenn jemand krank ist. Kinder haben da oft ein viel unbefangeneres Verhältnis zu Gott und bitten dann etwa für die jungen Kaninchen, die geboren wurden.

Kinder begreifen die Welt mit allen Sinnen. Sie nehmen nicht nur auf, was sie hören oder sehen. Auch im Glaubensleben und in der Liturgie und Volksfrömmigkeit gibt es vieles, was die Sinne anspricht. Auf die Feste im Jahreskreis komme ich später noch zu sprechen, aber besonders ansprechend finde ich auch die Musik und Lieder im Gottesdienst und die religiösen Lieder zu Hause, beim Gebet oder auch auf Kassette oder CD.

Eine Frage, die Eltern sich oft stellen, ist, ab welchem Alter man die Kinder selbst entscheiden lassen soll, ob sie etwa mit in die Kirche gehen wollen. Ich denke, dass es darauf keine allgemeine Antwort gibt. Ich halte es für sehr wichtig, den Kindern eine gute Grundlage mitzugeben, auf deren Basis sie sich dann später auch entscheiden können. Wir haben einmal an einem Ehevorbereitungstag, den mein Mann und ich geleitet haben, die Frage diskutiert, ob man die Kinder taufen lassen soll oder sie lieber später selbst entscheiden lassen soll, ob sie sich taufen lassen. Eine sehr treffende Antwort kam damals von einem Franzosen, der in Deutschland lebte: das wäre ja so, als würde man seinem Kind keine Sprache beibringen,

sondern abwarten, welche Sprache es spricht, wenn es größer wird. Später kommt es zum Beispiel beim Kirchgang nicht nur auf das Alter der Kinder an, sondern auch auf die Situation. Kann man das Kind schon eine Stunde alleine zu Hause lassen? Ich denke, spätestens im Firmalter sollten Kinder selbst entscheiden können, ob sie sich firmen lassen wollen. Als Negativbeispiel kenne ich eine Reihe Kinder, die in einem religiös sehr strengen Elternhaus aufgewachsen sind und mit der Ablösung vom Elternhaus auch ihren Glauben über Bord geworfen haben. Ein Beispiel ist der Psychologe Tillmann Moser, der über seine „Gottesvergiftung“[5] geschrieben hat, allerdings viele Jahre später auch hier einen anderen Weg gefunden hat als die totale Ablehnung: „Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott“[6].

Den Kindern die Bibel erschließen

Ich habe für meine Kinder einen großen Schatz in den biblischen Geschichten gefunden. Ich lege Wert darauf, dass sie das Wort Gottes kennenlernen, aber auch, dass sie die interessanten und spannenden Geschichten entdecken und Vorbilder für gelungenes Leben vor Gott finden.

Über die biblischen Geschichten des Alten und des Neuen Testamentes gibt es viele schöne Bücher mit ansprechenden Bildern für die Kleinen bis zu den Größeren. Man kann die Geschichten aber auch nachspielen, etwa mit Playmobilfiguren. Es gibt mittlerweile auch verschiedene Holzfiguren als Krippe, Arche Noah und so weiter. Im Nachspielen kann man die Geschichten noch einmal anders nachvollziehen. Kinder lernen ja sehr stark im nachahmenden Spiel. Unsere Töchter haben eine Zeit lang unsere hölzerne Marienfigur fast wie eine Puppe mit einem Umhang angezogen, ihr eine Kette umgehängt und sie im Kinderwagen spazieren gefahren, bis es mir irgendwann doch zu viel wurde. Ich kann mich auch erinnern, wie wir die Backoblaten zweckentfremdet haben, um damit Messe zu spielen.

Das Alte Testament kennt sehr spannende Geschichten. Viele

sind wie Krimis. Unsere Kinder haben Kassetten, die wir auf langen Autofahrten hören, und ich bin immer wieder erstaunt, wie spannend die Erzählungen sind, von Abraham, Isaak, Mose und so weiter. Auch für die Kinder ist das oft faszinierend. Meine jüngste Tochter hat neulich in einem Buch über Jona immer wieder den Wal anschauen wollen, und Freunde von uns haben erzählt, wie ihre Tochter im Alter von zwei oder drei immer wieder die Geschichte vom Kindermord des Herodes hören wollte. Die Eltern waren etwas betreten, weil es ja eine sehr grausame Geschichte ist, aber die Kinder wissen, dass das Leben nicht so gut und schön ist, wie wir uns das wünschen. In den Märchen wird das auch deutlich.

Besonders kleine Kinder lieben Wiederholungen, sie können dieselbe Geschichte sehr oft hören. Biblische Geschichten kann man auch gut abends vorlesen, wenn man vielleicht sowieso vor dem Schlafengehen vorliest. Damit es nicht nur eine schöne Geschichte bleibt, empfiehlt es sich, auch darüber zu sprechen. Man kann dabei ganz einfache Fragen stellen: Wisst ihr noch, was Jesus gesagt hat? Wie viele Fische haben die Jünger gefangen? Die meisten Kinder freuen sich, wenn sie die richtige Antwort wissen. Und dann gemeinsam mit den Kindern überlegen: Was hat Petrus wohl gedacht? Und die Geschichte auf das eigene Leben übertragen. In einem Kindergottesdienst, in dessen Evangelium es um die Pharisäer ging, hat der Zelebrant die Kinder eingeladen, „hochnäsig“ zu spielen. Und dann kann man überlegen: Kann ich die anderen noch sehen, wenn ich die Nase oben trage? Wie ist das in der Schule … Ähnlich greifen wir auch nach Gottesdiensten die Lesung oder das Evangelium auf und besprechen sie mit den Kindern.

Sakramente feiern

In den Sakramenten begegnet uns Christus. Um diese Höhepunkte des Lebens nicht in Organisation untergehen zu lassen, finde ich es sinnvoll, vorher zu überlegen, wie wir als Familie Sakramente

feiern wollen und was es für unseren Glauben als Familie bedeutet, wenn etwa ein Kind getauft wird. Bei der Taufe gibt es viele Möglichkeiten, die älteren Geschwister und die Kinder von Verwandten und Freunden einzubeziehen, etwa indem sie ihre eigenen Taufkerzen mitnehmen, ein Kreuzzeichen auf die Stirn des Täuflings zeichnen, und indem man sie vorher oder später anhand von Büchern oder Fotos die eigene Taufe, die sie ja meist nicht bewusst erlebt haben, noch einmal nachvollziehen lässt.

Beim Sakrament der Versöhnung halte ich eine einfühlsame Einführung für sehr wichtig. Wenn die Kinder schon vorher erlebt haben, dass Fehler zum Leben dazugehören, dass man sich entschuldigen kann und dann auch verziehen bekommt und dass die Eltern das auch tun, ist, glaube ich, schon ein großer Schritt geschafft. Ich war ziemlich erstaunt, festzustellen, dass mein Sohn Rafael durchaus Angst vor der Beichte hat, obwohl wir versucht haben, alle Hürden abzubauen. Da hilft es etwa, mit dem Kind auch noch die Gewissenserforschung durchzugehen, einen bekannten, netten Pfarrer zu suchen und so weiter. Bei uns in der Pfarrei gibt es auch ein kleines Beichtfest nach der Erstbeichte, was ich sehr schön finde. Ich halte es auch für sehr gut, wenn die Kinder mitbekommen, dass auch ihre Eltern zur Beichte gehen.

Mit dem Sakrament der Versöhnung verbunden ist die Erstkommunion, die die Kinder meist kurze Zeit später empfangen. Schon vorher kann man als Eltern etwas zur Vorbereitung tun, wenn man den Kindern den Gottesdienst, dessen Ablauf und die Kirche erklärt. In der unmittelbaren Vorbereitung kann man sich besonders gut beteiligen durch die Leitung einer Gruppe zu Hause. Man kann sich auch durchaus die Freiheit nehmen, zusätzliche Texte oder Themen dazu zunehmen, die man für wichtig hält. Am Erstkommuniontag selbst halte ich zwei Dinge für sinnvoll: zum einen, dass das Kind, wie am Geburtstag, im Mittelpunkt steht. Wir haben etwa die Wahl des Restaurants auch davon abhängig gemacht, was unser Sohn am liebsten isst – nämlich Pizza. Auch das „Programm“ am Tag hätte ein gemeinsames Fussballspiel enthalten, wenn es nicht so geregnet hätte. Und zum anderen sollte

die Feier nicht ausufern. Wir haben darauf geachtet, nicht zu viele Gäste einzuladen und es auch von den Geschenken her nicht zu übertreiben. Hauptsache muss für das Kind und alle Mitfeiernden die Begegnung mit Christus in der Kommunion sein, das Fest, das gefeiert wird.
Auch zu Beerdigungen nehmen wir unsere Kinder mit. Ich halte nichts davon, sie davor zu schonen, im Gegenteil, man beraubt sie der Möglichkeit, sich zu verabschieden, vor allem, wenn es um nahe Verwandte geht. Natürlich fragen die Kinder auch danach, warum der Sarg in die Erde gelassen wird, was danach passiert und so weiter.

Das Kirchenjahr feiern

Wenn man kleine Kinder hat, merkt man, wie sehr ein strukturierter Tagesablauf beruhigt. Ähnliche Abläufe und Rituale helfen uns, den Tag, die Woche und das Jahr zu unterteilen und zur Ruhe zu kommen. Dazu gehören auch nichtreligiöse Rituale wie das gemeinsame Essen oder das Vorlesen am Abend. Das Kirchenjahr ist dem Jahresablauf und den Rhythmen der Natur angepasst: Weihnachten wird gefeiert, wenn die Nacht am dunkelsten ist. Ostern, wenn das Leben der Natur nach dem langen Winter wieder erwacht, Erntedank, wenn Früchte, Getreide und Gemüse gewachsen sind.
In der Liturgie und in der Volksfrömmigkeit gibt es viele Bräuche und Rituale, die die Feste lebendig werden lassen: etwa der Adventskranz, der Weihnachtsbaum/Christbaum, die Krippe, die Kindersegnung am Tag der unschuldigen Kinder, der Blasiussegen am 3. Februar, die Palmbuschen am Palmsonntag, wie sie bei uns üblich sind; in der Fastenzeit der Kreuzweg, an Ostern die Speisesegnung, das Backen von Osterlämmern, Prozessionen zu verschiedenen Festen, der Wettersegen und die Kräutersegnung zu Mariä Himmelfahrt. Da bieten sich viele Möglichkeiten, die Kinder teilnehmen zu lassen und ihnen den Sinn der Bräuche zu erklären. Bei vielen Dingen können sie mit anfassen, wie beim Binden vom Adventskranz, beim Sammeln von Moos für die Krippe, beim Backen eines Osterlammes, beim

Färben von Eiern und vieles andere mehr. Zu vielen Bräuchen gibt es Legenden, etwa zum Brauch, Barbarazweige am 4. Dezember in die Vase zu stellen, die dann zu Weihnachten blühen: die heilige Barbara soll, als ihr Vater sie in den Turm sperrte, mit ihrem Kleid an Zweigen hängen geblieben sein, die dann an ihrem Kleid blühten. Oder zu den Ostereiern: die heilige Katharina von Alexandrien habe, als der Kaiser die Möglich-keit einer Auferstehung leugnete, ihm ein fast ausgebrütetes Hühnerei mitgebracht und ihm gezeigt, wie aus (scheinbar) Totem Leben entstehen könne. Und natürlich Sankt Martin und Nikolaus, die viele Anlässe zum Gespräch über Teilen und Nächstenliebe bieten.

Bei uns in der Familie haben wir eine sonntägliche „Familienandacht" eingeführt, die wir immer mal wieder machen. Wir haben auch andere Ideen ausprobiert. Es gibt etwa von der Diözese Köln Anregungen zu gemeinsamen Treffen mehrerer Familien – „Familien feiern Kirchenjahr" –, die ich sehr ansprechend finde, aber für uns hat sich das als zu aufwendig erwiesen: feste Termine finden, mit anderen Familien ausmachen, einen kleinen Wortgottesdienst vorbereiten. Wir setzen uns einfach zusammen, zünden eine Kerze an – wobei es jedes Mal Diskussionen gibt, wer die Kerze anzünden darf – dann sprechen wir über das Sonntagsevangelium, lesen es noch einmal vor, wir singen etwas, beten das Vaterunser, und manchmal lesen wir eine Geschichte oder erklären ein Fest im Kirchenjahr. Für uns war es gut, uns nicht verunsichern zu lassen von perfekt organisierten Kindergottesdiensten, sondern das Einfachste zu verwirklichen.

Anmerkungen

1 Zitiert nach www.zitat.net.
2 Ps 16,1.
3 Ps 13, 2.
4 Vgl. Klaus Hofmeister, Lother Bauernochse (Hrsg.), Kinder brauchen Religion (Würzburg 2006), 112-114.
5 Frankfurt a. M. 1976.
6 Stuttgart 2003.

Was Deutschland an seinen Katholiken hat

Andreas Püttmann

1. Konfessionelle Differenzen, ein (einseitiges)Tabu

Was hat Deutschland an seinen Katholiken, ist eine spannende und kaum noch gestellte Frage. Wissenschaftlich fundierte Darstellungen zu den Gemeinwohldiensten der christlichen Kirchen sind immerhin vorhanden. Meist rekurrieren sie allerdings nur auf die institutionalisierte Caritas bzw. Diakonie, Einrichtungen des Bildungs- und Gesundheitswesens, der Entwicklungshilfe oder von Friedensdiensten. Christliche Einflüsse auf die Herzens- und Gewissensbildung von Menschen und ihre millionenfachen alltäglichen Entscheidungen in Familie, Beruf und Gesellschaft werden kaum thematisiert, obwohl 40 Prozent der Deutschen 2006 meinten, dass man „durch den Glauben, wenn man ihn ernst nimmt, ein besserer Mensch" werde – eine knappe Mehrheit (44 zu 42 Prozent) der Westdeutschen und immerhin ein Viertel der Ostdeutschen.[1] Gregor Gysi konnte es sich sogar leisten, mehrfach seine Furcht vor einer „gottlosen Gesellschaft" zu äußern.[2] Aber wer würde es wagen, sich zu outen mit seinem Unbehagen gegenüber der Vorstellung eines weitgehend un- oder gar antikatholischen Deutschland?

„Gesellschaft ohne Gott" behandelt im mittleren Teil, warum Gysi guten Grund zu seiner Sorge hat.[3] Konfessionelle Unterscheidungen werden dort weitgehend vermieden, schon deshalb, weil die Kirchennähe in ihren sozialen Wirkungen relevanter ist als die Konfession. Regelmäßige Gottesdienstbesucher unterschiedlicher Konfession stehen sich in ihrem Ethos näher als Mitglieder derselben Konfession mit unterschiedlicher Kirchgangsfrequenz. Und

vor der Herausforderung des geistigen und praktischen Atheismus macht es wenig Sinn, Konfessionsdifferenzen hervorzuheben.
Allerdings betreibt die evangelische Kirche in jüngster Zeit gerne „vergleichende Werbung“, präsentiert sich implizit antikatholisch als „Konfession der Freiheit“ – obwohl Katholiken in Deutschland sich in einer Umfrage 1996 freier in ihrem Leben fühlten als Protestanten.[4] Je weniger geistliche Substanz, desto mehr bleibt das „Nicht-katholisch-sein“ oder gar das Antikatholische als prägendes protestantisches Identitätsmerkmal übrig. Deswegen ist die Distanz besonders frommer evangelischer Christen zu den Katholiken ja auch keineswegs größer, sondern geringer als die von bloßen „Kulturprotestanten“. Die persistierende Virulenz des antikatholischen Affekts in den Konfessionen der Reformation spiegelt sich auch in dem empirischen Befund des evangelischen Soziologen Gerhard Schmidtchen: „Unter ökumenischen Perspektiven ist die protestantische Identität wahrscheinlich die schwerer modifizierbare. Protestanten sehen Katholiken weiter von sich entfernt, während Katholiken sich den Protestanten vergleichsweise verwandt fühlen.“[5]
Wenn in der Politik von „christlichen Werten“ die Rede ist, dann immer überkonfessionell, vor allem in den Unionsparteien. Die Vorzüge einer Konfession zu preisen, zumal der eigenen, gilt als anachronistisch, unfein, anti-ökumenisch und im politischen Raum als Verstoß gegen die „political correctness“. Angesichts der antikatholischen Stimmungslage in der deutschen Öffentlichkeit war ein Buch wie jenes von Matthias Matussek über „Das katholische Abenteuer“ (2011) überfällig und bezeichnenderweise schon im Untertitel als „Provokation“ einsortiert. Ein vergleichbares Buch über die Vorzüge evangelisch zu sein, hätte dieses Etikett nicht gebraucht. Wir wollen Matusseks subjektiv geprägtem Bekenntnis hier noch ein paar politische und sozialethische Aspekte hinzufügen und sie empirisch belegen.

2. „Funktionalisierung“ der Religion?

Zuvor nur noch eine vorbeugende Antwort auf eine erwartbare – übrigens überkonfessionelle – Kritik religiöser Puristen. Sie werden die Frage: „Was hat Deutschland an seinen Katholiken?“ unkeusch finden und sahen schon hinter der Fragestellung meines Buches „Gesellschaft ohne Gott“ eine unzulässige „Funktionalisierung“ des christlichen Glaubens. Gegen dieses Missverständnis betont auch Matthias Matussek das eigentlich Selbstverständliche: dass „die Kirche kein Pumpwerk für das Gute, sondern eine Glaubensgemeinschaft“[6] ist.

Papst Benedikt XVI. hingegen behauptet in seiner Enzyklika „Caritas in Veritate“ ganz unbefangen, „dass die Zustimmung zu den Werten des Christentums ein nicht nur nützliches, sondern unverzichtbares Element für den Aufbau einer guten Gesellschaft und einer echten ganzheitlichen Entwicklung des Menschen ist“ (4). Unverzichtbar? Eine Provokation für Atheisten und organisierte „Humanisten“! Nützlich? Das klingt wie Frevel in den Ohren religiöser Fundamentalisten, für die es sich nicht geziemt, den Glauben „utilitaristisch“ zu betrachten, selbst wenn das Ergebnis freundlich ausfällt. Richtig ist: Vorrangiges Ziel der Kirchen ist nicht die Anerkennung ihrer gesellschaftlichen Nützlichkeit, sondern die Annahme ihrer spirituellen Wahrheit durch möglichst viele Menschen. Zudem ist erstere ohne die letztere nicht zu haben: „Die Instrumentalisierung der christlichen Botschaft zugunsten eines friedlichen, spannungsfreien Zusammenlebens innerhalb der Gesellschaft ist jedenfalls nur vorübergehend möglich. Vermag ihr Wahrheitsanspruch nicht mehr zu überzeugen, verflüchtigen sich auch ihre sozial erwünschten Wirkungen.“[7] Die in politischen Sonntagsreden – bestenfalls – noch beschworenen „christlichen Werte“ werden ohne christlichen Glauben verdorren wie ein Baum, dessen Wurzeln abgeschnitten wurden, auch wenn die Blätter noch eine Weile grün da hängen.

Sofern man die Sinnprioritäten der Religion nicht durcheinanderbringt, ist es aber durchaus legitim, auch nach ihren Früchten im

Leben zu fragen. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen ... Jeder gute Baum bringt gute Früchte hervor, ein schlechter Baum aber schlechte. Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte hervorbringen“ (Mt 7,16-18). Schon die Aufmerksamkeit, die den frühen Christen in ihrer heidnischen Umwelt zuteil wurde, galt nicht allein ihrer geistlichen Botschaft, die sie bis hin zum Einsatz des Lebens als Blutzeugen bekannten, sondern ebenso ihrem menschlichen Miteinander: „Seht nur, wie sie einander lieben“, soll man über die Anhänger der Lehre Jesu gestaunt haben, berichtet Origines und erhebt über die Gemeinde hinaus gar den Anspruch: „Die Christen erweisen ihrem Vaterland mehr Wohltaten als die übrigen Menschen. Denn sie sind erzieherische Vorbilder für die anderen Bürger.“[8]

Jesus selbst hatte den hohen Anspruch vorgegeben: „Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf dem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,13-16). Also: Keine falsche Demut und moralische Mimikry! Keine allergische Reaktion gegen „Werkgerechtigkeit“! Biblisch gilt: Der Lebenswandel der Gläubigen soll zum Indiz für die Existenz ihres Gottes werden und ein Grund zu seinem Lobpreis sein. Und für die politische Rolle der Kirche gilt: „Suchet der Stadt Bestes ... und betet für sie zum Herrn, denn wenn’s ihr wohl geht, so geht’s auch euch wohl“ (Jer 29,7). Zur diesseitigen Bedeutung des Christentums, die Kardinal Meisner symbolisiert sieht durch den horizontalen Balken des Kreuzes, der erst mit dem vertikalen das große „Plus“ des Glaubens bilde, gehört auch die Sorge um eine menschengemäße, menschenwürdige Staats- und Gesellschaftsordnung. „Die Heimatliebe und der Einsatz für das Vaterland sind Dankespflichten und entsprechen der Ordnung der Liebe“, stellt der Katechismus der katholischen Kirche fest (Ziff. 2239). Die Verantwortungsbereitschaft für das bonum commune ist demnach letztlich Ausfluss der Nächstenliebe.

Christlicher Humanismus ist auch in seiner (recht verstandenen) politischen Dimension keine Denaturierung, sondern eine Zierde wahren Glaubens und, wie ein geistlicher Dienst in der Kirche, eine Art Arbeit im „Weinberg des Herrn“, gewissermaßen sogar Gottesdienst: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).
Was also trägt der christliche Glaube in seiner spezifisch katholischen Ausprägung in Deutschland zum Wohl des Vaterlandes und zur „Ordnung der Liebe“ bei?

3. Bastion für Lebensrecht und Menschenwürde der Wehrlosesten

Die Bundesrepublik Deutschland definiert sich in Artikel 1 ihrer Verfassung geradezu als ein Zweckverband zur Verwirklichung der Menschenwürde und garantiert in Artikel 2 das Recht auf Leben, dem das Bundesverfassungsgericht „innerhalb der grundgesetzlichen Ordnung einen Höchstwert“[9] zuspricht. Rechtsprechung und Gesetzgebung der vergangenen Jahrzehnte zeigen aber auch: Die praktische Geltung der grundgesetzlichen Wertordnung ist letztlich dem Grundkonsens überantwortet.[10] Zeitgeist und Recht stehen besonders bei der Verfassungsauslegung in einer Wechselbeziehung. Staatszielbestimmungen und Grundrechte lassen nun einmal einen weiteren Interpretationsspielraum zu als die Straßenverkehrsordnung, und der Regelungsgegenstand des Politischen und „Werthaften“ macht es dem Interpreten schwer, sich dem Sog der Zeitströmungen, der konkurrierenden Ideen und Interessen zu entziehen. Durch ihr Verständnis und ihre Auslegung „arbeitet“ die Verfassung gleichsam wie Holz. „Wenn die Interpretationsfolie wechselt, ändert sich, ohne Änderung des Verfassungstextes, die Verfassungssubstanz. Ein Philologe, der seinen Text falsch auslegt, verfehlt sein Objekt; der Jurist, der seinen Text falsch auslegt, verändert sein Objekt und schafft substantiell neues Recht, jedenfalls wenn sich seine Auslegung durchsetzt.“[11] Gerichte existieren nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum; auch Richter sind Kinder ihrer Zeit, und in ihrer Einstellung

spiegelt sich das Meinungsklima der Gesellschaft wider.
Daher ist es von elementarer Wichtigkeit, das in der Verfassung verwirklichte Ethos im gesellschaftlichen Raum zu pflegen. Kein gesellschaftlicher Akteur trägt aber mehr zur Sensibilisierung für den Wert menschlichen Lebens bei – insbesondere in seiner größten Schwäche zu Beginn in der Schwangerschaft und am Ende im Sterben – als die katholische Kirche, in Wort und Tat. Niemand sonst findet heute noch so klare Worte wie das Zweite Vatikanische Konzil, welches in der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ die Abtreibung als ein „verabscheuungswürdiges Verbrechen“ (51) geißelt. Der deutsche Protestantismus hat sich unter der Führung von Wolfgang Huber, Margot Käßmann und Nikolaus Schneider von der tradierten christlichen Morallehre, wie sie noch 1989 vom Rat der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz in der gemeinsamen Erklärung „Gott ist ein Freund des Lebens“ vertreten wurde, inzwischen partiell verabschiedet, denkt man etwa an die Verschiebung des Stichtages in der Stammzellforschung, die Entwicklung der Themenprioritäten bei der ökumenischen „Woche für das Leben“ oder manche Interviewäußerung etwa zur Sterbehilfe. Die katholische Kirche hat dadurch mehr und mehr geradezu ein Alleinstellungsmerkmal gewonnen als Trutzburg für die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens. In der aktuellen Debatte um die Präimplantationsdiagnostik haben Bischöfe und Zentralkomitee der deutschen Katholiken in beachtlicher Geschlossenheit Front gemacht gegen die gefährliche Tendenz zur Selektion „lebensunwerten“ Lebens. Der Katholizismus ist in diesen Fragen praktisch zum Gewissen der Nation geworden, unterstützt von evangelikalen Christen, während die Haltung des protestantischen Mainstreams matt, diffus, opportunistisch und relativistisch erscheint – von den in den Lebensrechtsgruppen praktisch gar nicht vertretenen Konfessionslosen ganz zu schweigen.
Die meist noch nicht grundsätzlichen, aber graduellen Unterschiede in den Positionierungen der Kirchenleitungen spiegeln sich auch in Umfragebefunden: Zwar meinen Katholiken nur wenig öfter als

Protestanten, die Kirche solle Stellung nehmen zur Forschung an menschlichen Embryonen (68:65%) und zur Zulässigkeit von Abtreibung (69:65 %).[12] Doch können sie sich wesentlich häufiger an kirchliche Stellungnahmen dazu erinnern (76:60% bzw. 88:64%); auch Kirchenworte zur Sterbehilfe haben sie mehr wahrgenommen (64:56%).[13] Offensichtlich dringt das katholische Lehramt kommunikativ besser zu den Gläubigen durch, was teils mit der höheren Kirchgangsfrequenz der Katholiken, teils mit der stärkeren medialen Wahrnehmung konfliktbereiter katholischer Bischöfe zu erklären sein dürfte. „Aktive Sterbehilfe darf auch bei Todkranken nicht angewendet werden", meinen Katholiken etwas häufiger (21:17%) als Protestanten (auf insgesamt niedrigem Niveau); auch der Aussage: „An menschlichen Embryonen darf auf keinen Fall, auch nicht zu medizinischen Zwecken, geforscht werden", stimmen sie häufiger zu (61:54%).[14]

4. Rechtsgehorsam und staatsbürgerliche Loyalität

In der „Reeducation" und der späteren republikeigenen politischen Bildung der Deutschen ging es hauptsächlich um deren „Demokratiefähigkeit" und die Abkehr von einem übermäßig obrigkeitshörigen Denken. Für dieses macht der Soziologe und Ökonom Alexander Rüstow gar eine „lutherisch-masochistische Untertanenfrömmigkeit" verantwortlich, die vom Römerbrief auf geradlinigem Weg zu Hitler hinführe.[15] Allerdings war davon seit den sechziger Jahren in der Bundesrepublik Deutschland kaum noch etwas zu spüren, im Gegenteil: Ein „nachgeholter Widerstand" machte sich inflationär breit, auch in Kirchenkreisen – und hier vor allem, vielleicht aus einer Art Wiedergutmachungseifer, unter jüngeren Protestanten. Während linke Politik antrat, „mehr Demokratie zu wagen" (Willy Brandt) geriet in Vergessenheit, was Gustav Radbruch, einer der bedeutendsten deutschen Rechtsgelehrten des 20. Jahrhunderts und zweimal sozialdemokratischer Reichsjustizminister (1921-23) in der Weimarer Republik, über das rechte Verhältnis von

Demokratie und Rechtsstaat gesagt hatte: „Demokratie ist gewiss ein preisenswertes Gut, Rechtsstaat aber ist wie das tägliche Brot, wie Wasser zum Trinken und wie Luft zum Atmen, und das Beste an der Demokratie gerade dies, dass nur sie geeignet ist, den Rechtsstaat zu sichern.“[16]

Im protestantischen Milieu hingegen machte sich ein Vorrang des politischen Anliegens vor der legalen Form seiner Durchsetzung breit. Wer nur inbrünstig genug zu wissen meinte, was den Weltenbrand verhindern könnte, der hatte auch das Recht, Gesetze und öffentliche Ordnung zu missachten. „Legal, illegal, scheißegal“. Schließlich, so die christliche Legitimationshilfe derer, die genau wussten, was etwa in der Nachrüstungsfrage „vom Evangelium her geboten“ sei, müsse man „Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5,29). So kam es in den achtziger Jahren zu einer Widerstandsschwemme, der sich die Deutsche Bischofskonferenz, insbesondere ihr Vorsitzender Joseph Kardinal Höffner, und das ZdK in etlichen Stellungnahmen entgegen stemmte,[17] während die EKD in ihrer Demokratie-Denkschrift von 1985 lavierte, sämtlichen Empörungsobjekten des ökopazifistischen Fundamentalismus – christlich gewandet als „konziliarer Prozess“ für „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ – Reverenz erwies und „zeichenhafte Handlungen, die bis zu Rechtsverstößen gehen können“ legitimierte und ihnen einen Bezug zum „Erbe des Protestantismus“ zuschrieb.[18] In diesem Sinne tat sich auch der evangelische Sozialethiker und spätere EKD-Ratspräsident Wolfgang Huber mit seinem Buch „Protestantismus und Protest“[19] hervor.

a) Auf signifikante, „überraschend vielfältige“ konfessionelle Zusammenhänge von Konfession und Rechtsbewusstsein waren schon zuvor Andreas Heldrich und Gerhard Schmidtchen bei einer Repräsentativumfrage unter Jurastudenten, Rechtsreferendaren, jungen Anwälten und Richtern gestoßen.[20] Die Autorität der staatlichen Rechtsordnung wurde danach „von den Angehörigen der beiden christlichen Religionsgemeinschaften und von den Konfessionslosen unterschiedlich bewertet“. Dies zeigte

sich sowohl bei der grundsätzlichen Einstellung zum zivilen Ungehorsam als auch bei Durchsetzungsstrategien konkreter politischer Anliegen. Das Fazit der Studie: „Katholiken zeigen ein ungebrocheneres Verhältnis zur Autorität der staatlichen „Rechtsordnung als Protestanten"; „Oft ganz aus dem Rahmen fallen die Antworten der konfessionslosen Juristen", „besonders ausgeprägt ist die Neigung, ungesetzliche Aktionen einschließlich Gewaltanwendung zu rechtfertigen bei Studenten ohne Konfession". Die Unterschiede „entziehen sich den nivellierenden Einflüssen von Studium, Referendariat und Berufspraxis".

Wer sich nur ein wenig mit diesen Zusammenhängen beschäftigt hat, kann, nebenbei vermerkt, schwerlich nachvollziehen, dass Forscher im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung sich jüngst über ihre eigenen Studienergebnisse wunderten: „Etwas überraschend ist der über alle Spezifikationen hinweg festgestellte kriminogene Einfluss der Konfessionslosigkeit."[21] Was „politisch unkorrekt" erscheint, wird offenbar auch wissenschaftlich weniger rezipiert.

b) In Umfragen der Gewaltkommission der Bundesregierung (1989/90) zeigte sich ein ähnliches Bild: Während die kirchennahen Katholiken bei sämtlichen legalen Formen politischer Einflussnahme (Wahlbeteiligung, Parteimitarbeit, Bürgerinitiative, genehmigte Demonstration, Sammlung von Unterschriften u.a.) eine – meist deutlich – höhere Partizipationsbereitschaft bekundeten als kirchennahe Protestanten, waren sie zu illegalen und gewaltsamen Aktionen im Durchschnitt weniger bereit („kommt für mich in Frage")[22]. Die höhere Permissivität der Protestanten überraschte um so mehr, als sie illegale Aktionen häufiger als Gewalt qualifizierten, also einen weiteren Gewaltbegriff als die Katholiken hatten, die nur Handgreiflichkeiten, Bewaffnung und Beschädigung häufiger zur „Gewalt" zählten.[23] 28 Prozent der kirchennahen Protestanten konnten sich „Umstände vorstellen, unter denen es gerechtfertigt ist, dass Bürger in der Politik Gewalt anwenden", fünf Prozent mehr als unter kirchennahen Katholiken.[24]

c) Eine Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen aus dem Jahr 2010 ermittelte, „dass mit zunehmender Religiosität der westdeutschen Jugendlichen die Gewaltbereitschaft insgesamt und gerade auch im Hinblick auf die Mehrfachtäterquoten deutlich sinkt“[25]. Katholische Jugendliche weisen insgesamt in etwas geringerem Anteil ein gewalttätiges Verhalten auf als Protestanten (13,5 zu 14,8 %) und erfuhren, wenn sie stärker religiös gebunden sind, auch seltener Gewalt durch ihre Eltern; „Für die evangelischen Jugendlichen ist ein solcher Zusammenhang nicht festzustellen.“[26] Auffallend sei, dass sich bei ostdeutschen evangelischen Jugendlichen mit zunehmender Religiosität kein Rückgang der Gewaltbereitschaft zeige. „Dies interpretieren wir als Hinweis darauf, dass häufig erst die Einbettung in eine christliche Gemeinschaft den Glauben verhaltensrelevant werden lässt.“[27] Auch die Zustimmung zu Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen, der Kontakt mit delinquenten Freunden und das Spielen von Gewaltspielen sinken mit steigender religiöser Bindung.[28] Die bloße Zugehörigkeit zur Kirche ist kein Schutzfaktor; bei katholischen Schülern Westdeutschlands erwächst aus ihr allerdings ein geringer, signifikanter Effekt.[29]

d) Bei der Auszählung zahlreicher Fragen zum staatsbürgerlichen Rechtsgehorsam nach Konfession und Kirchennähe durch das Allensbacher Institut für meine Dissertation über „Zivilen Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität“ (1994), ergab sich ein klares Muster: Die gesetzestreuesten Antworten gaben die kirchennahen Katholiken, gefolgt von den kirchennahen Protestanten, den kirchenfernen Katholiken, den kirchenfernen Protestanten und den Konfessionslosen; bei Einsetzen eines Altersfilters, der nur die Voten von unter 40jährigen zählte, rutschten die kirchennahen Protestanten teilweise auf den vierten Rang ab.[30] Katholiken erwiesen sich auch hier insgesamt als rechtstreuere und als loyalere Staatsbürger der grundgesetzlichen Demokratie. Aber warum? Welche konfessionellen Eigenschaften machten den Unterschied?

Hypothese 1: „Die evangelische Kirche ist ja eine Kirche der Diskussion, die katholische hingegen eine Kirche des Gehorsams“, stellt Uta Ranke-Heinemann bedauernd fest.[31] Es könnte sich demnach um die Übertragung eines Verhaltensmusters vom ursprünglich religiösen Kontext in den politischen handeln. Allerdings fand Allensbach bei deutschen Katholiken keine höheren Sympathiewerte für das Wort „Gehorsam“ als bei Protestanten – im Gegenteil.[32] Auch begrüßten sie in Umfragen nicht häufiger als Protestanten eine Gesellschaft mit „mehr Achtung vor Autorität“ oder „dass man die Anordnungen eines Vorgesetzten befolgen soll, auch wenn man damit nicht völlig übereinstimmt“; nur jüngere westdeutsche Katholiken tendierten hier etwas stärker zum Gehorsam, in Ostdeutschland war es konfessionell umgekehrt.[33] Zweitens war ausländischen Beobachtern nicht verborgen geblieben: „Einst waren die deutschen Katholiken die gehorsamste Herde der Welt gewesen, nun wurden sie nach den Holländern die aufsässigste.“[34]

1989 erklärten 70 Prozent der römisch-katholischen Christen in der Bundesrepublik, sie fühlten sich nicht „verpflichtet, „sich an jede wichtige Entscheidung zu halten“ und würden sich „darüber hinwegsetzen“, wenn sie selbst anders dächten; nur jeder Sechste fühlte sich an die Entscheidungen gebunden, bei den 16-29jährigen betrugen die Mehrheitsverhältnisse sogar 86 zu 3 Prozent, bei den 33-44jährigen 81 zu 10 Prozent.[35] Drittens widerspräche die Annahme einer typisch katholischen Obödienzgesinnung politisch der seit Jahrhunderten im katholischen Naturrecht verankerten Tradition des Widerstandsrechts und einem faktischen Gegensatz zur Staatsgewalt, in den Katholiken in vielen anderen Ländern gerieten. Schon NS-Propagandaminister Goebbels hatte sich am 31.1.1937 nach Hitlers Eklat mit dem katholischen Verkehrs- und Postminister Paul von Eltz-Rübenach über die größere katholische Aufmüpfigkeit geärgert: „Das sind die Schwarzen. Sie haben über ihrem Vaterland eben einen höheren Befehl: den der alleinseligmachenden Kirche.“[36] Der protestantische Widerstandskämpfer Eugen Gerstenmaier betont, „wie sehr Leuten

wie Freisler die katholische Kirche und ihr Klerus verhasst waren. Im Vergleich zu ihm hielten sie den evangelischen Klerus für nationale Trottel – samt Niemöller“[37].

Hypothese 2: Sind Katholiken einfach nur konservativer und waren daher den neuen sozialen Protestbewegungen weniger zugeneigt und entsprechend kritischer gegenüber ihren Aktionen? Wiederum Fehlanzeige: Kirchennahe Katholiken beurteilten Anti-Kernkraft-Bewegung, Friedensbewegung und Umweltbewegung in den Umfragen der Gewaltkommission sogar häufiger als Protestanten als „(sehr) positiv“; nur durch eine größere evangelische Sympathie unter den sporadischen Kirchgängern (manchmal, selten/nie) wird dies ausgeglichen.[38] Genauso häufig wie Protestanten betrachten es Katholiken als „Aufgabe des Christen, zu versuchen, die Gesellschaft zu ändern, gegen alles anzukämpfen, was er als Christ für falsch und ungerecht hält“[39]. Auf einer Links-Rechts-Skala von 0 bis 100 stuften sich Bürger beider Konfessionen durchschnittlich fast gleich ein, zwischen 51 und 52.[40] Von einem größeren katholischen Strukturkonservatismus in politicis kann also keine Rede sein.

Hypothese 3 unterstellt dem bundesdeutschen Katholizismus für seine Staatsloyalität wesentlich konfessionelle Motive. Hinderte „eine gewisse Sorge vor rheinisch-süddeutsch-katholischer Dominanz“[41] viele Protestanten 1949 daran, sich vorbehaltlos mit dem neuen Gemeinwesen zu identifizieren, so habe „sich der deutsche Milieu-Katholizismus im ‚Provisorium‘ gute Chancen ausrechnen“ können: Preußen, der alte Gegner im Kulturkampf und der Hort protestantisch-idealistischer Staatstheorie, war demontiert, der Prozentsatz von registrierten Katholiken im Staat schnellte nach oben, und die gewohnte Geschlossenheit in politicis konnte nun viel energischer ins Spiel gebracht werden ... Auf jeden Fall zögerte der deutsche Katholizismus nicht, die Sache Bonn zu der seinigen zu manchen und vor allem den Einen zu sakralisieren, der seine Rose partout nur dort züchten wollte“[42], frotzelte Carl Amery. Auch Gerhard Schmidtchen nennt die Katholiken „die eigentlichen Entdecker der Bundesrepublik als einer neuen politischen Heimat“;

46 Prozent der Katholiken, aber nur 35 Prozent der Protestanten erklärten im Jahre 1959, in der Bundesrepublik entfalte sich geschichtlich Deutschlands beste Zeit in diesem Jahrhundert; dementsprechend richteten sich die Katholiken „mit deutlicherem Engagement und schärferem Realitätssinn als die Protestanten in der Gegenwart ein“[43], welche dem verlorenen Reich, „das für sie die Funktion einer Ersatzkirche hatte“[44], nachhingen. Unter den vor 1936 Geborenen erinnerten sich 1985 deutlich mehr Katholiken als Protestanten (50 zu 40 Prozent) daran, „an dem Tag, an dem sie von der Kapitulation erfahren haben“ sei bei ihnen das „Gefühl der Befreiung stärker als das Gefühl der Niederlage gewesen“[45].

Allerdings hatte die katholische Loyalität auch nach dem Abtritt ihrer wichtigsten Integrationsfigur, Konrad Adenauer, und nach dem Regierungswechsel 1969 Bestand. Selbst nach den vielen Erfahrungen von Abbau und Auflösung des christlichen Ordo (etwa in der Schulfrage, Straf-, Ehe- und Familienrechtsreform) durch die fortschreitende Säkularisierung und die volle Entfaltung des Pluralismus konnte ZdK-Präsidentin Rita Waschbüsch die Bundesrepublik in ihrem vierzigsten Jahr noch als „unseren Staat“ preisen, „in dessen Wertordnung wir unsere eigene Glaubensüberzeugung wiedererkennen: Die Begründung des Person-Seins aus dem christlichen Glauben vom Menschen als Geschöpf und Ebenbild Gottes“[46].

Diese Begründung zeigt allerdings, dass auch Hypothese 3 zu kurz griffe, bezöge man die „unbestrittene, lückenlose und stabile“[47] Loyalität der Katholiken zur Bundesrepublik und ihr Engagement für sie zu sehr auf einen Staat, der, zumindest unter seinen beiden „ewigen Kanzlern“ Adenauer und Kohl (14 bzw. 16 Jahre), doch vergleichsweise katholisch dominiert worden sei. Entscheidender ist wohl ein Motiv, das zugleich unser nächster „katholischer Pluspunkt“ in der konfessionellen Leistungsbilanz ist.

5. Staatsethische Differenzierung, politische Urteilskraft und Mäßigung

Die katholische Kirche hat sich in den letzten fünf politischen Systemen in Deutschland (Kaiserreich, Weimarer Republik, „Drittes Reich“, DDR und Bundesrepublik) sehr unterschiedlich positioniert – und in der Rückschau im großen und ganzen richtig. Dies hängt offensichtlich mit guten, klaren Kriterien zusammen, an denen sie die Staatsqualität ethisch misst sowie mit der Konsequenz, in der sie ihre Messungen beherzigt hat. Der Verfassungsrechtler Martin Kriele verortet diese Kriterien im Naturrecht: „Die überproportional ausgeprägte Verfassungsloyalität unter Katholiken beruht auf der Akzeptanz der naturrechtlichen Grundlagen des demokratischen Verfassungsstaates. Die geringere Verfassungsloyalität der Lutheraner erklärt sich aus der traditionellen Distanz zum Naturrecht. Die Verfassung wird akzeptiert, weil und insofern sie ‚nutz und not‘ ist ... Am geringsten ist die Akzeptanz der Verfassung bei calvinistisch geprägten Protestanten. Dem deutschen Calvinismus fehlt die englisch-amerikanische Verquickung mit der ‚rule of law‘. Er pflegt demonstrativ seine Distanz zu Fragen der Staatsform zu betonen: für die Königsherrschaft Christi komme es auf sie nicht an.“[48] Das mag erst einmal fromm und gut klingen. Das Problem sind allerdings die Vizekönige mit ihren schwankenden politischen Präferenzen und begrenzten sachpolitischen Kenntnissen und Erfahrungen. So konnte etwa das Moderamen des Reformierten Bundes gegen die Nachrüstung den „status confessionis“ ausrufen,[49] sie also zur religiösen Bekenntnisfrage stilisieren – eine in historischer Sicht geradezu peinliche gesinnungsdilettantische Torheit.

Politische Geradlinigkeit kann man dem deutschen Protestantismus wirklich nicht nachsagen. Er legte in den letzten Jahrhunderten einen „merkwürdigen politischen Zickzack-Kurs“ hin, „vom Absolutismus zum liberalen Bürgertum, vom Konservatismus zu den ideologischen Naziparvenüs und dann, teils von bürgerlichen

Gesinnungen her kommend, schließlich zur Sozialdemokratie“; „Ist das alles politische Charakterlosigkeit, oder steckt dahinter am Ende Prinzip?“ – fragt nicht ein katholischer Kritiker, sondern Gerhard Schmidtchen, Ehrendoktor der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Erlangen.[50] Der ebenfalls evangelische Historiker Thomas Nipperdey meint das Prinzip gefunden zu haben: Der „Zug zur innerweltlichen Transzendenz begünstigt wie das Fehlen eines festen Systems von Normen und Institutionen den metaphysischen Opportunismus der Protestanten, den Überzeugungshunger, die Neigung, sich dem Geist der Zeit anzupassen, von dem kaisertreuen Nationalprotestantismus über die deutschen Christen bis zu Grünen und Pazifisten“[51]. Roman Herzog, langjähriges Mitglied der EKD-Synode (1973-91) und Vorsitzender der EKD-„Kammer für öffentliche Verantwortung“ (1971-80) wirft seiner Kirche vor, sie habe „sich mit dem Staat immer schwer getan – und sie tut sich mit ihm auch heute noch schwer“; Ursache dafür sei eine mangelnde Beachtung der Unterschiede zwischen den realen Staaten, welche „viel, viel größer als die Gemeinsamkeiten“ seien und es sinnlos machten, „so allgemein und abstrakt nach dem Verhältnis des Christen zum Staat zu fragen, wie das in der evangelischen Kirche heute noch oft geschieht“[52].

Die Folge für die staatsbürgerliche Loyalität besteht in Deutschland vor allem in erratischen Versuchen, „aus der Geschichte zu lernen“ und versäumten Widerstand gegen die Diktatur in der Demokratie nachzuholen, oder auch in einer staatskritischen Haltung zu verharren, weil diese sich ja im Nachhinein als so richtig herausgestellt habe. So kritisierte Gottfried Sprondel, von 1982 bis 1995 Landessuperintendent für den Sprengel Osnabrück der Hannoverschen Landeskirche, „dass die alten Kämpfer, die jetzt (nach 1945; Verf.) überall das Wort führten in der Kirche und auf den Kathedern der theologischen Fakultäten, weithin auf den Positionen blieben, die sich ja auch als so erfolgreich erwiesen hatten, und damit auch auf der ständigen Suche nach neuen Gegnern. Ich habe das selbst von älteren Amtsbrüdern im Pfarramt

erlebt, die ihre heroische Vergangenheit im Kirchenkampf der ersten Jahre als junge Vikare oder junge Pastoren gehabt haben und nicht davon lassen konnten, auch nicht unter völlig anderen Verhältnissen. Sie blieben immer sozusagen im Schillerkragen der Aufbruchzeit“[53]. Der berühmte Karl Barth verwahrte sich 1948, auf dem Höhepunkt der Bolschewisierung Osteuropas, in einer Rede im Berner Münster dagegen, den Marxismus mit dem ‚Gedankengut‘ des Dritten Reiches und einen „Mann von dem Format von Josef Stalin mit solchen Scharlatanen wie Hitler, Göring, Heß, Goebbels, Himmler, Ribbentrop, Rosenberg, Streicher usw. ... auch nur einen Augenblick im gleichen Atem (zu) nennen“[54]. Er riet den Christen angesichts der Ost-West-Konfrontation: „Nicht mittun bei diesem Gegensatz! Er geht uns als Christen gar nichts an. Er ist kein echter, kein notwendiger, kein interessanter Gegensatz. Er ist ein bloßer Machtkonflikt ... Wird der Weg der Gemeinde Jesu Christi in der Gegenwart nicht (...) ein anderer, ein dritter. ihr eigener Weg sein müssen?“[55]. Ähnlich irrlichternd ein anderer Held der „Bekennenden Kirche“, Martin Niemöller, der zuvor ein antijüdischer Freikorpsoffizier, deutschnationaler Anhänger der Dolchstoßlegende und Hitler-Bewunderer war und später Träger der DDR-Friedensmedaille und des sowjetischen Lenin-Ordens: Er befürchtete, dass die Kirche in der Bundesrepublik „einen unbotmäßigen Flirt mit dem Staat eingehen, ja sich im Bett des Staates prostituieren könnte“[56].

Als Déjà-vu tauchte die nach 1945 unsinnig perpetuierte Staatsdistanz 1990 im ostdeutschen Protestantismus wieder auf: Der Ost-Berliner Superintendent Günter Krusche kündigte an, die Kirchen in der DDR würden „mit Sicherheit“ ihre kritische Einstellung zur Staatsgewalt in den Prozess der Einigung mit den Kirchen in der Bundesrepublik einbringen; er kündigte „spannungsreiche Auseinandersetzungen“ an.[57] Der neue Vorsitzende des evangelischen Kirchenbundes, Bischof Christoph Demke, antwortete auf die Frage, ob in der DDR etwas gewachsen sei, „was vielleicht wertvoller ist als das, was die Bundesrepublik zu bieten hat, ... ein Herdfeuer, das man nicht ausblasen darf“[58]: „Dass

der Kirche die Distanz zur staatlichen Macht ganz gut bekommt, ... daran müssen wir auch dann festhalten, wenn, anders als es bisher in der DDR der Fall war, die Einflussreichen auch wieder Glieder der Gemeinde sein werden". Ehrhart Neubert, theologischer Referent beim Kirchenbund, lobte, dass die ostdeutschen Protestanten sich im Oktober 1990 weigerten, „die Einheit Deutschlands, zu der sie viel beigetragen hatten, triumphal zu feiern" und dass sie „dem Konzept der kritischen Solidarität gegenüber Staat und Gesellschaft trotz aller Anpassungsleistungen nicht abgeschworen" hätten.[59] Angesichts solcher staatsethischer Ignoranz, die praktisch auf eine Verähnlichung von demokratischem Rechtsstaat und Diktatur hinausläuft, bekam das Wort Julius Lebers, eines wahren „Widerstandskämpfers des Ernstfalls", den die Nazis im Januar 1945 ermordeten, neue Aktualität: „Die Deutschen sind oft wie Pferde! Sie scheuen immer an der Stelle, an der sie einmal von einer Gefahr überfallen worden sind. Sie denken nicht daran, dass die Gefahr das nächste Mal an einer ganz anderen Stelle lauern kann."[60]

Schließlich noch drei demoskopische Beispiele für den deutsch-protestantischen Mangel an sozialethischem Differenzierungsvermögen: Am Vorabend der deutschen Wiedervereinigung ergab eine Allensbacher Umfrage unter jungen Deutschen (16-39jährige): Dass „unsere Gesellschaftsordnung, so wie sie ist, wert ist, verteidigt zu werden", meinten 89 Prozent der Katholiken und 66 Prozent der Protestanten; ausdrückliche „Zweifel" bekundeten 18 Prozent der evangelischen und nur 4 Prozent der katholischen „Kinder der Bundesrepublik"; die evangelischen antworteten auch doppelt so häufig (16:7%) „unentschieden".[61] Dass man die DDR als einen „Rechtsstaat" bezeichnen könne, meinten im Herbst 1987 acht Prozent aller kirchennahen Katholiken, aber 15 Prozent der kirchennahen Protestanten (und 21 Prozent derer unter 40); Der relativistischen Aussage: „Ob man das politische System der Bundesrepublik oder das politische System der DDR besser findet, ist Ansichtssache. Eine wirkliche Überlegenheit des einen oder anderen Systems gibt es nicht", stimmte jeder vierte Protestant und

jeder sechste Katholik zu (24:16%)[62].
Angesichts der fatalen politischen Irrtümer des deutschen Protestantismus, der in der DDR und im „Dritten Reich“, wie der evangelische Politologe Karl Dietrich Bracher betont, „nicht nur größeres Gewicht besaß, sondern sich auch als ungleich anfälliger, verführbarer“[63] erwies, wundert man sich, dass die medialen Debatten über kirchliches „Versagen“ gegenüber dem Nationalsozialismus weit überwiegend kritisch gegen den Katholizismus geführt werden und jene Debatte über die „Kirche im Sozialismus“ inzwischen fast völlig erloschen ist. So kann es einem passieren, dass man bei einem Seminar für Stipendiaten der Adenauer-Stiftung von einer (Hoch-) „Begabten“ zu hören bekommt, insbesondere die katholische Kirche habe sich ja unter den Nazis diskreditiert.
Dabei bekam die NSDAP bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 in evangelischen Gebieten (<20% Katholiken) durchschnittlich 42.1 Prozent, in katholischen (>80%) aber nur 24.1 Prozent der Stimmen; die Protestanten waren auch in größerem Anteil aktive Nationalsozialisten: Die Religionszugehörigkeit der Minister in der Weimarer Republik (28% ev., 25% kath., 3% jüd., 11% andere, 30% unbekannt) änderte sich unter dem NS-Regime massiv zugunsten der Protestanten (46% ev., 9% kath., 45% unbekannt). Im Reichstag von 1924 gab es 25 Prozent Katholiken, im sogenannten Großdeutschen Reichstag von 1943 noch 7 Prozent. Zugleich ließ die kirchliche Aktivität der Protestanten beträchtlich nach, und die konfessionelle Struktur der Wohnbevölkerung veränderte sich durch eine überwiegend protestantische Kirchenaustrittsbewegung, so dass der Anteil der evangelischen Christen 1939 gegenüber 1925 um etwa 4 Prozent auf 60,8 Prozent zurückgegangen war, während der Anteil katholischer Christen um ein Prozent auf 33,2 Prozent aufwuchs. Nach der Machtergreifung erhielten die „Deutschen Christen“, die bei den Kirchenwahlen in Preußen im November 1932 schon ein Drittel aller Sitze gewonnen hatten, „riesigen Zulauf“ und stellten in der preußischen Generalsynode alsbald eine Zweidrittelmehrheit. Für

Schmidtchen ist es angesichts dieser Datenlage fraglich, „ob der Nationalsozialismus in einem katholischen Deutschland überhaupt an die Macht gekommen wäre“ und ob sich sein „Terrorregime so zügig hätte etablieren können“[64].
Übrigens waren die Katholiken den Protestanten bis in die sechziger Jahre hinein auch in der Bewältigung der NS-Vergangenheit „um ein Beträchtliches voraus“; sie meinten seltener, „dass Hitler ohne den Krieg einer der größten deutschen Staatsmänner gewesen wäre“ („Ja“ 1960: ev. 38%: kath. 29%) und standen einer erneuten rechtsradikalen Strömung ablehnender gegenüber.[65] Als die rechten „Republikaner“ 1992 laut „Politbarometer“ in Westdeutschland auf durchschnittlich 5 Prozent Sympathisanten in der Bevölkerung kamen, lag ihr Sympathiewert bei kirchennahen Katholiken (Gottesdienstbesuch „jeden Sonntag“) bei nur 1.8 Prozent; unter kirchennahen Protestanten waren es 2.3 Prozent; bei Katholiken mit den Kirchgangsfrequenzen „selten“ und „nie“ war die Neigung zu der rechtsnationalen Partei allerdings größer.[66] Hier bestätigt sich wieder, dass die Kirchennähe gesinnungsprägender ist als die Konfession, die aber relevant bleibt. Im Osten erreichte die linksradikale PDS 1992 unter Konfessionslosen 17 und unter Protestanten 4 Prozent; unter Katholiken war der Wert nahe Null.[67] Sie hatten laut einer Umfrage vom selben Jahr ja auch schon in der DDR, wie oben erwähnt (Anm. 24), seltener als Protestanten und Konfessionslose „an den sozialistischen Staat geglaubt“.
Eine etwas stärkere Tendenz westdeutscher Protestanten zu extremen politischen Positionen konstatierte schon 1984 eine Allensbacher Studie[68]. Dass 68 Prozent der deutschen Linksterroristen evangelisch oder, falls konfessionslos, in evangelischen Familien großgeworden waren – manchmal sogar im evangelischen Pfarrhaus –, dagegen nur 26 Prozent einen katholischen Hintergrund hatten, ist für Schmidtchen kein Zufall: „Die mystische Komponente des deutschen Protestantismus macht sich in der säkularen Erziehung durch die Betonung der Autonomie der eigenen Überzeugungen bemerkbar. Es kommt darauf an, dass man von irgendetwas überzeugt ist. Dies verleiht

dem Handeln letzte Evidenz und Legitimation ... Alles wird richtig, wenn nur die Überzeugungen richtig sind; und diese sind richtig, wenn man von ihnen ergriffen ist. Soziale Konsequenzen, das heißt auch menschliche Opfer, sind dann sekundär. Ein religiös inhaltsleer gewordener Protestantismus ist das formale Erziehungsgefäß für Ideologen und politische Überzeugungstäter". Wo die Wortmission als unwirksam verworfen werden müsse, „gibt es nur noch zwei Wege: entweder die Resignation oder die Mission mit der Waffe".[69] Auch die evangelischen Theologen Friedrich Wilhelm Graf und Klaus Tanner warnen ihre Kirche: „Die radikale Internalisierung von Verbindlichkeit, wie sie aus dem Bewusstsein einer höheren Konkordanz mit dem Absoluten resultiert, eröffnet die Möglichkeit eines Terrors der frommen Seele ... In dem Maße, wie Unmittelbarkeit zu Gott sich in innengeleiteter Handlungsorientierung konkretisiert, tendiert sie zum Abbruch der kulturellen Bemühungen, Handlungsorientierung durch institutionell vermittelte Konsensbildungsprozesse zu gewinnen."[70] Aber auch jenseits des politischen Extremismus gilt: Wo ein individualistisches Ich-Ideal in die „Innerlichkeitsanarchie" führt, „werden äußere Erfolgskriterien, ja sogar das Bedenken von Konsequenzen sekundär. Es ist, als ob sich Protestanten in Konfliktsituationen zur Beratung und zum inneren Abstimmungsgeschäft zurückziehen, um dann in naiver Bekennergebärde mit unerwarteten, unwahrscheinlichen Lösungen hervorzutreten"[71] – etwa dem Vorschlag, für oder gar mit den Taliban zu beten, um den Afghanistan-Konflikt zu lösen.

6. Moralgrundsätze, Ordo-Orientierung, anthropologischer Realismus

Im Lichte dieser Zusammenhänge erscheint es dann gar nicht so falsch, dass, wie „Spiegel"-Reporter Erich Wiedemann in einem Psychogramm der Deutschen schrieb, „die katholische Internationale, die ihre Schäfchen strenger hält, ihrer Klientel eine Leitschiene bietet, an der sie sich in jeder Lebenslage festhalten

kann. Die Protestanten müssen sich ihre Haltegriffe selbst machen“, während ihre „Synodalen sowie die nachgeordneten Instanzen ständig die Nase im Wind des Wandels haben“[72]. Tatsächlich zeigen Umfragen bei Protestanten nicht nur stärkere politische Stimmungsschwankungen als bei Katholiken und eine häufigere Selbsteinstufung als Wechselwähler,[73] sondern auch eine größere Neigung zum moralischem Relativismus.

Die Meinung „Es gibt völlig klare Maßstäbe, was gut und was böse ist. Die gelten immer für jeden Menschen, egal, unter welchen Umständen“ wurde in einer Allensbacher Umfrage vom Mai 2005 von 56 Prozent der kirchennahen Katholiken, aber nur von 35 Prozent der kirchennahen Protestanten und 32 Prozent der Konfessionslosen (inkl. „andere“) unterstützt, die relativistische Gegenposition „Es kann nie völlig klare Maßstäbe über Gut und Böse geben. Was gut und böse ist, wird von der jeweils herrschenden Kultur oder Religion bestimmt“, fand die Zustimmung von nur 18 Prozent der katholischen und 29 Prozent der evangelischen Christen mit starker Kirchenbindung; unter kirchenfernen Christen waren es 46, unter Konfessionslosen 49 Prozent.[74] In dieser Frage zum „Normenoptimismus“ und Normengehorsam sticht das affirmative Votum der kirchennahen Katholiken mit einem Vorsprung von über 20 Prozent vor allen anderen Gruppen geradezu heraus. Man kann hier fast schon von einem Alleinstellungsmerkmal sprechen. Die eindringlichen Mahnungen der beiden letzten Päpste fielen also auf bereits fruchtbaren Boden oder entfalteten eine hohe Wirksamkeit. Bei der gleichen Umfrage zwanzig Jahre zuvor, im Frühjahr 1990, war der Vorsprung der Katholiken insgesamt (ohne Differenzierung der Kirchennähe) nämlich noch geringer (26:24 % im Westen, 33:28% im Osten).[75]

Aufschlussreich in diesem Kontext ist auch eine noch etwas ältere Frage an Paare, die in gemischtkonfessioneller Ehe leben: „Das ist sicher schwer zu sagen, aber wo gibt es Ihrer Meinung nach Unterschiede zwischen Protestanten und Katholiken – was findet man häufiger bei Protestanten, was bei Katholiken?“ (Listenvorlage) Das Ergebnis: Katholiken wie Protestanten in

„Mischehen“ verorteten „feste moralische Überzeugungen“ zu 45 Prozent häufiger bei Katholiken und nur zu 2 bzw. 4 Prozent bei Protestanten, 42 bzw. 45 Prozent „bei beiden gleich“[76].

Die bereits konstatierten Unterschiede bei Lebensschutz und Rechtsgehorsam müssen wohl mit diesem fundamentalen Befund zur Moral im Zusammenhang gesehen werden, auch wenn jeweils andere Faktoren mit prägend wirken. In der Kombination mit der ebenfalls erörterten staatsethischen Differenzierung erhellt das striktere normative Denken der Katholiken auch die Motivlage ihrer ausgeprägten Bürgerloyalität: Ist die grundgesetzliche Demokratie nämlich aus christlicher Sicht erst einmal als eine gute Ordnung identifiziert, dann heischen ihre Normen aus katholischer Sicht natürlich einen qualifizierten Gehorsam, der nicht nur dem „status passivus“ des Bürgers als der Obrigkeit unterworfenem Untertan gemäß ist. Aus der heteronomen Rechtspflicht wird eine autonome ethische Leistung. Auf dem Boden einer gleichsam „christlich approbierten“ Verfassungsordnung formuliert auch der demokratisch „sperrige“ Imperativ von Römer 13 dann, so Eberhard Jüngel, „im Grunde nichts anderes als die Aufforderung zur Selbstbeherrschung“[77].

Wenn deutsche Katholiken dann etwas häufiger als Protestanten „Recht und Ordnung“ als „ganz besonders wichtig“ und „erstrebenswert“ im Leben halten (84:77%)[78], lässt sich dies nicht mehr einfach unter „konservatives“ oder „autoritäres Denken“ subsumieren, sondern erscheint als Dienst am Gemeinwohl und am Nächsten, insbesondere am Schwachen. Denn „Gewalt ist für den Schwachen jederzeit ein Riese“ (Schiller, Don Carlos). Charakteristisch für die katholische Differenzierungsleistung ist der bereits in „Wie katholisch ist Deutschland“ erwähnte Befund, dass kirchennahe Katholiken im Frühjahr 1990 auf die Frage nach den wichtigsten politischen Zielen im Westen häufiger als die Protestanten optierten für: „Die Ordnung im Lande aufrecht erhalten“ (49:44%), während den Katholiken in der DDR dieses Ziel weniger wichtig war, sowohl im Vergleich zu den westdeutschen Katholiken (-12%) als auch zu den ostdeutschen

Protestanten (37:42%), und dass die ostdeutschen Katholiken stattdessen häufiger den Schutz der Meinungsfreiheit und mehr Mitsprache der Bevölkerung (jeweils 27:16%) forderten.[79]

Schon in den Diskussionen der Widerständler des Kreisauer Kreises war es „das Kardinalthema, in Deutschland wieder Recht und Ordnung zur Herrschaft zu bringen“[80] – also „law and order“ im heute meist mokanten bis abwertenden Sprachgebrauch. Im objektiv-rechtlichen Sinne von „law“ forderte der Kreis nämlich, neben der Wiederherstellung der „vollkommenen Majestät des Rechts“[81] als Idee, durchaus „klare, ausgesprochene Rechtssatzungen, die weder durch das vage Volksempfinden, noch durch den absoluten Nützlichkeitsstandpunkt der jeweiligen Machthaber verdrängt werden dürfen“[82]. In diesem Sinne kann katholische Normorientierung auch heute einen wichtigen gesellschaftlichen und politischen Kontrapunkt setzen: naturrechtlich gegen den „absoluten Nützlichkeitsstandpunkt“ auf dem Kampfplatz der Bioethik (Lebensschutz), positiv-rechtlich verstanden gegen das „vage Volksempfinden“ von „Wutbürgern“, das sich bei der Durchsetzung ihrer „Anliegen“ nicht mehr um Recht und Ordnung scheren will (Castor, Stuttgart 21 etc.). Die Republik bedarf katholischer Ordo-Affinität und katholischen Rechtsbewusstseins heute nicht weniger als früher.

Die katholische Ordo-Orientierung korrespondiert mit einer anthropologischen Differenz: Während Protestanten trotz des ursprünglichen Lutherschen Sündenpessimismus laut Schmidtchen heute leichter von den guten Motiven der Menschen, von der Gutartigkeit eines sich frei entscheidenden Individuums zu überzeugen sind – die evangelischen Kirchennahen meinen zu etwa 10 Prozent häufiger als die katholischen, „dass man den meisten Menschen vertrauen kann“[83] –, stehen sie der Gesellschaft mit größerer Skepsis gegenüber. Sie glauben beispielsweise „ziemlich einhellig, der Unehrliche werde in dieser Gesellschaft eher das Rennen machen als der Ehrliche. Umgekehrt die Katholiken: Sie verbinden ihre Skepsis gegenüber der Natur des Einzelnen mit einem stärkeren Vertrauen in eine

ausgleichende Gerechtigkeit der gesellschaftlichen Ordnung“[84]. Dementsprechend erscheinen Katholiken „eher dazu geneigt, den Vorrang von Gemeinwohlpostulaten vor Individualinteressen zu akzeptieren“[85] und die Verantwortung für menschliche Defizienz und Delinquenz eher der Person als den gesellschaftlichen Umständen zuzuschreiben, während viele Protestanten, der individuellen Bußpraxis durch den Verlust der Beichte ledig, im Schuldverständnis einer Art „sola-structura-Lehre“ anhängen. So beobachtete der Soziologe Helmut Schoeck konfessionell unterschiedliche Bewertungstendenzen bei Straftaten: „Es gibt bei uns symbolträchtige Persönlichkeiten, die das latent und residual stets vorhandene Böse im Menschen nicht wahrhaben wollen und deshalb nicht wahrnehmen können. Vielmehr suchen sie immer außerhalb der Täter die Ursachen und mildernden Umstände für die Deliktlust. Sie betreiben damit eine Verharmlosung des Menschen schlechthin und rechtfertigen diese Einstellung mit ihrer Verwurzelung im Christentum. Solche Geister scheinen übrigens unter Protestanten häufiger als unter Katholiken gleichen Bildungsstandes.“[86]

7. Soziale Integration und ausgeprägter katholischer „Familismus“

Demoskopisch sichtbar wird das anthropologisch optimistische protestantische Autonomie-Ideal etwa darin, dass evangelische Christen häufiger als katholische über sich selbst sagen: „Ich mache nur das, wovon ich wirklich überzeugt bin“ (57:51%) und „Wenn ich etwas nicht will, dann mache ich das unter keinen Umständen“ (47:37%)[87]. Damit wird einerseits ein starker Freiheitsimpuls für den Einzelnen gesetzt, andererseits unter Umständen ein Problem für die Gemeinschaft erzeugt, die darauf angewiesen ist, dass Individualinteressen oft auch zugunsten des Gemeinwohls zurücktreten.

In diesen Zusammenhang gehört die Stellungnahme zu der anspruchsvollen, ein Diktum John F. Kennedys abwandelnden

Auffassung: „Ich will nicht fragen: Was tut der Staat für mich, sondern: Was tue ich für den Staat?“ – „Ist meine Auffassung“ antworteten 1992 in einer Allensbach-Umfrage 28 Prozent der kirchennahen Katholiken, 23 Prozent der kirchennahen Protestanten und 20 Prozent derer ohne christliche Konfession; bei Einsetzung eines Altersfilters vergrößert sich die Differenz (29:22:15)[88]. Hier wirkt sich vielleicht die von der katholischen Soziallehre vertretene Theorie einer subsidiären Gesellschaft positiv aus, „die zunächst die Aktivierung der eigenen Kräfte verlangt, bevor man nach dem Staat ruft“[89].

Man darf beim Thema „soziale Integration“ aber auch darauf hinweisen, dass das Solidaritätsprinzip in Deutschland nicht nur der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie, sondern auch dem sozialen und politischen Katholizismus wesentliche Impulse verdankt. Die Zentrumspartei war, wie kaum eine andere politische Formation, ein Integrationsfaktor zur Aussöhnung sozialer Gegensätze. In ihr konnten der Generaldirektor wie der ungelernte Arbeiter eine politische Heimat finden. Der frühere Zentrumspolitiker, Gründungskanzler und CDU-Vorsitzende Konrad Adenauer betonte auf dem Bundesparteitag 1962 in einer Kontroverse mit dem evangelischen Eugen Gerstenmaier, das „Christlich“ sei nicht nur in den Parteinamen hineingenommen worden, um den Gegensatz zum Nationalsozialismus zu dokumentieren: „Meine Freunde! Das ist eine Teilwahrheit. Sehen Sie, gegen den Nationalsozialismus waren doch auch eine ganze Reihe anderer Parteien, die damals auf den Plan traten. Angefangen mit den Sozialdemokraten, Demokraten usw. waren es vier, fünf oder sechs Parteien. (...) Sehen Sie, wo sind die Parteien geblieben, die eben nur Stände vertraten? Denken Sie doch einmal zurück. Es hat eine Mittelstandspartei gegeben, es hat eine Bauernpartei gegeben, und die Sozialdemokratie ist doch als Arbeiterpartei gegründet worden“; die CDU aber wolle „in einer so zerrütteten und zerrissenen Zeit wie der unsrigen“ eine Aufbauleistung auf der Grundlage der „dem großen Teil des Volkes gemeinsamen christlichen Weltanschauung“ erbringen. „Nur dieser gemeinsame

Boden trägt unsere Mitglieder hinweg über Gegensätze, die aus ihren verschiedenen Ständen, aus ihren verschiedenen Berufen, aus ihrer Herkunft aus verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes ganz selbstverständlich kommen“[90].

Bis heute hätten beide Konfessionen in Deutschland eine „bedeutende integrierende Funktion“, betont eine Expertise des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung.[91] „Vor allem die aktive und regelmäßige strukturelle Einbindung in Form des Gottesdienstbesuchs ist der Generierung und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungsnetzwerke förderlich“; die öffentliche religiöse Praxis gehe „mit einem größeren Freundschaftsnetzwerk und einer regeren Soziabilität einher“, sei eine „Quelle sozialer Integration“. Eine bloß „subjektive Religiosität ist demgegenüber von geringerer Bedeutung“. Zwar ist diese unter deutschen evangelischen Christen verbreiteter und die Teilnahme am Gottesdienst seltener, doch andererseits begünstige „die horizontalere Organisation protestantischer Gemeinden“ Beteiligung und soziales Engagement, während für Katholiken ein „ausgeprägter Familismus“ mit häufigerem Austausch und vermehrten Treffen mit Familie und Verwandten charakteristisch sei.

Dieser Befund passt zu einer Antwort auf die Allensbacher Frage nach den Eigenschaften einer „idealen“ Kirche – „so wie Sie sie sich wünschen“ – und danach, was man davon mit den realen Kirchen verbindet: Das Attribut „Sorgt für stabile Ehen und Familien“ verbanden 23 Prozent mit der katholischen und 15 Prozent der Befragten mit der evangelischen Kirche.[92] Dass die Kirche zum „Schutz von Ehe und Familie durch den Staat“ Stellung nehmen solle, meinen katholische kaum häufiger als evangelische Christen (79 zu 76 Prozent), jedoch können sich erstere häufiger an eine solche Stellungnahme erinnern (47:40 %)[93]. Dass die „Hilfe für Familien in Not“ eine kirchliche Aufgabe sei, meinen 94 Prozent der katholischen und 87 Prozent der evangelischen Christen.[94] Etwas häufiger als Protestanten finden Katholiken – trotz des Zölibats ihrer Geistlichen –, die Kirchen könnten „bei Problemen in der Ehe oder Partnerschaft und bei der Kindererziehung

Hilfestellung geben“ (67:62%).[95]
Zur sozialen Integration gehören schließlich auch Einstellungen zu sozialen Randgruppen. Wilhelm Heitmeyers – allerdings „mit Vorsicht zu genießendes“ – Forschungsprojekt zu „Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ (GMF) kommt zu dem Schluss, „antisäkular orientierte“ (weil sie der Meinung sind, der Staat und die Gesetze sollten „mehr an christlichen Grundwerten ausgerichtet“ sein – also wohl einfach entschiedenere) Protestanten seien „grundsätzlich feindseliger gegenüber schwachen Gruppen“; für „antisäkular orientierte“ Katholiken gelte dies nur eingeschränkt in bezug auf „rassistische, sexistische und homophobe Aussagen; gegenüber Obdachlosen erweisen sie sich sogar als weniger feindselig“[96]. Eine Allensbacher Frage ergab hingegen, dass regelmäßige Kirchgänger weniger Vorbehalte haben, mit Ausländern/Einwanderern, Menschen anderer Hautfarbe, Moslems, Juden und Hindus oder auch mit Homosexuellen als Nachbarn zu leben.[97] Nach Konfession wurde hier nicht unterschieden.
Die dimap-Umfrage im Auftrag der Adenauer-Stiftung zeigt einen beträchtlichen Toleranzunterschied zwischen den Konfessionen hinsichtlich des Islam: Während eine Zweidrittelmehrheit der Katholiken meint, muslimische Schulkinder sollten islamischen Religionsunterricht in deutscher Sprache erhalten, befürwortet dies nur die Hälfte der Protestanten.[98] Der Meinung: „Die in Deutschland lebenden Muslime sollten ihre Religion ohne Einschränkungen ausüben können“ stimmen 71 Prozent der Katholiken und 63 Prozent der Protestanten zu, der Forderung, dass Muslime bei ihrer Religionsausübung „stärker Rücksicht“ auf die deutsche Bevölkerung nehmen sollten, 70 Prozent der Protestanten und 60 Prozent der Katholiken, der Meinung: „Deutschland ist ein christliches Land. Muslimische Gebräuche haben hier nichts zu suchen“ 20 Prozent der Protestanten und 16 Prozent der Katholiken.[99] Protestanten würden sich auch häufiger durch den Bau einer Moschee in ihrer Nachbarschaft gestört fühlen (37:30%).[100] Etwas häufiger als Katholiken stimmen sie

der Aussage „eher zu“: „Das Christentum ist tolerant, der Islam nicht“ (47:42%).[101] Dem evangelischen Deutschland erscheint die Religion der Muslime fremder und bedrohlicher als dem katholischen. Da der Islam jedoch in Zukunft eher eine größere Präsenz im Land haben wird, könnte das katholische Christentum – in Transzendenzbezug und Moralvorstellungen den Muslimen tendenziell näher stehend – eher eine mäßigende, vermittelnde Rolle bei Spannungen ausfüllen.

8. Katholische Kirche als „Seelenheimat“ und Hort der Transzendenz

Dieser letzte Gedanke weist auch auf den wohl fundamentalsten Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus in Deutschland hin: den in der Glaubensintensität. 59 Prozent der Katholiken bezeichnen sich – unabhängig vom Kirchgang – als „religiöser Mensch“, 53 Prozent der Protestanten.[102] Jeder sechste Katholik interessiert sich „sehr“ für religiöse Fragen, jeder neunte Protestant.[103] Der „Bertelsmann-Religionsmonitor“ stufte doppelt so viele Katholiken wie Protestanten (27:14%) als „hoch religiös“ ein.[104] In der dimap-Umfrage für die Konrad-Adenauer-Stiftung erklärten sich 60 Prozent der Katholiken als „sehr“ oder „ziemlich religiöser Mensch“, 48 Prozent der Protestanten.[105] „Religion ist für mich der tragende Grund meines Lebens“, meinten 38 Prozent der katholischen und 30 Prozent der evangelischen Christen.[106] Nie zu beten, erklärt fast jeder fünfte Protestant und jeder zehnte Katholik.[107] Nie in der Bibel zu lesen, berichten 56 Prozent der evangelischen, 48 Prozent der katholischen Christen, nie einen Gottesdienst zu besuchen, 15 Prozent der evangelischen und 10 Prozent der katholischen Christen;[108] der zuletzt besuchte Gottesdienst hatte bei 59 Prozent der Protestanten einen „besonderen Anlass wie Hochzeit, Beerdigung, Taufe, Konfirmation / Firmung usw.“ aber nur bei 35 Prozent der Katholiken; zwei Drittel von ihnen besuchten zuletzt einen „normalen Gottesdienst“, 41 Prozent der Protestanten.[109]

Die Frömmigkeitskluft scheint ein generationenübergreifendes Phänomen zu sein: Aus einem „sehr religiösen Elternhaus“ zu kommen, berichten 36 Prozent der Katholiken und 15 Prozent der Protestanten, dass ihre „Eltern keine besondere Beziehung zur Religion“ hatten, ein Zehntel der katholischen, aber fast ein Drittel der evangelischen Christen.[110] Noch deutlicher fiel die Kluft in der dimap-Umfrage 2003 aus: Hier berichteten viermal so viele Katholiken wie Protestanten (35:9%) von einem „sehr religiösen Elternhaus“[111]. Auch die kommende Generation dürfte hier konfessionell unterschiedliche Erfahrungen machen: Es sei „wichtig für Kinder, dass sie religiös erzogen werden“, meinen nämlich heute 58 Prozent der Katholiken und 44 Prozent der Protestanten.[112]

Auch bei wichtigen Inhalten christlichen Glaubens zeigt sich eine beträchtliche konfessionelle Differenz. Die Überzeugung „Es gibt einen persönlichen Gott“ teilten in einer dimap-Umfrage für die Adenauer-Stiftung 40 Prozent der katholischen und 29 der evangelischen Christen;[113] Katholiken glaubten auch häufiger, „dass Jesus Christus von den Toten auferstanden ist“ (69:59), „dass Jesus Christus zugleich Gott und Mensch war“ (72:60), „dass Gott in den drei Personen Vater, Sohn und Heiliger Geist existiert (66:55) und „dass es am Ende der Geschichte ein Jüngstes Gericht gibt“ (56:46).[114] Häufiger unterstützen Katholiken auch die Aussagen: „Der Mensch ist von Gott geschaffen“ (69:58). „Es gibt ein Leben nach dem Tod“ (71:58). „Der Mensch muss sich für sein Leben vor Gott verantworten“ (66:59), und „Gott ist in jedem menschlichen Leben wirksam und erfahrbar“ (75:68).[115]

Die ausgeprägtere Glaubensschwäche der deutschen Protestanten zieht die Kirchenschwäche nach sich: Selbst im Jahr 2010, dem annus horribilis für die katholische Kirche, erklärten mehr Protestanten als Katholiken (38:30), „schon mal mit dem Gedanken gespielt“ zu haben, aus der Kirche auszutreten, und doppelt so viele evangelische wie katholische Christen waren dazu entschlossen (4:2); Zugleich stuften Katholiken ihre subjektive Verbundenheit mit ihrer Kirche bei durchschnittlich 4.9, Protestanten bei 4.4 ein.[116] Die

evangelische Kirche mag also politisch und medial derzeit besser da stehen und weniger Unmut auf sich ziehen als die katholische, aber ihre Bindungskraft bleibt trotzdem schwächer.
Einen Hinweis auf die Ursachen gibt die schon erwähnte Allensbacher Umfrage zur idealen und zu den realen Kirchen. Darin wurden mit der evangelischen Kirche häufiger die Attribute „fortschrittlich“, „tolerant“, „unkompliziert“, „menschlich“, „offen“ und „gütig“ verbunden, aber weniger die Eigenschaften „heilig“ (11% gegenüber 34% bei der katholischen Kirche), „stark“ (12:19), „steht Gott nahe“ (40:49) und „gibt dem Leben Sinn“ (17:21).[117] Diese scheinen aber für die Attraktivität einer geistlichen Institution entscheidender zu sein. Der Trendforscher Matthias Horx warnte die Kirchen schon 1995 vor einer Anpassung an Zeitströmungen und überrascht mit der Einschätzung: „Wenn wir von den Amtskirchen um ein professionelles Trend-Consulting gebeten würden – wie müsste der Ratschlag für die evangelische und katholische Kirche aussehen? ... Kaum jemand, der den Kirchen nicht Modernisierung, Öffnung, Liberalisierung empfehlen würde ... Doch so einfach ist die Sache nicht ... Der Katholizismus dürfte seine ‚brand values‘ genau aus dem beziehen, was die Heerscharen seiner Kritiker an ihm bemängeln: dem Dogma. Gerade das Unumstößliche, das Störrische, das ‚Unmoderne‘ an ihm macht seine Faszination aus. Sein barockes Element, seine beharrliche, ja dickköpfige Dogmatik, sein Hang zum Ornament, zum Prunk, zur Verschwendung und Doppelmoral, ist gewissermaßen sein ‚Markenkern‘“[118].
Man kann den deutschen Katholiken demnach nur davon abraten, ihr Heil in einer Selbstprotestantisierung zu suchen, wie sie etwa das jüngste Memorandum deutschsprachiger Theologen[119] zwar nicht ausdrücklich, aber faktisch nahe legt, denn seine sämtliche Forderungen sind im evangelischen Christentum, das Matthias Matussek heute als „die bequemere Konfession“[120] identifiziert, bereits weitgehend erfüllt. Übrigens ist der Zölibat der vielleicht wichtigste öffentliche Ausdruck christlichen Transzendenzbezuges. Er weist auf die jenseitige Wirklichkeit eines personalen Gottes hin, der in seiner Dreifaltigkeit selbst Beziehung ist und Geborgenheit schenken kann.

Zusammenfassung

Unsere Tour d'horizont ist damit zu einer Art „katholischer Leistungsschau" geworden, was zwar nicht sehr ökumenisch wirkt, aber doch als Kontrapunkt zu einer verbreiteten antikatholischen Stimmungsmache gerechtfertigt erscheint. Wo Defizite des deutschen Protestantismus benannt werden, sind die zitierten Autoren meistens selbst evangelisch, und fast alle Thesen sind durch empirische Hinweise gesichert. Dabei ergeben sich zusammenfassend folgende Gemeinwohldienste des deutschen Katholizismus:

1) Er ist eine Bastion für den Schutz menschlichen Lebens und gegen eine „Kultur des Todes".
2) Er hat in den Legitimitätskrisen der demokratischen Staatsgewalt Bürgerloyalität bewiesen – auch da, wo er selbst politische Entscheidungen als ethisch illegitim erachtete – und hat den Rechtsgehorsam gegen eine Widerstandsinflation verteidigt.
3) Er hat durch Verantwortungsbereitschaft in der Demokratie und Verweigerung in der Diktatur staatsethische Urteilskraft bewiesen und zur Mäßigung gegen politischen Extremismus beigetragen.
4) Er hat die Chance der deutschen Wiedervereinigung klug und konsequent genutzt und sie, gemessen an seinem gesellschaftlichen Gewicht im Osten, herausragend mitgestaltet.
5) Er stiftet geistige Orientierung durch feste Moralgrundsätze gegen den ethischen Relativismus und stützt soziale Ordnungen durch seinen anthropologischen Realismus.
6) Er dient als Kirche und in der Politik der sozialen Integration, insbesondere durch einen ausgeprägten „Familismus", Impulse zu gesellschaftlicher Solidarität und religiöse Toleranz.
7) Er sorgt dafür, dass unserer säkularisierten Gesellschaft der „transzendente Atem" nicht ausgeht, stiftet damit Hoffnung und Trost und immunisiert gegen innerweltliche Heilslehren.

Man könnte die Liste übrigens noch verlängern, etwa durch Hinweise auf den katholischen Internationalismus, der übernationales Denken lehrt und wesentlich die europäische Integration und das „Eine Welt"-Denken inspirierte, oder – aus dem Erfahrungsschatz des Rheinländers gesprochen – die katholische Lebensfreude, Sinnlichkeit und Feiertagskultur inklusive Karneval, die in Erich Wiedemanns Psychogramm der Deutschen („Ein Volk in Moll") in den Überschriften der beiden Kirchenkapitel aufscheint: Das eine heißt: „Symbiose von Kirche und Kneipe", das andere „Elftes Gebot: Du sollst Dich nicht freuen". Sie dürfen raten, welcher Titel welcher Konfession zugedacht ist.

Zwar würde manch Anderer einige hier erwähnte Stärken des Katholizismus oder Schwächen des Protestantismus anders bewerten, zum Beispiel Wankelmütigkeit als Flexibilität, Anpassung an Zeitströmungen als konstruktive Modernität, Opportunismus als Offenheit, Islamkritik als Weitsicht. Doch in der Gesamtschau wird man sich kaum um das Eingeständnis herum drücken können, dass die deutschen Protestanten im letzten Jahrhundert politisch häufiger auf dem Holzweg waren als die deutschen Katholiken. Diese wurden im preußisch-protestantisch dominierten Deutschland oft als „Reichsfeinde" verdächtigt und als „Staatsbürger zweiter Klasse" behandelt: 1819 hatte der Freiherr vom Stein unterschieden: „Der Preußische Staat ist ein evangelischer Staat und hat über ein Drittel katholischer Untertanen. Das Verhältnis ist schwierig, es stellt sich richtig dar, wenn die Regierung für die evangelische Kirche sorgt mit Liebe, für die katholische Kirche sorgt nach Pflicht. Die evangelische Kirche muss begünstigt werden."[121] Der preußische Philosoph Eduard von Hartmann meinte, die deutschen Katholiken müssten begreifen, „dass sie nicht gesetzestreue deutsche Staatsbürger sein können, ohne vor dem katholischen Prinzip als Ketzer dazustehen, und dass sie gute Katholiken nicht sein können, ohne nicht wenigstens der Gesinnung nach Hochverräter an ihrem Vaterland zu werden"[122].

Vielleicht hat das kollektive katholische Bewusstsein doch etwas von diesem suggerierten Loyalitätskonflikt verinnerlicht, auch

wenn dieser heute nicht mehr durch weltliche Obrigkeiten erzeugt wird, sondern durch den Anpassungsdruck einer weit mehrheitlich (nominell 70 Prozent, faktisch mindestens 85 Prozent[123]) nichtkatholischen oder gar antikatholischen öffentlichen Meinung. Während die deutschen Katholiken so allmählich die vielleicht „protestantischsten" der Weltkirche[124] wurden, haben sie, soviel sei zur Güte gesagt, wohl auch von den Stärken der reformatorischen Konfession einen Schuss mitbekommen, etwa der Wertschätzung des allgemeinen Zugangs zur Bibel, der Kirchenmusik oder auch vom legendären protestantischen Arbeitsethos und Bildungsbürgerideal.

Auch wer die Gemeinsamkeit der Konfessionen gegenüber dem grassierenden Atheismus und Islamismus zu schätzen weiß, und darauf habe ich hoffentlich oft genug – nicht zuletzt mit den wenig schmeichelhaften Befunden für die Konfessionslosen – hingewiesen, dem wird am Ende dieser Betrachtung, zumal wenn er sich als evangelischer Grenzgänger mit katholischen Neigungen fühlt, vielleicht ein Sprichwort in den Sinn kommen. Es wurde im protestantischen Deutschland, wie jüngst Kardinal Meisner aus seiner Jugend in Thüringen berichtete,[125] abwertend gebraucht, gewinnt aber im Lichte unserer Befunde und Betrachtungen eine positive Dimension: „Das ist ja zum Katholischwerden!".

Anmerkungen

1 Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 2003-2009 (Bd. 12), hrsg. von Renate Köcher, Berlin/New York 2009, 807.

2 Siehe Andreas Püttmann: Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands, Asslar 2010, 12f.

3 Ebd., 129-201.

4 Vgl. Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1993-1997 (Bd. 10), hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher, München 1997, 89 (Umfrage vom März 1996). Auf einer Skala von „vollkommen frei" (Stufe 9-10) bis „überhaupt nicht frei" (1-3) stuften sich westdeutsche Katholiken durchschnittlich bei 7.1, Protestanten bei 6.6 ein; nur in den neuen Bundesländern fühlten sich evangelische Christen etwas freier mit

6.6 gegenüber 6.3 (kath.) und 5.7 (o.B.). Sich „vollkommen frei“ zu fühlen, erklärte im Westen jeder vierte Katholik, jeder sechste Protestant und jeder zehnte Konfessionslose.

[5] Protestanten und Katholiken. Zusammenhänge zwischen Konfession, Sozialverhalten und gesellschaftlicher Entwicklung, in: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Konfession – eine Nebensache? (Der Bürger im Staat, 2/1984), S. 91-94, hier: 94.

[6] Matthias Matussek: Das katholische Abenteuer. Vom Mut, der Moderne ein Ärgernis zu bleiben, in: Der Spiegel 18/2011, S. 137.

[7] Walter Kerber: Bewußtseins-Orientierung: Zur Begründung ethischer Normen in einer säkularisierten Gesellschaft, in: Franz-Xaver Kaufmann/Walter Kerber/Paul Zulehner (Hrsg.): Ethos und Religion bei Führungskräften. Eine Studie im Auftrag des Arbeitskreises für Führungskräfte in der Wirtschaft (Fragen einer neuen Weltkultur; 3), München 1986, 121-214, 182.

[8] Gegen Celsus VIII, 74.

[9] BVerfGE 39, 1

[10] Siehe Andreas Püttmann: Der demokratische Verfassungsstaat und die Wertordnung, in: Die Neue Ordnung 5/1998 (52. Jg.), 324-339; Autorengemeinschaft: Wertewandel –Rechtswandel. Perspektiven auf die gefährdeten Voraussetzungen unserer Demokratie, Gräfelfing 1997.

[11] Josef Isensee: Freiheit – Recht – Moral. Das Dilemma des Rechtsbewusstseins im deutschen Verfassungsstaat, in: Klaus Weigelt (Hrsg.): Freiheit – Recht – Moral, Bonn 1988, 14-40, 24.

[12] Bernhard Vogel (Hg.): Religion und Politik. Ergebnisse und Analyse einer Umfrage, Freiburg 2003, 206/208.

[13] Ebd., 284-287.

[14] Ebd., 341f.

[15] Ortsbestimmung der Gegenwart. Eine universalgeschichtliche Kulturkritik, Bd. II: Weg der Freiheit, Erlenbach/Zürich 1952, S. 219, 222.

[16] Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht (Süddeutsche Juristenzeitung, 1946), in: ders., Der Mensch im Recht, Göttingen, 3. Aufl. 1969, S. 111-124, hier: S. 124.

[17] Vgl. Andreas Püttmann: Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität. Konfession und Staatsgesinnung in der Demokratie des Grundgesetzes (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, hg. v. Hans Maier u.a., Bd. 9), Paderborn u.a. 1994, 170-210.

[18] Ebd., 233-250.

[19] Wolfgang Huber: Protestantismus und Protest. Zum Verhältnis von Ethik und Politik, Reinbek 1987.

[20] Gerechtigkeit als Beruf, München 1982, 167-169, 70.

[21] http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_32620_33011_2.pdf

[22] Max Kaase/Friedhelm Neidhardt: Politische Gewalt und Repression. Ergebnisse von Bevölkerungsumfragen (Bericht der unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt, Bd. 4), Berlin 1990, 250-253.
[23] Ebd., 261.
[24] Ebd., 205-208.
[25] KFN, Forschungsbericht Nr. 109, 109.
[26] Ebd., 112.
[27] Ebd., 110.
[28] Ebd., 112f.
[29] Ebd., 110.
[30] Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 269ff. Bei Delikten der sogenannten Alltagskriminalität (Steuerhinterziehung, Versicherungsbetrug, Schwarzfahren, Schmiergeldannahme) erlangten allerdings die kirchennahen Protestanten mit knappem Vorsprung Rang 1 der gesetzestreuen Voten (278).
[31] Uta Ranke-Heinemann: Das Märchen von den guten Hirten, in: dies.: Widerworte. Friedensreden und Streitschriften, Essen 1987, 115-126, 115f.
[32] Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 5042 (Oktober 1990). Auffälliger als der geringe Unterschied zwischen kirchennahen Christen verschiedener Konfession („Gehorsam“ sympathisch: kath.:39%, ev.: 42%) war hier die krasse Differenz zu den Kirchenfernen (jew. 20%).
[33] Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 284f.
[34] Frederic Spotts: Kirchen und Politik in Deutschland, Stuttgart 1976, 34.
[35] Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1984-1992, Bd. 9, hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher, München/New York/London 1993, 208.
[36] Zit. n. Hans Günter Hockerts: Die Goebbels-Tagebücher 1932-1941, in: Albrecht u.a. (Hrsg.): Politik und Konfession. Festschrift für Konrad Repgen zum 60. Geburtstag, Berlin 1983, 359-392, 375f.
[37] Eugen Gerstenmaier: Streit und Friede hat seine Zeit. Ein Lebensbericht, Frankfurt/Berlin/Wien 1981, 200.
[38] Kaase/Neidhardt, Politische Gewalt, 262, 266.
[39] Allensbacher Archiv, IfD-Bericht 3760/I: Vertrauenskrise in der Kirche? Eine Repräsentativerhebung zur Kirchenbindung und -kritik, Allensbach 1989, Tab. 26 und A4.
[40] Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 5069 (September 1992).
[41] Hans Maier: Der deutsche Katholizismus seit 1945, in Herder Korrespondenz 10/1976 (30.Jg.), 490-496, 491.
[42] Carl Amery: Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute, Reinbek 1963, 97f.
[43] Gerhard Schmidtchen: Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur, Bern, 2. Aufl. 1979, 245.
[44] Ders.: Was den Deutschen heilig ist. Religiöse und politische Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland, München 1979, 115.

[45] Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 4053 (Jan./Feb. 1985).
[46] Zit. n. Herder Korrespondenz 6/1989 (43. Jg.), 260.
[47] Manfred Spieker: Die Demokratiediskussion unter den deutschen Katholiken 1945 bis 1963, in: Anton Rauscher (Hrsg.): Katholizismus, Rechtsethik und Demokratiediskussion, Paderborn 1981, 77-79.
[48] Martin Kriele: Rechtsverständnis und Bürgergesinnung vor dem Hintergrund der Konfessionen. Vortrag auf der Tagung über „Kirche als Heilsgemeinschaft – Staat als Rechtsgemeinschaft: Welche Bindungen akzeptiert das moderne Bewusstsein?“ der Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung vom 16.-18.12.92 in Weimar, Manuskript, 9f.
[49] Siehe Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 214f.
[50] Schmidtchen, Protestanten und Katholiken, 469, 339.
[51] Thomas Nipperdey: Man kann die Welt nach dem Denken einrichten, in: Die Welt vom 22.7.89, 23.
[52] Roman Herzog: Der evangelische Christ im Staat des Grundgesetzes, in: Evangelischer Arbeitskreis der CDU/CSU (Hrsg.): 10 Bonner Theologische Gespräche 1985-88, Bonn 1989, 12-19, 15.
[53] Gottfried Sprondel: Der deutsche Protestantismus und sein Verhältnis zur Demokratie, in: Walter Bernhardt u.a. (Hrsg.): Glaube und Politik. Die Bad Bramstedter Gespräche. Vorträge zum Dialog zwischen Kirche und Staat 1985-1986, Neumünster 1987, 24-38, 30.
[54] Karl Barth: Die Kirche zwischen West und Ost, Zürich 1949, 22.
[55] Ebd., 9, 10f.
[56] Wolfgang Gerlach: Vom Seeteufel zum Friedensengel. Wer war Martin Niemöller?, in: Die Zeit vom 10.1.1992, 33.
[57] Zit. n. Kölner Stadtanzeiger vom 2.5.1990.
[58] Günter Geschke, der Demke für das Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt interviewte (6.4.90).
[59] Ehrhart Neubert: Protestantische Kultur und DDR-Revolution, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 19/1991 (41. Jg.), 21-29, 28f.
[60] Zit. n. Armin Boyens: Luther unter der Last Preußens, in: Rheinischer Merkur vom 11.2.83.
[61] Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 294.
[62] Ebd., 297.
[63] Karl Dietrich Bracher: Kirche in der Diktatur. Die deutsche Erfahrung von 1933/34, in: Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Barmer Theologische Erklärung und heutiges Staatsverständnis, Köln 1986, 7-16, 8.
[64] Schmidtchen, Protestanten und Katholiken, 225f.
[65] Ebd., 229ff.
[66] Vgl. Püttmann, Gesellschaft ohne Gott, 177.
[67] Allensbacher Jahrbuch 1984-1992, 714.
[68] Elisabeth Noelle-Neumann/Erp Ring: Das Extremismus-Potential unter jungen Leuten in der Bundesrepublik Deutschland 1984, Bonn 1984.

[69] Schmidtchen, Protestanten und Katholiken, in: Landeszentrale (Anm. 67), 93f.
[70] Friedrich Wilhelm Graf/Klaus Tanner: Protestantische Staatsgesinnung. Zwischen Innerlichkeitsanarchie und Obrigkeitshörigkeit, in: Evangelische Kommentare 12/1987 (20. Jg.), 699-703, 702.
[71] Gerhard Schmidtchen: Gibt es eine protestantische Persönlichkeit? Zürich 1969, 39f.
[72] Erich Wiedemann: Die deutschen Ängste. Ein Volk in Moll, Frankfurt a.M./ Berlin 1988, 22f.
[73] Schmidtchen, Protestanten und Katholiken, 216.
[74] Allensbacher Jahrbuch 2003-2009, 190; die Auszählungen nach Konfession erfolgten für den Autor
[75] Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 283. Allerdings war 1990 die relativistische Meinung etwas anders formuliert: „(...) Was gut und böse ist, hängt immer allein von den gegebenen Umständen ab“.
[76] Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 2255 (1986).
[77] Eberhard Jüngel: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit...“. Eine Bibelarbeit über Römer 13,1-7, in: ders./Roman Herzog/Helmut Simon: Evangelische Christen in unserer Demokratie, Gütersloh 1986, 8-37, 35.
[78] Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 4181 (1987).
[79] Allensbacher Auszählungen (der IfD-Umfragen 2287 und 3201) für Andreas Püttmann : Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität. Konfession und Staatsgesinnung in der Demokratie des Grundgesetzes (Politik- und Ko mmunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 9, hrsg. von Hans Maier, Heinrich Oberreuter, Otto B. Roegele und Manfred Spieker), Paderborn u.a. 1994, 356ff.
[80] Gerstenmaier, Streit und Friede, 171.
[81] Damit wollte Goerdeler nach erfolgreichem Attentat seine Regierungserklärung eröffnen; siehe Gerhard Ringshausen: Die Überwindung der Perversion des Rechts im Widerstand, in: Ders./Rüdiger von Voss (Hrsg.): Widerstand und Verteidigung des Rechts, Bonn 1997, 211-234, 211.
[82] Dossier: Kreisauer Kreis. Dokumente aus dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Aus dem Nachlass von Lothar König SJ, hrsg. und kommentiert von Roman Bleistein, Frankfurt a.M. 1987, 283.
[83] Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 300.
[84] Schmidtchen, Protestanten und Katholiken, 197f.
[85] Heldrich/Schmidtchen, Gerechtigkeit als Beruf, 169.
[86] Helmut Schoeck: Das Edle im Mörder, in: Rheinischer Merkur vom 18.11.88, 20.
[87] Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 4181 (1987).
[88] Püttmann, Ziviler Ungehorsam, 314.
[89] Lothar Roos: Jugend, Gesellschaft, Glaube, Ethos. Kulturethische und pastoralsoziologische Überlegungen, in: Gerhard Schmidtchen: Ethik und Protest. Moralbilder und Wertkonflikte junger Menschen, Opladen 1992, 241-312, 296.

[90] http://www.kas.de/upload/ACDP/CDU/Protokolle_Bundesparteitage/1962-06-02-05_Protokoll_11.Bundesparteitag_Dortmund.pdf
[91] SOEPpapers Nr. 144 (Nov. 2008), 17ff.
[92] Allensbacher Jahrbuch 1984-1992, 202.
[93] Vogel, Religion und Politik, 207/285.
[94] Ebd., 226.
[95] Ebd., 257.
[96] Beate Küpper/Andreas Zick: Riskanter Glaube. Religiosität und Abwertung, in: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 4, Frankfurt 2006, 179-188.
[97] Püttmann: Gesellschaft ohne Gott, 168.
[98] Vogel, Religion und Politik, 383.
[99] Ebd., 396.
[100] Ebd., 400.
[101] Ebd., 390.
[102] Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 10069.
[103] Allensbacher Jahrbuch 2003-2009, 801.
[104] Bertelsmann-Stiftung: Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007, 80.
[105] Vogel, Religion und Politik, 316f.
[106] Ebd., 352.
[107] Ebd. 320.
[108] Allensbacher Jahrbuch 2003-2009, 812 (Beim Gottesdienstbesuch bezogen nur auf Westdeutschland).
[109] Ebd., 813.
[110] Ebd., 809.
[111] Vogel, Religion und Politik, 318.
[112] Allensbacher Jahrbuch 2003-2009, 809.
[113] Vogel, Religion und Politik, 324.
[114] Ebd., 330.
[115] Ebd., 340f.
[116] Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 10056.
[117] Allensbacher Jahrbuch 1984-1992, 202.
[118] Matthias Horx: Trendbuch. Megatrends für die späten neunziger Jahre, Düsseldorf 1995, 129.
[119] Siehe Andreas Püttmann: Resolutionsselige Theologiebeamte fernab der Wirklichkeit, in: Kath.net vom 10.2.2011 (http://www.kath.net/detail.php?id=30082).
[120] Matussek, Das Katholische Abenteuer (Der Spiegel 18/2011), 137.
[121] Zit. n. Heinrich Schrörs: Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn, Köln 1922, 5.
[122] Zit. n. Heribert Raab: Kirche und Staat. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, München 1960, 112.

[123] Wenn man die etwa 50 Prozent Katholiken zur nichtkatholischen Mehrheit zählt, die sich selbst ausdrücklich nicht – nicht einmal „kritisch“ – der katholischen Kirche verbunden fühlen.

[124] Vgl. Johannes Gross: Protestanten und Katholiken, in: Ders.: Über die Deutschen, Zürich 1992, 72-100, 99.

[125] Andreas Püttmann/Joachim Kardinal Meisner: „Ein schlafender Diener wollte ich nie sein“. Gespräch in MUT Nr. 523 (46. Jg., Mai 2011), 44-55, 44: „Als wir nach Körner in Thüringen kamen, waren wir dort die ersten Katholiken seit der Reformation. Da sagte man als Redensart für: „Das ist ja zum Verrücktwerden!“: „Das ist ja zum Katholischwerden!“.

Predigten

„Niemand kann sagen ‚Herr Jesus‘ außer im Heiligen Geist“ (1 Kor 12,3)

Anton Ziegenaus

Der Eröffnungsgottesdienst zu Beginn der Sommerakademie ist eine Bitte um den Heiligen Geist. Nur in diesem Geist kann man, so die Lesung, „Herr Jesus“ sagen. „Herr Jesus“ oder „Herr Jesus Christus“ ist kein Name wie Herr Franz Huber, sondern ein verkürzter Ist-Satz und besagt: Jesus ist der Herr und der Christus, der Messias, oder verständlicher erklärt: Jesus von Nazareth, der in Galiläa aufgewachsen ist und gekreuzigt wurde, ist mein Herr und der Messias, ist Gott.

Die Inhalte unseres Glaubens klingen unverständlich, sind schwierig anzunehmen. So z.B., dass ein Gekreuzigter, der als „Verbrecher“ das Kreuz bis zu Hinrichtung getragen hat, der Herr und Gott sein soll. Wer Gott ist, lässt sich doch nicht kreuzigen. Diese Wahrheit zu erkennen und anzunehmen ist nur möglich, wenn Gottes Geist unser Herz dafür öffnet.

Ein anderes Beispiel: Dieser Jesus forderte unbedingte Nachfolge; der Jünger soll seiner Spur folgen, auch wenn sie nach Golgotha führt. Die Jünger verließen alles (Haus, Frau, Brüder, Eltern, Kinder) in der Nachfolge Jesu. Sogar das eigene Leben sollen sie gering achten (vgl. Lk 14,26). „Der Jünger muss sich damit

begnügen, dass es ihm ergeht wie seinem Meister, und der Sklave, dass es ihm ergeht wie seinem Herrn“ (Mt 10,25). Eine solche Nachfolge konnte auf den ersten Blick nur als etwas Verrücktes erscheinen: Wie kann ein Mensch – und man sah nur den Menschen Jesus – für sich eine solche Wichtigkeit beanspruchen, dass er dem Jünger mehr sein soll als das eigene Leben? Der Heilige Geist musste den Jüngern die Augen dafür öffnen, dass Jesus eine solche unbedingte Nachfolge nur fordern kann, weil er als Mensch zugleich Gottes Sohn ist.

Dass nur der Geist die Wirklichkeit Jesu erschließt, sagt er an vielen Stellen: „Der Heilige Geist wird mich verherrlichen, denn er wird von dem, was mein ist, nehmen und es euch verkünden“ (Joh 16,14). Der Geist zeigt die Herrlichkeit Jesu, auch wenn er ein Kreuz trägt, nämlich dass Gott „so sehr“ die Welt geliebt hat, dass er für sie den Sohn dahingab (vgl. Joh 3,16). Wir können Christus und unseren Glauben an ihn nur verstehen durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes. Deshalb gebot der Auferstandene den Jüngern, nicht von Jerusalem wegzugehen, sondern zuerst auf die Verheißung des Vaters zu warten (Apg 1,34). „Bleibt in der Stadt, bis ihr mit der Kraft aus der Höhe erfüllt werdet“ (Lk 24,49).

Um diesen Heiligen Geist müssen wir vor allem beten; er ist die kostbarste und vornehmste Gabe des Vaters. Das zeigt uns ein Vergleich von Mt 7,7-11 mit Lk 11,9-13. Beide Stellen handeln vom Bittgebet und vom Vertrauen. An beiden Stellen mahnt Jesus zu vertrauensvollem Gebet. Wenn schon ein Mensch dem Sohn keine giftige Schlange gibt, wenn er um einen Fisch bittet, um

wieviel mehr wird „der Vater im Himmel denen Gutes tun, die ihn bitten“ (Mt 7,11). Eben diese Stelle heißt bei Lukas: „um wieviel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist denen geben, die ihn bitten“. Unsere erste und vordringlichste Bitte muss die um den Heiligen Geist sein.

Die lebensempfangende und lebensspendende Quelle

(Predigt in Wemding: Maria Brünnlein)

Anton Ziegenaus

Marienwallfahrtsorte mit einem Brunnen oder einer Quelle in Verbindung zu bringen, ist eine häufige Erscheinung in unserer Kirche. Denken Sie an Lourdes oder Fatima mit ihren heilsamen Quellen. Auch in La Salette hat Maria eine vertrocknete Quelle wieder zum Fließen gebracht. Quellen galten schon im Altertum bestimmten Nymphen heilig; im Christentum wurden sie bald mit Maria in Verbindung gebracht. So steht Maria Brünnlein in guter Tradition. Brunnen und Quellen gestand man eine besondere Heiligkeit und Heilkraft zu. Zwischen der Marienverehrung und den naturreligiösen Elementen des Volkes kam eine innige Verbindung zustande.

Doch gibt es neben diesen natürlichen Zugängen auch theologische: Im Osten wurde Maria „Zoodochos Pege" – lebensempfangende Quelle – genannt und vor den Toren Konstantinopels gab es ein Pege-Heiligtum. Da Maria das Leben empfängt, steht sie klar unter ihrem Sohn, der das Leben ist (vgl. Joh 14,6), auch ihr Leben.

Doch Maria ist auch lebensspendende Quelle, weil sie das Leben gibt, indem sie ihren Sohn als Erlöser in die Welt bringt.
Im Evangelium hörten wir, dass Jesus vom Kreuz herab Maria auffordert, den Jünger als ihren Sohn zu betrachten, und den Jünger, Maria als seine Mutter anzunehmen. Im Johannesevangelium sind oft einzelne Personen auch symbolisch-typologisch zu verstehen. In diesem Fall sind mit „dem Jünger, den Jesus liebte“, alle Jünger gemeint. Maria ist ihre Mutter, sie ist Mutter der Kirche. Die Mutter gibt das Leben, das sie empfangen hat, weiter als lebensspendende Quelle.
„Und von dieser Stunde an nahm sie der Jünger zu sich“ – *eis ta idia* heißt es im griechischen Original: in seinen geistigen Raum. Der Jünger nimmt die Mutter als die auf, die das Leben empfangen hat und spendet.

Der Heilige Geist wird euch alles lehren

Peter Kemmether

Jesus antwortete und sprach : „Wenn jemand mich liebt, so wird er mein Wort halten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden kommen und Wohnung bei ihm machen ... Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“(Joh 14 / 23. 26).

Die diesjährige Sommerakademie hat als Thema gewählt: ‚Im Glauben leben – Hilfen zur katholischen Lebensgestaltung‘.

Einen besseren Zeitpunkt für ein Zusammensein unter solchem Thema als in der Pfingst-Oktav wird es kaum geben. Wenn es um Erneuerung des Glaubens- und Kirchenlebens geht, dann geht dies *nicht ohne den Heiligen Geist*. Darin sind sich auch so gut wie alle christlichen Richtungen einig.

Aber : So gern und so sehnsüchtig man in der Christenheit immer wieder sich den Heiligen Geist herbeigewünscht hat, den Geist der Erneuerung und des Lebens, so hartnäckig hat man es jedesmal verweigert, ihn dort zu suchen und anzunehmen, wo der Heilige Geist wirklich und mit absoluter Sicherheit zu finden ist, wo er bereits da und ganz gegenwärtig ist und ganz direkt erreichbar, nämlich im äußerlichen Wort Gottes, in der Heiligen Schrift, im Lebens-Wort des Herrn, das der Glaube ergreift und festhält – treu und gehorsam.

Hier ist der Heilige Geist tatsächlich mit all seiner Kraft am Werk. In Klarheit und Unausweichlichkeit zeigt er sich da – ganz im Unterschied zur vagen ‚geist-bewegten‘ Welt unserer religiösen Gefühle und Erfahrungen, die voller Täuschungen sind, vom Eigen-Willen geprägt und vergiftet und zur bleibenden Ungewissheit

verurteilt. In dieser Region werden wir ihn nicht finden … Jesus Christus bezeugt uns – und das ist die eigentliche Botschaft von Pfingsten –: „Wer mich liebt, der wird mein Wort fest halten!“ Darin besteht das eigentliche Wunder von Pfingsten: sein Wort fest halten. Nichts anderes mehr suchen oder wollen. Ein alter Gebets-Vers lautete: „Dein Wort ist unsres Herzens Trutz und deiner Kirche wahrer Schutz. Dabei erhalt uns, lieber Herr, dass wir nichts andres suchen mehr!“ Das ist pfingstlich gebetet. Nicht ‚um‘ den Heiligen Geist – in aller Ungewissheit und samt allen Eigenvorstellungen – sondern in Gewissheit ‚im‘ Heiligen Geist. Nichts anderes mehr suchen oder wollen in der Kirche als sein Wort. Das ist Pfingsten! Mit spezieller Begeisterung, Bewegungen und Sondererfahrungen, mit einem Rausch des religiösen Ich hat das alles nichts zu tun – aber mit Hören, mit Gehorchen, mit Glauben. „Wer mich liebt, der wird mein Wort festhalten.“

Ja, wenn es uns um Erneuerung, Belebung in Glauben und Kirche zu tun ist, dann müssen wir sein Wort festhalten.

In seinem Wort, im Evangelium, wird uns gegeben, was er uns getan hat. Das sind keine Sachen, die wir vollbracht haben oder vollbringen müssten, sondern die wir empfangen. Und das ist schwer zu halten – denn die ganze Welt setzt sich dagegen und der Teufel gibt so lange keine Ruhe, bis er es uns wieder aus dem Herzen reißt. Im Fühlen, Erfahren, Empfinden werden wir es nie behalten können. Wer also dauerhaft dem Lebens-Wort des Herrn anhangen will, der muss es halten – im Glauben. Das ist der einzige sichere Platz! Pfingsten – und das neue Leben der Kirche – ist keine Erfahrung und keine Gestaltung und Inszenierung von Erfahrungen, sondern ist die Überwindung aller Erfahrung.

Das Wort wird festgehalten im Glauben – wider alle Welt und alle Erfahrung. So entsteht die ‚Wohnung‘ Gottes in einem Glaubenden – wie Jesus sagt – die Wohnung des Vaters und des Sohnes. Der Heilige Geist schafft diese Wohnung in einem Menschen.

„Mein Vater wird ihn lieben.“ Das ist ein gewichtiges Wort: Des Menschen Herz soll im Glauben an das Wort darauf trauen, dass Gott mit aller Liebe und Treue dem Glaubenden sich

zuwendet, obwohl doch noch die Sünde und das Elend und alles Dagegensprechende weiter vorhanden ist und auch vorhanden bleibt. Dennoch: „Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen!“

Da erscheinen zweierlei Dinge: die Gnade oder Liebe Gottes – und seine Gnaden- und Liebesgaben. Zuerst: Die Gnade, die Zuneigung, mit der uns Gott gnädig gesinnt ist und uns liebt, seine Barmherzigkeit, die über uns waltet – die im festgehaltenen Wort zu uns kommt. Nach dieser Gnade und Liebe, die Gott zu uns hat, wird er selbst kommen. Er will eine Wohnung, in der er bei uns wohnen kann, in der er bei uns da sein kann – ganz nahe da bei uns. Da kommen dann erst – und nur dann – die Gnadengaben, die alles verwandeln, was wir eben nicht verwandeln und erneuern können. Wohnung Gottes, Haus Gottes, Kirche – im Einzelnen und im Ganzen – das entsteht nicht durch unser Tun, sondern nur durch eines: „Wir werden Wohnung bei ihm machen!“ Diese Wohnung ist noch nicht da, sondern sie wird erst gebaut. Gott richtet sie in seinen Glaubenden und in seiner Kirche durch Wort und Sakrament auf, dass sie fertig und bereit sein soll, für ihn. Der Herr sagt nicht: ‚Wir werden zu ihm kommen und in ihm eine Wohnung finden‘, sondern: „Wir werden Wohnung bei ihm machen.“

Das sind die Gaben Gottes, mit denen er an uns zimmert und baut und die groben Späne abhaut! Das sind die wahren Geistes-Gaben – nicht das, was wir uns vorstellen und haben wollen, unsere falschen Träume, ichbezogene und weltangepasste Ziele, oder gar die Bestätigung unserer Irrwege. Der Heilige Geist arbeitet so, wie ein Bildhauer eine edle Statue schafft: Der schlägt und nimmt weg – immer weiter und immer mehr – und genau dadurch entsteht das neue Werk!

Wir haben diese Gnade, obwohl die Wohnung noch nicht fertig zugerüstet ist, und dennoch heißen wir Wohnung und Haus Gottes – Kirche. Denn es hängt ja nicht, nicht mehr an uns, sondern allein an seinem Wort: Da lässt uns der Herr von Tag zu Tag mehr in der Schrift geübt werden, sodass – wie Paulus einmal sagt – das Gottes-Wort mit all seiner Kraft überschwänglich reich ist bei uns und in

uns. Das ist Pfingsten! Nicht: etwas spüren, etwas erleben, etwas phantasieren über der Bibel, erst recht nicht: Eigenes durchsetzen gegen Gottes Wort und die Lehre der Kirche – sondern in der Schrift geübt werden.

Das heißt, dass Gott täglich an seinem Hause zimmert und baut. Paulus zeigt das so: Täglich mehr wird unter dem Wort der neue Mensch genährt, gereinigt und weitergebracht – und der alte Mensch wird dagegen täglich behindert und geschwächt, abgebaut und abgesetzt. Das geschieht in der Verlagerung unseres ganzen Menschseins und Christseins hin auf das Wort. Das wahre Pfingst-Symbol ist die aufgeschlagene Bibel.

„Wer mich liebt, der wird mein Wort festhalten." Dann gibt er auch seine Gaben, die wahren Geistes-Gaben. Dann geht er auch gnädig mit unseren Fehlern um, mit unseren vielen Defiziten, die wir haben und die wir unser Leben lang auch nicht loswerden. Das verleiht nicht eine religiöse Regel oder Methode oder all die Ideen und Konzepte von religiöser Gemeindeerneuerung, sondern allein das rettende Evangelium.

Und doch kommen leider alle diese religiösen Eigenprogramme mehr an bei den Christen als die Übung des Wortes. Hier aber lernen wir, wer der rechte Baumeister der Kirche ist. Der wahre und einzige Erneuerer!

Jesus Christus muss mehr sein als der Mensch. Sonst ist es egal, welcher Religion wir angehören. Sein Wort sagt uns: „Aber der Beistand – der Heilige Geist – den mein Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe." Solches Zeugnis brauchen wir – gegen alle und alles, was heute außerhalb und noch mehr und gefährlicher innerhalb der Kirche versucht, uns mit allen Mitteln das Wort zu entreißen, sein Wort – die Lebensgrundlage der Kirche und des Glaubens.

Christus fasst seinen Heiligen Geist so, dass er nicht weiter gehen soll als bis zu seinem Wort: Nehmt den Heiligen Geist an – in meinem Wort! Ich habe es geredet und habe es euch gegeben. Vor allem anderen muss unter uns Christen sein Lebens-Wort geübt und

betrieben werden, in dem und durch das der Heilige Geist kommt, der die Wohnung, das Gottes-Haus baut. Und der wird nicht eine Bestätigung des Alten und Nicht-Wiedergeborenen lehren, eine Bestätigung der Sünden und Eigenwege des Menschen – denn der Heilige Geist hat anderes zu tun als den Menschen über Gott zu stellen und ihm vorzugaukeln, er käme auf seinen Religionswegen auch ohne die Rettung durch den einzigen Retter JESUS aus. Der Heilige Geist verherrlicht allein Ihn, den Herren, Jesus Christus.
Ja Herr, Dein Wort – ‚dabei erhalt uns lieber Herr, dass wir nichts andres suchen mehr' in Deiner Kirche! Dann ist auch bei uns Pfingsten. Amen.

„Selig, die Du geglaubt hast“(Lk 1,39-55)

(Predigt zum Abschluss der Tagung)

Anton Ziegenaus

„Selig ist die, die geglaubt hat.“ Mit diesen Worten preist Elisabeth ihre Verwandte Maria selig. Die Seligkeit bezieht sich nicht auf ein zukünftiges Ereignis, wie in der Bergpredigt die Hungernden selig gepriesen werden, „denn ihr werdet satt werden“ (Lk 6,21), sondern auf Vergangenes, das in die Gegenwart hereinreicht. Elisabeth hebt Mariens Glauben hervor und nennt sie „die Mutter meines Herrn“ ((Lk 1,43). Die Ehre Mariens besteht darin, „Mutter meines Herrn“ zu sein; wir gebrauchen heute den Titel Gottesmutter. Deshalb ist sie „mehr als alle anderen Frauen gesegnet“ (Lk1,42). Grund für ihre Ehrung ist die einmalige Stellung, Gottesmutter zu sein, der Welt Gottes Sohn als Mensch gebracht zu haben. Wer also Maria als Gottesmutter ehrt, ehrt ihren Sohn als Gott.

So wird einsichtig, warum nach einem Gedanken von J. H. Newman, die drei Jahrhunderte seit der Reformation, die aufgehört haben, Maria zu verehren, auch in Gefahr sind, den Sohn nicht mehr anzubeten. Wenn Maria nicht Gottesmutter ist, ist ihr „Sohn nicht menschgewordener Gottessohn.“ Das Wort, „durch Maria zu Jesus“, gilt auch im negativen Sinn: Ohne Maria, verehrt als Gottesmutter, verlieren wir die Gottessohnschaft Jesu.

Maria nimmt den Lobpreis Elisabeths an, behält ihn aber nicht für sich, sondern gibt ihn weiter: „Meine Seele preist die Größe des Herrn und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“ (Lk 1,46f).

Die Magd des Herrn ist selig, nicht nur weil sie den Gottessohn geboren hat, sondern weil sie im Glauben auch das Kreuz durchgestanden hat. Stabat Mater, Maria stand unter dem Kreuz in tapferer Haltung, während die Jünger das Weite gesucht haben.

Der Pallotiner und anerkannte Mariologe H. M. Köster hat einmal die Herabkunft des Sohnes in den Schoß Mariens als ihre Erstkommunion bezeichnet. Bei ihr geschah das Gleiche wie in uns bei der hl. Kommunion. Wir können deshalb (wie es sich in der französischen Liturgie eingebürgert hat) das Magnificat zur Danksagung nach der Kommunion beten: Auch wir werden persönlich vom Gottessohn der Begegnung gewürdigt, auch auf uns schaut Gott in Liebe herab.

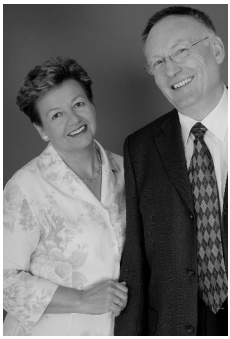
Um die Würde zu erleben, bedarf es der Demut, der Niedrigkeit, der humilitas. Weil Gott auf die Demut seiner Magd schaut, wird sie groß. „Demut“ besagt nicht immer sich zu verleugnen, Kotau zu machen, seine Bedeutungslosigkeit hinauszuposaunen. Demut ist die Tugend des geborenen Herren, dessen, der um seinen Wert weiß, den ihm Gott gibt. Diese Demut steht im Gegensatz zum Tugendstolz des Pharisäers, der meint, aufgrund einer Leistung groß und gut zu sein. Demgegenüber weiß der Demütige um seinen Wert vor Gott und durch Gott. Dieses Selbstwertgefühl

kennzeichnet auch Maria: Weil Gott auf sie geschaut hat, sagt die demütige Magd: Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter. So preisen wir in der Danksagung den Herrn, der uns seiner gewürdigt hat.

Der Katholik freut sich seiner Würde, die Gott ihm gibt – gegen allen Pessimismus; und er freut sich, katholisch zu sein. Seien wir unseres Glaubens froh!

Referenten

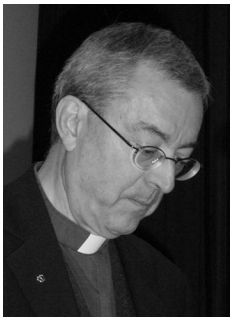
Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus studierte Theologie, Philosophie und Psychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1963 empfing er die Priesterweihe. Im selben Jahr wurde er bei Alois Dempf mit der Arbeit *Das Menschenbild des Theodor von Mopsuestia* zum Dr. phil promoviert, 1972 folgte die Promotion bei Leo Scheffczyk zum Dr. theol. mit der Arbeit *Die trinitarische Ausprägung der göttlichen Seinsfülle nach Marius Victorinus*. An der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg habilitierte er sich mit einer Schrift zur Theologie der Buße für das Fach Dogmatik.
1977 erhielt er einen Ruf an den Lehrstuhl für Dogmatik an der Universität Augsburg. Er hatte Gastprofessuren an der Universidad de Navarra in Pamplona und Päpstlichen Universität vom Heiligen Kreuz (Pontificia Università della Santa Croce) in Rom inne. 2004 wurde er emeritiert. Er ist wissenschaftlicher Leiter der Theologischen Sommerakademie in Augsburg und doziert an der Gustav-Siewerth-Akademie in Bierbronnen.
Die Forschungsschwerpunkte von Ziegenaus sind: Geschichte des Schriftkanons, Eschatologie und Sakramentenlehre. International bekannt wurde Anton Ziegenaus mit dem achtbändigen Werk Katholische Dogmatik, das er zusammen mit dem späteren Kardinal Leo Scheffczyk verfasste. Das Werk wurde in mehrere Sprachen übersetzt, zuletzt ins Ungarische, Ukrainische und Koreanische. Anton Ziegenaus hat zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten publiziert. Er ist seit 1991 Mitherausgeber der Zeitschrift Forum Katholische Theologie. Ziegenaus war bis 2005 Vorsitzender der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Mariologie und Herausgeber der Buchreihe Mariologische Studien. Er wirkt als Krankenhausseelsorger in Bobingen.



Hans Augustin geb. 1949 in Salzburg, Lehre für Druckformenherstellung, Matura an der Höh. Graph. Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt, Wien (1973); Studien an den Universitäten Salzburg und Innsbruck (Kunstgeschichte, Philosophie, Medizin), 1980 Gründung von Verlag und Druckerei „HandPresse"; freier Journalist beim ORF (Kultur); 1986 – 2006 externer Lektor am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck; Heirat mit Christina (1989), drei Kinder; von 1996 – 2003 Chefredakteur der Zeitung der Landwirtschaftskammer Tirol, seither Leiter der Kulturprojekte der Landwirtschaftskammer Tirol; Akademie für Ehe und Familie, Salzburg, TeenSTAR-Ausbildung; seit Juni 2010 Großvater; zahlreiche literarische Publikationen und Auszeichnungen.

Christina Augustin geb. 1954 in Kolsaß, Matura an der höheren Lehranstalt für Frauenberufe; Tätigkeit im Reisebüro Wagon-Lits/Cook; Chefsekretariat der Univ.-Klinik für HNO, Innsbruck; Ausbildung zur Physiotherapeutin, vier Jahre Praxis; Heirat mit Hans (1989), drei Kinder; Wiedereinstieg in den Beruf (Teilzeit) nach 14 Jahren; Akademie für Ehe und Familie, Salzburg, TeenSTAR-Ausbildung; Mitarbeit an der Akademie für Ehe und Familie; seit Juni 2010 Oma. Das Ehepaar gehört der geistlichen Familie „Das Werk" an.

Dr. Monika Born ist 1942 in Essen geboren. Sie studierte Germanistik und Pädagogik. Nach ihrem Studium wirkte sie als Erzieherin, Lehrerin und Fachleiterin für Deutsch. 1977 promovierte Monika Born in Pädagogik und erhielt Lehraufträge für Kinder- und Jugendliteratur an der Universität Essen. Von 1979 bis 2006 war sie Dozentin für Deutsch und Pädagogik am Institut für Lehrerfortbildung in Mülheim, einer Einrichtung der fünf Bistümer des Landes NRW. Von 1989 bis 2001 war sie Mitglied der Jury zum Kath. Kinder- und Jugendbuchpreis. Ihre Veröffentlichungen befassen sich mit Themen der Pädagogik, der Deutschdidaktik sowie der Kinder- und Jugendliteratur.

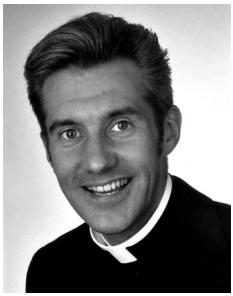


Bischofsvikar lic. theol. Christoph Casetti wurde 1943 in Zürich geboren, wo er auch die Primarschule und das Gymnasium besuchte. Nach der Matura (1962) studierte er je ein Jahr Philosophie in Rom und Paris. Das Theologiestudium absolvierte er in Münster/ Westfalen (1973). 1973 promovierte er zum Lic. theol. mit dem Thema „Anthropologische Vorüberlegungen einer Moraltheologie der Hoffnung“. Er trat in das Priesterseminar in Chur ein und empfing 1974 die Priesterweihe. Nach Seelsorgediensten als Vikar in mehreren Züricher Pfarrgemeinden wurde er 1982 Bischofsvikar im Bistum Chur. Von 1990-1993 diente er als Generalvikar unter dem Diözesanbischof Wolfgang Haas für den Kanton Zürich in Chur. Seit 1990 ist er Mitglied des Domkapitels von Chur und seit 2002 Mitglied des Internationalen Rates für Katechese der Kleruskongregation. 2002 wurde er durch Bischof Amédée Grab zum Domsextar, 2003 zum Domkustos der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur berufen. Am 1. Juli 2008 wurde er durch Bischof Vitus Huonder zum Bischofsvikar ernannt für das Ressort Pastoral (Ehe und Familie, Jugend, Weitergabe des Glaubens, Medien) sowie als Pressesprecher des Bistums Chur. Sein „Familienkatechismus“ wurde bereits in die tschechische. slowenische, kroatische und Hindu-Sprache übersetzt. Er gibt Katechesen über Radio Horeb und nimmt an Fernsehsendungen teil. Er ist oftmaliger Referent bei der Theologischen Sommerakademie in Augsburg, in Aigen und beim Forum Deutscher Katholiken. Publikationen und Vorträge zur katholischen Ehelehre, zum Katechmismus und zur Sakramentenlehre.

Dr. Silvia Cichon-Brandmaier erhielt 1999 in Augsburg das Diplom in Theologie. Anschließend promovierte sie bei Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus in Dogmatik. Ihre Dissertation wurde 2008 veröffentlicht: Ökonomische und immanente Trinität – Ein Vergleich der Konzeption Karl Rahners und Hans Urs von Balthasars. Neben ihrer Promotion bildete sie sich als Referentin in der Ehevorbereitung der Erzdiözese München und Freising aus. Nach Abschluss ihrer Weiterbildung zur Ehe-, Familien- und Lebensberaterin in der Erzdiözese München und Freising ist sie in diesem Bereich auch tätig. Sie ist verheiratet und Mutter von vier Kindern.

Msgr. Dr. Markus Hofmann, Regens des Erzbischöflichen Priesterseminars Köln, wurde im März 1968 geboren und empfing 1995 die Priesterweihe. Seine erste Kaplansstelle trat er 1995 in St. Franziskus-Xaverius in Mörsenbroich an. Die Jahre von 1998 bis 2003 verbrachte er im Bistum Augsburg. Von 2003 bis 2009 wirkte Hofmann als Direktor des erzbischöflichen Theologenkonviktes in Bonn. Seit September 2009 ist er Regens des erzbischöflichen Priesterseminars in Köln. Er promovierte bei Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus in Dogmatik.

Peter Kemmether, geb. 1948, studierte in Neuendettelsau evangelische Theologie und wurde in der evangelischen Kirche ordiniert. Er ist verheiratet und hat vier Kinder im Erwachsenenalter. Nach seiner Konversion zum katholischen Glauben bewarb er sich beim Regensburger Bischof Dr. Gerhard Ludwig Müller um die Zulassung zum Priestertum. Nach dem Studium theologischer Fächer und der Liturgie erhielt er 2010 in Regensburg die Priesterweihe. Seitdem ist er in der außerordentlichen Seelsorge eingesetzt.



Pfarrer Georg Alois Oblinger, geboren 1967 in Saarlouis, Studium der Theologie in Trier und Augsburg, Priesterweihe 1995, tätig als Pfarrer in Ichenhausen (Diözese Augsburg), Religionslehrer am Gymnasium in Wettenhausen, Publizist, Kolumnist und Autor.

Dr. Andreas Püttmann wurde am 16. April 1964 in Dinslaken geboren. Von 1983 bis 1990 studierte er Politikwissenschaft, Geschichte und Staatsrecht an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und am Institut d'études politiques de Paris. Er war Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung und des DAAD. 1993 wurde er mit der Arbeit „Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität. Konfession und Staatsgesinnung in der Demokratie des Grundgesetzes" bei Wolfgang Bergsdorf promoviert. Nach freier Mitarbeit beim WDR-Hörfunk (1987-89) war er von 1989 bis 1991 Redakteur beim Rheinischen Merkur.
1991 wurde er mit dem Förderpreis des Katholischen Journalistenpreises ausgezeichnet. Seit 1993 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter der Konrad-Adenauer-Stiftung. Dort wirkte er zunächst als Referent in der Journalistischen Nachwuchsförderung, seit 1995 als Leiter des Referats für die südwestdeutschen Hochschulen in der Deutschen Studentenförderung. Seit 2002 wirkt er nach einer schweren Erkrankung nur noch in begrenztem Umfang als freier Publizist in Bonn. Sein vielbeachtetes Buch: „Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands" (Gerth Medien 2010) erscheint bereits in 3. Auflage. Er ist renommierter Referent beim Kongress „Freude am Glauben" des Forums Deutscher Katholiken. http://www.andreaspuettmann.de

Sr. Margaritha Valappila kam 1960 mit einer Gruppe indischer Mädchen mit dem Schiff zunächst in Italien an, erhielt dort während eines kurzen Aufenthaltes in Rom den päpstlichen Segen von Papst Johannes XXIII. für ihre Berufung. Nach dem Noviziat bei den Schwestern vom Heiligen Josef zu SAINT-MARC (SJSM) in der Diözese Freiburg legte sie ihre erste Profess ab. Anschließend machte sie ihre Ausbildung als Krankenschwester. Sie arbeitete in Krankenhäusern und als Krankenschwester in der Gemeinde. Danach war sie in zwei Altenpflegeheimen als Pflegedienstleiterin tätig. Ende 1989 ereilte sie eine lebensbedrohliche Erkrankung. Sie erfuhr eine innere und körperliche Heilung. Bei anschließenden mehrtägigen Exerzitien bekam sie eine neue Berufung. Sie organisiert und leitet Exerzitien mit indischen und deutschen Priestern im Haus Raphael, Bad Soden, in der Diözese Fulda. Darüber hinaus wirkt sie in verschiedenen Diözesen Deutschlands sowie in Europa, Afrika und Amerika.
• Jesu lebt heute, Danielis Verlag;
• Unterwegs mit Jesus, Miriam Verlag

Pater Prof. Dr. Karl Wallner, geb. 1963 in Wien, trat 1982 in das Zisterzienserkloster Heiligenkreuz ein. Er studierte an der Hochschule Heiligenkreuz sowie an der Universität Wien Theologie und promovierte 1992 mit einer Dissertation über den Schweizer Theologen Hans Urs von Balthasar „sub auspiciis praesidentis“. Er ist Professor für Dogmatik und Sakramententheologie. Seit 1999 leitet er die Hochschule Heiligenkreuz als Dekan; mit deren Erhebung zur Hochschule päpstlichen Rechtes 2007 wurde er zum Gründungsrektor der „Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz“. Nebenher ist er Jugendseelsorger des Stiftes, organisierte 2007 den Besuch von Papst Benedikt XVI. in Heiligenkreuz und ist Verantwortlicher für die Öffentlichkeitsarbeit. In dieser Funktion wurde er 2008 einer breiteren Öffentlichkeit im Zusammenhang mit der Gregorianik-CD „Chant – Music for Paradise“ (1 Million verkaufte Exemplare) bekannt. Durch seine Vorträge und Katechesen erreicht er ein weites Publikum. Er hat Bücher zu den unterschiedlichsten Bereichen der Theologie und Spiritualität veröffentlicht; sein Buch „Wer glaubt, wird selig“ (2009) schaffte es auf die Spiegel-Bestseller-Liste. Erfolgreich waren überdies seine Bücher „Sinn und Glück im Glauben“ (2008); „Der Gesang der Mönche“ (2009) und „Wie ist Gott?“ (2010). http://www.hochschule-heiligenkreuz.at/Prof-P-Dr-Karl-Wallner-OCist.89.0.html

Dipl.-Ing. Jenö Zeltner absolvierte nach seiner Gymnasialzeit in München das Studium zum Diplom-Ingenieur (TU) der Bergbauwissenschaften. Er ist Familienvater und tätig als Gesellschafter und Prokurist. Er leitet die Abteilung Immobilien und Eisenbahn Consulting und die Abteilung CAD und Geographische Informationssysteme bei Nickol & Partner.

Der Fels – Katholische Monatsschrift
gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC
Herausgeber: Der Fels–Verein e. V.
Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert
Bezugsadresse für den „Fels“:
Eichendorffstr. 17
D-86916 Kaufering
WEB-Adressen:
http://www.der-fels.de/
http://forum-deutscher-katholiken.de/
http://www.ik-augsburg.de/

Salzburger Akademie für Ehe und Familie
http://familienakademie.org/

Katholische Dogmatik
8 Bände
Leo Scheffczyk, Anton Ziegenaus.
Bd.1: Grundlagen des Dogmas, Einleitung in die Dogmatik.
Bd.2: Der Gott der Offenbarung, Gotteslehre.
Bd.3: Schöpfung als Heilseröffnung, Schöpfungslehre.
Bd.4: Jesus Christus – Die Fülle des Heils, Christologie und Erlösungslehre.
Bd.5: Maria in der Heilsgeschichte, Mariologie.
Bd.6: Die Heilsverwirklichung in der Gnade, Gnadenlehre.
Bd.7: Die Heilsgegenwart in der Kirche und in den Sakramenten.
Bd.8: Die Zukunft der Schöpfung in Gott, Eschatologie.

Biblische Fundierung, breite geschichtliche Information, spekulative Durchdringung, spirituelle Wärme und kirchlicher Sinn empfehlen diese Dogmatik, die die Glaubenswahrheit auf dem Boden der Heilsgeschichte reflektiert und in ihrer Klarheit zum Leuchten bringt.